
STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Der
# Wiener Volksgarten.



Herausgegeben
von
M. G. Saphir.

1. Heft. Jänner. 1842.

## Die
# Lokalstück-Fabrik in der Unterwelt.

### Ein Versuch im halblokalen Holzschnitt
von
M. G. Saphir.

Personen.

Mu. } Schatten.
Rztsch. }
Weh. }

Erste Scene.

Rztsch.

Ich bin jetzt 23 Jahr ein Schatten, wie sich's gebührt,
Aber ich hab mich als Schatten so ziemlich konservirt!
Es ist halt hier unten, wie oben mit dem Gelichter,
Die Schatten konserviren sich länger, als die Lichter!
Als ich auf der Welt war, war ich ein Licht, wie ich mich rühme,
Ich spielte die Affen und Bären, kurz, ich war Mime!
Ich war Jünger der Musen, ein wohlbestellter,
Ja, Jünger heißen sie, denn bei den Musen wird man nie älter!
Als ich so einmal einen Bären gespielt, ein rüstiger,
Da sah ich eine Statistin, und ich ward Statistiker,

Da trat ich als Bär auf sie zu, und sagte: „ma chère,
Es ist nicht gut, daß er allein sei, der Bär!
Und gefall' ich Ihnen nicht als Bär, ich bitt' sich zu erklären,
So fahr' ich aus der Haut, ich kann mich entbären!"
Sie sah mich an, noch seh ich sie, die Herrlichste der Frauen!
Sie sah mich an, und lag in meinen — Klauen.
Was ich in jenem Augenblick empfunden, ich weiß es nicht,
Ob ich etwas in jenem Augenblick empfunden, ich weiß es nicht,
Was sie in jenem Augenblick empfunden, ich weiß es nicht,
Was wir zusammen in jenem Augenblick empfunden, das weiß man nicht!
Das weiß ich, daß ich sie verließ, sans Adieu,
Und war diesen Abend ein Bär, comme il y en a peu!
Es war ein schöner Moment, keiner von uns vergißt ihn,
Ich durch und durch Bär, sie durch und durch Statistin!
Um uns die Gegenwart, voll Tändeln und Küssen,
Vor uns die Zukunft, und hinter uns die — Coulissen! —
Das dauerte nicht lang, kurz nach der Hochzeit ward sie zum Zeitvertreib
Der Bär, denn Mann und Weib ist ein Leib!
Nun, es weiß ein Jeder, was ein Mann für ein Held is,
Der Glücklichste ist noch immer ein Musje Griseldis!
Ich aber hab' kein' so zähe Natur gehabt, wie Griseld,
Ich sagte zu meiner Frau: „Adieu, Percival! Adieu, Welt!"
Ich hab mich homöopatisch von meinem Übel kurirt,
Ich hab' 14 Tag gar nix g'gessen, nachher hab' i nix mehr g'spürt!
Sie hat gemeint: „Wir sehen uns wieder im bessern Leben!"
Ich aber hab ihr g'sagt: „Genir' dich nit eben,
Wer's gute Leben nit ehrt, ist's bessre Leben nit werth!"
Aber mit der ewigen Ruh, da unter der Erd',
Is a nix! Wenn ich's den Leuten nur sagen könnt',
Daß die Plag mit dem Tod hat auch noch kan End!
Da lebt der Mensch so a Jahrl a Siebzig,
Er plagt sich, er tuckt sich, und druckt sich, und schiebt sich,
Und kaum is man a Bisserl todt, und will sein Leben genießen,
Da zitiren's uns hinauf, da muß man umschießen,

Denn fehlt's den Dichtern der Erd' da im Oberhaus,
Da appelliren sie gleich an uns da im Unterhaus! —
Wenn ihnen im Stück der Faden ausgeht, und der Strick reißt,
Da rufen's a Fee, a Schatten, a Todten, a Geist;
Die gewöhnlichen Menschen können bloß den Lebendigen kein' Ruh geben,
Die Dichter aber lassen selber die Todten nit leben!
Da ist jetzt einer, so ein Schatten von ein' Trauerspieldichter,
Der is ein Nachtwandler, und nach allen Schatten sticht er.
Das war so ein moderner, verklärter, Wehmüthig-Übergebliebener,
Ein Allerfünfwelttheil-Müder, ein Schicksalsvoller und Umhergetriebener,
Ein Sehnsuchtsumsponnener, ein Unausgegor'ner,
Ein Zwang- und Drang-Talent, kurz, ein zu früh Geborner!
Und weil er zu früh geboren ward für die jetzige Generation,
So ermordet' er in jedem Stück eine ganze Nation. —
Jetzt ist er da, und zu seiner Straf ist ihm aufgegeben,
Ein Lokalstück zu schreiben, wo alle Leut' bleiben leben.
Ein schweres Stück! das gewisse ridendo dicere verum!
Darüber is schon Mancher gestolpert, o Jerum, o Jerum!
Wer's aber kann, wer's heraufholt ex profundis,
Das glaubt gar kein Mensch, wie das g'sund is,
Und ein Götterg'spaß so anspruchlos cum grano salis,
Ist besser wie a Klugheit, die gewöhnlich schal is.
Doch halt! da kömmt er —

Weh (mit einem Licht und Dolch).

„Vierter Akt!
So, der packt!“
„Blut, Blut, Blut!“
Gut!
Sehr gut!
„Ha! fort! fort! fort von mir!
Oder ich werde ein Selbstmörder an dir!“
Fünfter Akt!
Ha! vertrakt!
Schwere Noth!

Alles im vierten Akt schon todt!
Ha! nur jetzt gib mir einen Menschen!
Zum fünften Akt!

Nztsch.

Das ist die Nemesis in ihrer Macht!
Er wandelt Nacht!
I red' ihn an, wenn er auch erwacht.

(Naht sich Weh mit Komplimenten.)

Um Vergebung! Sie sind so traurig, so niedergeschlagen, sind Sie vielleicht eine Aktien-Gesellschaft? (Weh schüttelt den Kopf) Nicht? Oder wollen Sie ein Klavier-Konzert veranstalten? (Weh schüttelt mit dem Kopf) Auch nicht? Nun, was ist Ihnen für Unglück geschehen? Oder ist Ihnen vielleicht Ihr Mantel gestohlen worden? und der Dieb ist unglücklicher Weise erwischt worden, und Sie sind jetzt ein geplagter Mensch, daß Sie so viel laufen müssen? (Weh schüttelt mit den Kopf) Auch nit? Also was gibts? Kan Mensch hat Ihnen was versprochen, gute Freund habens kane, verheirath sein's nit, dumm sein's genug, und ein schlechter Kerl sind Sie auch, was kann Ihnen also zu Ihrem Glück auf der Welt noch fehlen?

Weh (sticht nach ihm, im Schlafe).

Ha, du Schurke, du hast mein Weib ermordet!

Nztsch.

Ich? Ermordet? und gar die Seinige? Wann i morden will, mord i die Meinige.

Weh.

860 hab ich erstochen, 202 hab ich erschossen, 92 sind unter dem Kanapee erstickt — 54 hab ich in Folge leidenschaftlicher Monologe an Lungenlähmung sterben lassen, und dich — dich! Ha! ihr Götter! gebt mir einen neuen Tod!

Nztsch.

Einen neuen Tod? Wenn die Ärzte nit dagegen wären,
Die können schon die alten Tod' Alle nimmer ernähren,
Wenn er inwendig abtragen wird, der alte Tod,
So kriegt er a frischs Futter aus einer neuen Method,
Und das Echo jeder neuen Method ist halt immer: todt! todt!

Weh.

Todt! todt! todt! maustodt todt!
Wie eine todte Maus maustodt! Ich liebte sie — und sie — und sie — !

Rztsch.

So? Sie und sie und sie hat er geliebt,
Das war schon ein Dichter! Das is betrübt!
Aber jetzt weck' i ihn auf, sonst liebt er noch sie und sie,
He! Trauerspieldichter! steh auf, du Mordgenie! (rüttelt ihn)
Na, der hat ein' Schlaf, als ob er sein eigenes Publikum wär.

Weh (erwacht aus seinem Zustand).

Ha, wer wagts, mich aufzuwecken?

Rztsch.

Na, Se war'n Ihr Leb'n Schlafhaub'n gnug, es is Zeit, daß's einmal aufg'weckt wer'n, b'sonders jetzt, Sie müssen ein Lokalstück schreib'n. G'schwind, Sie Zeit-, Papier-, Geduld- und Menschenmörder!

Weh.

Ich ein Lokalstück? Ich? ein sublimer Poet,
Der nur die Blüthe der Sprache versteht?
Der nur die zartesten Blumen der Poesie
Im Munde führt, des Wohllauts allerhöchste Melodie?
Ich? dem die Sprache erschloß die edelsten Gaben?
Verdanken Sie's meiner Großmuth, daß nit schon ein' „Watschen“ haben!

Rztsch.

Und Sie verdankens bloß meiner Kleinmuth, daß nit schon zehn haben!
Ich sag' Ihnen, sekirns mich nicht lange,
Oder assekuriren Sie Ihre linke Wange!

Weh.

Ich? Ein Lokalstück? Und was braucht man dazu am End?

Rztsch.

Nix — o nix! — Talent!

Weh.

Talent? Ich hab ja Talent, aber ein trauriges!

Ein großes Talent, ein schauriges!
Kommt man mit dem traurigen Talent im Lokalstück aus?
Rztsch.
O man hat Beispiel davon — i plaudr' nix aus.
Weh.
Bringt man auch im Lokalstück Jemand um?
Rztsch.
O ja, manchmal, ja, da bringt man auch um.
Man bringt um, um die Zeit, um's Geld, kurz, man bringt oft um,
Das ganze Publikum um und um.
Weh.
O hilf! hilf du! sei du mein guter Geist,
Sprich, wenn du guten Rath mir weißt.
Rztsch.
Sie erbarmen mir, i hab Mitleid mit Ihnen,
I bin a guter Kerl, i will Ihnen dienen.
Schaun's, wenn die Dichter oben sich nit zu helfen wissen,
Da werden wir gleich auf die Oberwelt g'rissen,
Kehren wir die G'schicht einmal um! Sie stecken in der Sauce,
Reißen wir einen herunter in der Unterwelt Schooß.
Einen Lokaldichter von oben, der's so recht kann,
Den beschwören wir herab, das is unser Mann,
Der Ihnen, nur g'schwind sagt, wie's die Andern machen.
I kenn an, wann der kummt, so könnens lachen,
Der soll Ihnen nur so die Handgriff bescheren,
Denn den Geist, den Geist, den kann man entbehren.
Weh.
O Schutzgeist meines Talents, wie kannst du fragen?
Aber wirst du's, ihn zu rufen, auch wagen?
Rztsch.
O der is g'wohnt, daß er g'rufen wird,
I wag's, i hab eine Formel, mit der man diese Dichter citirt.
(Er stellt sich inmitten der Bühne und macht seine Formeln.)
Hokus! Jokus! Pokus!
Spinat, Petersil und Krokus!
Jünger du des Jokus,

Erschein! erschein! erschein!
Bei Othellerls Zaubergebein,
Bei Eulenspiegels Fuchsimundus,
Bei Lumpaci-Vagabundus,
Bei des grauen Hauses lust'ger Macht,
Bei der verhängnißvollen Faschingsnacht,
Bei ebner Erd und beim ersten Stock,
Bei Teuxel Roberts rothem Rock,
Beim Talisman, beim Talisman, beim Talisman,
Erschein' und rett' den Jammermann!
Hokus! Jokus! Pokus!
Spinat, Petersil und Krokus,
Erschein', du Jünger des Jokus,
Geister, Geister, hinauf, herab!
Steig als Schatten nun herab!

Mu (kömmt von oben herab, im Unterwelt-Kostume).

Was is denn das wieder, Sapperdipix!
I sitz g'rad beim Schreib'n und denk an nix,
Da beschwörens mich herab — was soll das heißen?
Sind Sie ein Recensent, daß mi herunterreißen?
Wie heißen Sie?

Rztsch.

Rztsch!

Mu.

Zur Genesung! Wie heißen Sie?!

Rztsch.

Rztsch!

Mu.

Zur Genesung! Wie heißen Sie, wenn ich bitten darf?

Rztsch.

Ich heiße: Rztsch!

Mu.

Also ein Spanier?

Rztsch.

Was? ein Spanier? Wollen Sie mir meine Geburt nehmen?
Und wie heißen Sie?

M u.

Mu!

R z t s ch.

Nun, und wie weiter?

M u.

Was weiter? Mu, nix weiter.

R z t s ch.

Mu? Mu! Nun, wenn der Namen Ihnen nit zu kurz ist, mir is er lang g'nug.

M u.

Na, was gibts? Was wolln's mit dem Allen?
Ich bin wie aus den Wolken gefallen.

R z t s ch (zu Weh).

Na, jetzt redens!

M u (zu Weh).

Wer sind und wie heißen Sie?

W e h.

Ich heiße Weh! mir ist weh und Alles thut mir weh,
Ich bin ein Dichter, also schon begraben per se,
Und hab' Trauerspiel g'schrieb'n, Trauerspiel' die packen,
Da weinen dabei selbst die Kakerlaken,
Und zur Straf, daß ich so viel Leut hab umbracht,
Hab i in der Erd ka Ruh', bis i a Lokalstück gemacht.
Mu, schau, du bist Einer, der's vom Grund aus versteht,
Mein Mu, sag, wie man damit zu Werke geht.
Lern' mir's A-B-C, die ersten Regel,
Nachher geh' i vielleicht selbst unter Segel.

M u.

Schau, von mir woll'n wir nit reden jetzund,
Denn die Bescheidenheit ist auch eben kein Hund,
Aber i sag dir ganz kurz und geschwind
Von vielen Lokalstücklehren die Anfangsgründ'!
Hast schon an Stoff?

W e h.

Nein!

Rztsch.

Schadt auch nix; man nimmt so ein Frauenherz zum Teig,
Da hast gleich an schweren Stoff und an leicht's Zeug.

Mu.

Hast du schon eine Handlung?

Rztsch.

Eine Handlung? Ist ein Stück ein Handlungshaus?
Es kann fallen, nachher is mit der Handlung aus!

Mu.

Hast du schon den Bauplan, den Bauriß?

Rztsch.

Ein Bauriß? Wissens was das für ein Wesen is?
Das is ein Baumeister, der macht beim Bau sein Riß.

Mu.

Hast du schon Witz, Scherz, Spaß?

Rztsch.

Man nimmts nit so genau bei der jetzigen Zeit,
Die Dichter sein jetzt alle spaßig — Scherz bei Seit!

Mu.

Ich seh schon, ich muß dir für dein Bestreben
Bloß ein paar kurze Umriß geben.
Ich geb' dir bloß Anfang, Mitte und Ende —
Das andere reicht dir dann selbst schon die Hände,
Schau (er winkt — es geht ein Vorhang in die Höhe — ein Chor steht, schreit im Chor „Juchhe!" und geht ab)
Schau, das ist der Anfang, ein Chor — da hilft gar kein Besinnen,
So ein Stück ist wie die Welt, mit dem Chaos muß's beginnen,
Und nun redt man was von Madln, Bub'n und Herzen,
Ein Liedel so mit Flammen und mit Schmerzen.

Rztsch.

Das is ja leicht! die Mädl, o die Mädl, die heurigen,
Sie sein wie die vorjährigen, die unsrigen wie die eurigen
Die großen Amazonen und die kleinen Liliputi,
Sie sein wie sie waren: cosi fan tutti-frutti!
Und die Lieb? die Lieb is wie ein Banko-Zettel,
Wenn mans einmal wechselt, is gleich hin der ganze Bettel.

Ja, so ein Madl, ein Madl zu dreizehn,
Das kann jetzt schon gar weit seh'n,
Und so a Madl jetzt zu sechzehn
Die möcht lauter gold'ne Hecht seh'n,
So a Madl aber zu zwanzig
So eins nach und nach ermannt sich;
So ein Madl aber zu dreißig,
Das wird immer mehr beißig;
So a Madl aber zu vierzig
Wanns die Jahr zählt, glaubt's, sie irrt sich;
So a Madl aber gar zu fufzig
Die wickelt schon halb in den Muff sich;
So ein Madl aber zu sechzig
Die liebt ein Pintscher und so an den Mann sie rächt sich;
Und so ein Madl von sechzig bis hundert,
Die glaubt immer noch, daß's Jemand bewundert.

Mu.

Das braucht man nit auf die Madl bloß zu appliciren,
Dasselbe kann mer bei dem Mann auch noch probiren:
So ein Buberl jetzund zu zehne,
Das hat schon auch nun seine Helene,
Ein Buberl jetzund zu zwölfen
Liebt beim Theater schon Feen und Elfen;
Ein Buberl jetzund zu achtzehn,
Das kann kein Stück mehr bei Nacht seh'n;
Ein Buberl jetzund zu zwanzig,
Dem wird sein Herzerl jetzt schon ranzig,
Ein Buberl jetzund zu dreißig,
Das kultivirt sein Glatzerl schon fleißig.
Ein Buberl jetzund zu vierzig,
Das geht auf'n Wuchs und schnürt sich;
Ein Buberl jetzund zu funfzig,
Das traut schon nimmer in die Luft sich;
Ein Buberl jetzund zu sechzig,
Das zählt oft zum schönen Geschlecht sich;
Ein Buberl jetzund zu siebzig,

Wird wieder ein Kind und verliebt sich;
Ein Buberl jetzund mit achtzig,
Das glaubt halt noch immer, es macht sich;
Ein Buberl jetzund mit neunzig,
Das denkt sich: i bin halt immer noch einzig;
So ein Buberl jetzund mit hundert,
Flammt noch auf, wenns ganz schon verzundert!

(Zu Weh.)

So, sehen Sie, jetzt noch ein fades Räthsel oder Charad'
So wird 's Stück fertig, stat und stat.

Rztsch.

Zum Beispiel — : „Warum war vor einem Jahr so ein schlechts Weinjahr?“

Weh.

I was nit!

Rztsch.

Weil vor einem Jahr gar kein Heuriger g'wachsen is.

Mu.

Nit übel. Oder: Warum is der g'sunde Witz nirgends zu Haus und der kranke Witz überall zu Haus?

Rztsch.

Na, Warum?

Mu.

Weil der g'sunde Witz ausgeht, der kranke Witz aber kann nie ausgeh'n.'

Sagen Sie mir, wie unterscheiden unsere Mädel ihre Liebhaber von ihren Mopperl? — Wenn's das Mopperl nit am Bandel haben, hängens ihnen an's Maul einen Korb an; wenns den Liebhaber nimmer am Bandel haben, hängens ihnen an Korb noch ein Maul an! — (zu Weh) Jetzt müssen Sie noch ein Lied mit Couplets singen. Haben Sie gar nichts?

Weh.

I hab wohl eines, aber das paßt da gar nit her.

Mu.

Was passen! Ein Lied und ein Schmarotzer muß überall hin passen. Von was is denn?

Weh.

So ein Lied vom Effekt.

Mu.

Vom Effekt? Nur her damit, wir wollens gleich 'nein passen. Von was haben wir g'rad g'redt?

Nztsch.

Von einem Mopperl.

Mu.

So, da werden wir gleich beim Effekt sein. Schaun's, da fangens was zu reden an, und reden fort, was Ihnen einfällt. Jetzt steigen wir beim Mopperl ein, und beim Effekt wern mer aussteigen, das machen mer so: „Weil i grad vom Mopperl red', so ein Mopperl ist eigentlich gar kein Hund, er ist bloß so eine Taschenausgabe von an Hund; aber die Taschenausgaben sind beliebt, das heißt, nicht die Ausgaben aus der Taschen, sondern die Ausgaben für die Taschen. Was ist eine Tasche? Die Tasche ist die Privat-Familiengruft des Menschen, denn ob's voll oder leer is, da ist der Hund begraben! — 's is kurios, je weniger Geld die Leut haben, je mehr Taschen habens. Man hat jetzt manchmal 10—12 Taschen, aber es geht ihnen wie der Rubrik „Alter“ in einem Frauenzimmer-Paß: sie werden nie ausgefüllt, denn ein Frauenzimmer sagt immer: „ich zähle erst achtzehn Sommer,“ denn die nassen und die kühlen Sommer, die zählns nit! „Achtzehn Sommer!“ das ist der junge Weiber-Sommer! „Achtzehn Sommer!“ das ist die Saison, in welcher die Männer gern ihre Parthie machen! — Ja, achtzehn Sommer, das macht Effekt! Merkens was? Jetzt sein mir schon beim Effekt, und nun verarbeiten wir den Effekt.

## Effekt-Lied.

Aus was besteht in uns'rer Zeit das Leben?
 Aus was besteht die Zeit? Aus was besteht die Kunst?
Aus was besteht das Ziel? Aus was besteht das Streben?
 Aus was besteht der Preis? Aus was besteht die Gunst?

Aus was? das weiß man ganz perfekt!
Wenn das Talent nicht packt, wenn das Talent nicht klekt,
So schröpft man die Leute alle mit — Effekt.

Effekt ist jetzt das Losungswort der Tage,
Effekt, das ist der geistlose Geist der Zeit!
„Was macht denn nur Effekt?“ das ist die Lebensfrage;
„Wo nehm ich den Effekt?“ so heißt es weit, und breit!
Und alles was nur dichtet, kritzelt, pinselt mit Respekt!
Was deklamirt, was fiedelt, singt, und schreit, und quäckt,
Schreit laut: „ums Himmelswillen! Nur Effekt!“

Die jungen Männer jetzt besitzen keine Felder,
Sie haben Häuser, Wiesen, Gärten, Äcker nicht;
Doch sie besitzen ungeheure Wälder,
Um Nase, Mund und Kinn und Angesicht;
Und dieser Wald ist oft so wild, und dicht bedeckt,
Daß man oft gar nicht weiß, was denn für Bär d'rin steckt;
Doch bei Beleuchtung macht so ein Wald Effekt!

Ein dummer Recensent, es gibt derlei mitunter,
Bei uns nicht, Gott behüte! doch währlich anderwärts
Der reißt ein neues Stück auf alle Weis' herunter,
Mit komischem Ernst, und mit traur'gem Scherz;
Ein Anderer hat kaum geblattert und gefleckt
Wenn er die größten Dichter auf's Kleinlichste zerpöckt,
Zwar kräht kein Hahn darum — Allein es macht Effekt!

Ein Kranker liegt auf seinem Leidensbette,
Freund Garaus kömmt mit seiner Sense schon,
Der Doktor naht, verschreibt, daß er ihn rette,
Von einem Tropfen ihm ein — Quintillion! —
Obwohl der Tod sogleich die Waffe streckt
Wenn er an ein Quintilliönchen Pulver lekt?
Fürn Tod ist's nicht, aber für's Leben macht's Effekt!

Die Frau zankt mit dem Mann, das trifft sich schon zuweilen,
Der Mann brummt, wie ein Löw', das trifft sich auch,
Er will, was sie will, ihr durchaus nicht ertheilen
Da fällt in Ohnmacht sie und schließt das Aug',
Dies Mittel hat der Satan ausgeheckt,
Zwar ists verbraucht, die Finte längst entdeckt,
Allein ich weiß, sie macht immer noch Effekt!

Die Mode stellt bei allen Erdenfrauen
Das diplomat'sche Gleichgewicht einher,
Die Magersten sind wie die Dikften anzuschauen,
Und auf der Wage wiegen Alle sie gleich schwer,
Wie oft sieht man ein Grillchen, das recht bunt gefleckt,
So tief in Krispinen, Pelerinen, und Crinolinen steckt
Es ist gar nichts dahinter, allein es macht Effekt!

Wohl manche Aktien sind faule, faule Leute,
Sie heben sich im ganzen Jahre nicht empor,
Und dennoch lesen wir gestern, morgen, heute
Den Ausweis, wie das Unternehmen steigt im Flor!
Zwar hat so ein Ausweis niemals noch bezweckt
Daß ein Aktionär sich aus weiß, wenn er mit Aktien steckt.
Allein, das kostet wenig, und macht dennoch Effekt!

Man deklamirt ein matt Gedicht, doch güt'ge Hände,
Sie applaudiren, und Bravo! ruft das volle Haus,
Ob das Gedicht von Werth? Was kümmert's wohl am Ende?
Machts nur Effekt, so ruft man gar: heraus!
Das Rufen, da ist so eigentlich erst das Konfekt,
Das schleicht sich süß in's Ohr wie Cyper-Seckt,
Sie glaubens nicht? Versuchen Sie's nur, es macht Effekt.

---

Rztsch.

Gottlob, wir hätten den Effekt begraben! Jetzt sind wir gleich fertig! (zu Weh) Habn's schon den Titel? den Theaterzettel?

Weh.

I hab' gar nix.

Mu.

Das is schon ein großer Dichter: Er hat gar nix! Na, ich hab zufällig einen solchen Zettel bei mir, da können Sie sehen, wie man den Zettel macht, und dann habn's Alles und helfen Ihnen selber. (Er liest den Zettel.)

## Theaterzettel.

„Männersinn, Frauentreue und Kinder-Meth,“

oder:

„Die schädlichen Folgen eines vernachläßigten Stubenmädels.“

Ein nußbraunes Sittengemälde mit Gruppirungen, Tänzen, ein-, zwei- und mehreren Deutigkeiten; aus dem Leben und aus dem Postbüchl gegriffen, von Jemand, der sich nicht eher öffentlich nennt, als bis er heimlich allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Personen.

Joseph Kipfl. Ein Geizhals, ist schon gestorben, und kömmt im Stück gar nicht vor.

Gertrude Kipfl. Seine vergangene Gattin, eine witwenmüde Witwe, die keinen Mann hat, einen möcht, keinen kriegt, aber um Gotteswillen einen haben muß.

Pfiff. Ihr verflossener Sohn erster Ehe, war bis zu seinem sechs-, ten Jahre Klavier-Virtuos, bis zu seinem achten Kritiker vom 8. bis zum 19. Jahr ohne Beruf, lebt vom Liesinger-Bier und Frankfurter-Würsteln.

Silie. Ihre Tochter, kömmt eben aus dem Pensionat, und will schon von keiner Amour mehr etwas wissen.

Peter Schlucker. Hausfreund der Frau von Kipfl. Einst Millionär, dann Aktionär, bald darauf Kommissionär, jetzt endlich gar nichts mehr, dick, roth im Gesicht, mit einem Viehappetit und dennoch — Schwärmer.

Hans Blitz. Bedienter bei der Frau von Kipfl, in freien Augenblicken Lustspieldichter, und wenn ihm noch Zeit und

Dummheit übrig bleibt, Enthusiast für die Idee, noch eine neue Art Kerzen zu erfinden.

Lanzerl. Stubenmädel ex propriis, durch und durch Stubenmädel, die ganze Woche Stubenmädel, und am Sonntag erst recht Stubenmädel. Muß von einem Frauenzimmer dargestellt werden, und in Ermanglung dessen von einem Weibsbild!

Schicksal. Beherrscher des Universums und Besitzer einer großen Karbatschen-Fabrik auf der Elendbastei.

Jammer und Noth. Seine jüngsten Fratzen, gehen von Haus zu Haus, und packen sogar die Leut' in den Straßen an.

Das Mitleid. Eine barmherzige Schwester, wohnt in edlen Herzen, und je mehr man sie steigert, desto weniger zieht sie aus.

Der Witz. Eine allegorische Person, wird im ganzen Stück erwartet, und läßt am Ende absagen.

Nachbarn und Nachbarinnen, die nicht weit her sind, Landleute, Zuschauer, Volk — haben nichts d'rein zu reden.

Zeit der Handlung.

Anfangs kurz, wird aber immer länger und länger.

Ort.

Theater an der Wien, wo die Wiener hingeh'n, um Wien im Theater an der Wien zu sehen.

Kostüme.

Durchaus vom Schneider, voraus bezahlt — ganz neu!

---

Und nun einen kleinen Schluß gemacht, und nachher is d'G'schicht aus. (zu Weh) Sie stellen sich da rechts! (zu Nztsch) und sie links! So, und ich in der Mitten! das macht's Schlußtableau! Jetzt los, auf's Publikum! Eins, zwei, drei! mit Sturmschritt! Halt! Feuer! Jeder schießt eine Strophe ab, erst eine rührende für's Gemüth, so vom „Tod,“ von „dort oben,“ vom „sanften Schlummer,“ ohne Träume, vom kühlen Stübchen u. s. w., dann eine lustige, d. h. eine lustig sein sollende, und zuletzt einen für — nun Sie wissen schon — für die Gönner, wegen den letzten Kreuzer Beifall, den müssens ihnen a nit schenken! Bei der jetzigen Zeit muß man Alles mitnehmen. Also: en avant!

Rztsch.

Das Leben ist ein Kraftgenie,
Schreibt viele Stücke z'samm!
Es macht aus Menschen und aus Vieh
Ein großes Melodram'!
Ist Sinn und Geist auch noch so matt,
Erhält der Mensch sein Lob,
Ist er nur reichlich ausgestat't
Und hat schöne Garderob!
Die Frauen stets die Zugstück sind,
Bloß Kassastück der Mann!
Und zum Effekt kommt Kind auf Kind,
Das spricht die Menge an!
Die Lieb' ist Oper allerwärts,
Kein Mensch versteht ein Wort!
Man schrei't und legt die Hand auf's Herz,
Und geht dann wieder fort!
Die Freundschaft eine Posse ist,
Von Selbstsucht komponirt!
Die Wahrheit ist der Maschinist,
Der in die Versenkung führt!
Als Lampenputzer zu Gericht,
Sitzt Recensent im Haus,
Putzen möcht' er gern d'Licht,
Aber ung'schickt löscht er's aus! —
Die beste Roll', die ist oft stumm,
D'rum sei dieß Lied jetzt aus,
Sonst rapt d'Langweil 's Publikum
Vor'm Ende noch hinaus! —

Weh (singt mit lamentirendem, einförmigem Ton).

Das Leben ist ein Trauerspiel,
Ein Trauerspiel, ein Jammerstück!
Ein Jammerstück, ein Trauerspiel!
Jammer, Noth und Elend sind
Im ersten Akt schon bei dem Kind!
Wie ihm das Weh' thut umiwnzeln!

Schlechte Milch und Wasserzuzeln!
Sünd der Mutter, und Sünd vom Vatern!
Zahndeln! Flecken! Rötheln! Blattern,
Masern, Scharlach, Würmer, Bräune,
Skrophel, Gelbsucht, Schwämmchen kleine,
Wasserköpf und Doppelglieder,
Vierziger, und Husten wieder!
Am ersten Akt hat man genug
Vom Trauerspiel, vom Jammerstuck!
Ein Jammerstuck! Ein Trauerspiel!
Der zweite Akt hat Noth auch viel!
Unser Rücken, ewig juckt er,
Meister, Lehrer und Instrukter,
Erzieher dann und Gouvernanten,
Stiefmütter und böse Tanten,
Alle prügeln demagogisch,
Erste Prügel pädagogisch,
Zweite Prügel philologisch,
Dritte Prügel ethisch logisch,
So mit Prügeln allerlei,
Geht der zweite Akt vorbei!
Dritter Akt, o wehe, wehe!
Liebe, Liebe, Lieb' und Ehe!
List und Jammer, Sehnsucht, Täuschung,
Herzzerknirschung, Herzzerfleischung,
Angehalten! Abgewiesen!
Hindernisse! Berge! Riesen!
Schwüre! Falschheit! Trug und Trennung!
Angeschmiert und Niederrennung!
Hochzeit! Flitterwoche, Schmerz und Reue!
Launen, Mücken! Täglich neue!
Kopfschmuck, Hausfreund, Nervenkrämpfe,
Ohnmacht, Schmollen, ew'ge Kämpfe,
Alte Schwiegermutter, junger Vetter,
Marchande des modes und Donnerwetter,
Und andere Qualen, ach genug,

Hat der dritte Akt im Stuck!
Und dann kommt der letzte Akt,
Wie das zwickt und wie das zwackt!
Alterschwäche, Asthenie,
Schmerz im Arm, und Schmerz im Knie,
Gicht und Rheuma, Gliederreißen,
Und wie die Zugstück alle heißen,
Graues Haar und Kummerfalten,
Und die Zähn' woll'n nimmer halten,
Und die Sinne gehen z'Haus!
Und das Herz, es speert sich aus!
Legitime Runzeln lagern
Auf dem Antlitz schon, dem magern,
Und der Tod wills mit den Erben
Auch nicht länger mehr verderben,
Schickt voraus die treuen Diener:
Krankheit, Alter, Mediziner,
Und der Mensch wird angepackt, eingepackt,
Und das ist der letzte Akt.
Von des Lebens Trauerspiel!
Ein Jammerstuck! ein Trauerspiel!

Mu (zum Publikum).

Das Leben? 's Leben ist's Leben nit werth;
Wenn man beim Leben das Leben nit ehrt!
Wer vom Leben nur 's Leben begehrt,
Dem hat's Leben noch immer 's Leben beschert!

---

## Der moderne Diogenes mit der Laterne,

oder:

### Wo findet man heutzutage Menschen?

Trüb' und ernst schritt ich an einem traurigen Dezemberabende in Gesellschaft verschiedener melancholischer Gedanken durch die einsamen, öden Straßen einer entlegenen Vorstadt, wohin noch keineswegs die übertriebene Aufklärungssucht des neunzehnten Jahrhunderts eine blendende Tageshelle ausgegossen hatte, sondern wo der fromme

schlichte Sinn noch festhält an dem heiligen, mystischen Dunkel der Vergangenheit, wo man die Wege, die zum Lichte führen, mehr gläubig ahnt, als verständig-nüchtern sieht. Und wie gerne erwägt nicht der Mensch in der Ruhe der Nacht die lauten Angelegenheiten des Tages? Auch ich dachte nach über die großen Interessen, nicht meiner Kapitalien, die ich erst stehlen müßte, sondern über die großen Interessen der Zeit, mit der ich wuchern muß, und die mir gestohlen wird. Es ist aber eine bekannte Sache, je mehr man über die Gegenwart meditirt, desto mehr versenkt man sich in die Vergangenheit, wenn man ein Philosoph, — und desto mehr träumt man sich in die Zukunft, wenn man ein Dichter ist; ein Beweis, daß nur allein der Lebemann den schwebenden Augenblick in seiner Fülle zu fassen vermag. — Nicht als ob ich ein Philosoph sein wollte, allein ich tauchte unwillkürlich in den Ocean der Vergangenheit nieder. Schon schwamm ich in den romantischen Tiefen des träumenden Mittelalters, mit den Kreuzfahrern ward ich hingezogen nach dem im Morgenrothe des Glaubens strahlenden, heiligen Lande; da wirbelte mich der Strom der Völkerwanderung tief hinab nach Rom und Hellas, und — plötzlich stand ich an einer dunkeln Stelle, — nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Sackgasse, in die ich so eben gerathen war. Und so war ich denn von zwei Finsternissen auf der Erde und von zweien über der Erde eingehüllt; denn finster war's in meiner Urgeschichte Hellas, finster in der neuesten Geschichte der Vorstadt, finster in den Laternen und finster am Himmel. Aber was ist eine einzige Finsterniß gegen einen solchen Universalobscurantismus. Wahrlich! eine bloße künstliche Laternenfinsterniß ist im Vergleiche mit einer solchen Urfinsterniß eine brillante Gasbeleuchtung. Und so wie einst aus Griechenland das Licht der Wissenschaft sich über den Occident verbreitete, so hoffte auch ich, daß ein griechischer Philosoph mir den Weg auf die Hauptstraße zeigen würde. Wer aber konnte wohl dazu geeigneter sein, als Diogenes mit der Laterne? Und aus einem Hause trat zu mir in der Dunkelheit mit einer Laterne ein Mann, in einen weiten, lumpigen Mantel gehüllt, ein langer, weißer Bart wallte von seinem Kinne, und ein breitkrämpiger Hut beschattete sein von antiken Runzeln durchfurchtes Antlitz, aus welchem

durch ein Paar große, mit starker, eiserner Fassung umgebene Gläser, die tief liegenden Augen hell hervorleuchteten.

„Χαῖρε," sprach zu mir die Erscheinung.

„Bon soir!" war meine Antwort.

„Wer bist Du?" fragte der Unbekannte.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" lautete meine Erwiederung.

„Ich bin Diogenes." —

„Und ich bin der, den Du vor zweitausend Jahren am hellen Tage zu Athen vergeblich suchtest und den Du hier in finsterer Nacht findest — ein Mensch." —

„Und was bist Du sonst noch?" fragte Diogenes ironisch.

Diese Frage machte mich um eine zweite stolze Antwort verlegen. In der That, ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und aufrichtig gestanden, ich hatte noch nie so recht darüber nachgedacht, was ich denn eigentlich außer einem Menschen noch wäre, und daß es heutzutage nicht genug sei, bloß ein Mensch zu sein. Überdieß, wie sollte ich dem veralteten Diogenes meine moderne bürgerliche Stellung begreiflich machen. Dennoch erwiederte ich gefaßt:

„Sonderbar! einst suchtest Du nur den Menschen, jetzt ist der Mensch allein Dir nicht genug."

„Damals," versetzte der griechische Philosoph, „hatte die Menschheit den Menschen noch nicht erreicht, — jetzt hat sie ihn bereits übersprungen."

„Wie soll ich das verstehn?" —

„Nun, es gibt jetzt eben so wenig Menschen, als damals. Ich sehe nur wieder eine Menschheit, die aus „Leuten" besteht, aber nicht aus „Menschen."

„Höre!" ironisirte ich jetzt, „hast Du diese Weisheit aus deinem Fasse?"

„Nein," replicirte gelassen Diogenes, „ich kann jetzt in keinem Fasse wohnen, da Ihr Eure Fässer nicht leert, um sie mit Philosophie, sondern nur, um sie wieder mit frischem Liesinger zu füllen. Doch lebe wohl und suche nun weiter deinen eigenen Weg. — Ich habe Dich bis hieher geleitet, hier ist es schon wieder licht und ich muß Dich verlassen."

Ich wollte Diogenes bei seinem Mantel zurückhalten, um noch eine Frage anzubringen, zu der mein Mund schon geöffnet war. Doch er war verschwunden und ich befand mich auf der hellerleuchteten Hauptstraße.

Ich ging in ein Kaffeehaus und wollte Menschen studiren. — Hier saß eine Gesellschaft Börsespekulanten, die sich im Sechs-Achtel-Takte von Kursen, Differenzen, Agiotage, Kostgeben, von Mac-Leod, „Neununddreißiger," Metalliques u. s. w. unterhielten. „Was fehlt diesen Leuten zur Menschheit?" fragte ich mich selbst. Und unsichtbar raunte mir Diogenes in die Ohren: „Ein menschliches Gemüth, denn das Ihrige ist von Papier, ihre Gefühle — sind Geschäfte, ihre Begeisterung — bloßer Schwindel, und ihre Poesie — erdichtete Nachrichten." —

An einem kleinen Seitentischchen sprachen zwei Gelehrte von Schelling und Hegel. Und gar viele schöne Dinge redeten sie von der „Idealität des Objekts und Subjekts," von der „Realität der Begriffe," von der „Entwicklung Gottes in der menschlichen Vernunft," und wie alle die subtilen Fragen heißen, auf welche diese Philosophen stolz sind, weil sie in ganzen Sistemen beweisen, daß sie keine Antwort darauf geben können, während wir andern dummen Kerle uns unterstehn, ohne Gelehrsamkeit nichts zu wissen. Ich staunte diese Orakel an.

„Mir ward auf einmal gewaltig dumm,"

und ich dachte an Diogenes und seine Beschämung, wenn der stolze Philosoph des Alterthums seine Unwissenheit mit dieser neuen Weisheit vergleichen würde. Und wieder fragte ich mich: „Sind wohl auch diese zwei keine Menschen?" Und wieder lispelte mir die Stimme des Griechen in die Ohren: „Du Narr! Siehst Du nicht, daß diese zwei keinen gesunden Sinn haben, da sie an der Realität der Welt zweifeln, die sie sehen, hören, fühlen, genießen, und da sie sich selbst nur für die Begriffe halten?" Also wieder keine ganzen Menschen.

Und ich gesellte mich zu einer Gruppe junger Herren, die den ganzen Tag im Kaffeehause sitzen, die keinen Gedanken zu denken und keine Arbeit zu arbeiten haben. Diese Glücklichen! sie säen nicht, sie ernten nicht, und leben doch recht vergnügt. Ihre größte Kopf-

anstrengung ist — das Haarkräuseln, ihre schwerste Arbeit — das Anziehen neuer Glacéhandschuhe, ihre geistreichste Konversation — das Zigarrenrauchen. Und sollten auch sie nicht Menschen sein, sie, die doch zu diesem Geschäfte noch die meiste Zeit hätten? O Diogenes! siehe her und sage, was fehlt einem solchen Dandy zur Menschwerdung? „Alles," sagte der Unsichtbare, „denn ihr Körper ist ein Automat, welches Schneider, Schuster, Handschuhmacher, Hutmacher, Friseur und Zigarrenhändler konstruiren, und welches alle 24 Stunden aufgezogen werden muß, und ihr Geist ist nur ein Werk der Dichtung, denn er existirt nur in ihrer Einbildung." — Ich hatte wieder eine Parthie Menschen verloren, und ward um so gewinnsüchtiger.

Ich ging in eine Abendgesellschaft. Geistreiche Damen, Dichter, Gelehrte, Künstler und ihre reichen Mäcenaten, kurz, was sich zur Elite der Menschheit rechnet, war hier zu einem glänzenden Kreise vereiniget. Übersprudelnder Witz, pointirte Aphorismen, parfümirte Antithesen-Weisheit, Citaten-Bonmots, mit einem Worte, der ganze blendende Nadelschmuck der koketten, ironischen Dame: „Konversation," blitzte in tausend Gedankenstrichen. — „Hier," sprach ich zu mir selbst, „hier stehst du auf der Menschheit Höhen, auf welcher Verstand und Phantasie als die Telegraphen des Geistes in tausendfältigen sinnreichen Combinationen spielen." — „Ja, spielen," murmelte der Unsichtbare, „dieser Menschheit ist das Leben nur ein Spiel, weil sie seinen Ernst nicht kennen lernt; der Verstand mit seinen leeren Formeln muß den Reichthum des Herzens und die Phantasie mit ihren farblosen Bildern muß das wirkliche Leben ersetzen, dessen Gefahren zu bestehen, es ihnen an Willen und Thatkraft fehlt. Der Salon ist ihre Welt, und die Erde ist nur da, um ihre Salons zu tragen. — Leerheit ist ihre Erfahrung, Convenienz ihre Moral, Hohlheit ihr Charakter." — Ich hatte wieder unglücklich gespielt.

Ich wagte mich nun unter das Volk. „Hier muß ich Menschen finden, Diogenes muß die letzte Parthie verlieren." Doch der Weise zeigte mir, wie unsere Civilisation die ganze große Menschheit in unendlich viele kleine Theile zersplittert habe, wie es nur

lauter Bruchtheile von Menschen gebe, nur Leute, die mit Leib und Seele Schuster, Schneider, Krämer, Advokaten, Gelehrte, Künstler u. s. w. sind, oder die nichts sind, aber um so mehr haben, und wie schief man den ansehen würde, der sich herausnähme, zu seinem Privatvergnügen auch noch etwa ein Mensch, oder wohl gar bloß ein Mensch zu sein. „Ja," und hier ward Diogenes wieder sichtbar. „Ihr habt Euch die Arbeit erleichtert, Ihr habt sie getheilt, seit Euch Adam Smith vordemonstrirte, daß Theilung der Arbeit ein vollkommneres Produkt liefere. Einst hatte Jeder die ganze Arbeit, er selbst mußte ein ganzer Mensch werden, mußte Sinn und Verstand, Gemüth und Willen harmonisch einen."

„Jetzt fabrizirt Ihr nur Leute, die nur aus einer oder der andern dieser Ingredienzien gebacken sind und bewundert Euch selbst und preiset Euch glücklich, Ihr kleinen Leute, daß Ihr vereinigt einen so feinen, schmackhaften Menschheitsteig zusammengeknetet habt. Darum sprecht Ihr nur von „Interessen der Menschheit," nicht der Menschen, und die ganze Menschheit ist es, mit der jeder Einzelne seinen Privat-Egoismus beschönigt. Ja! die Menschheit ist nur eine einzige große Aktiengesellschaft. Von Eurem neunzehnten Jahrhundert macht Ihr einen Lärm, daß ich mir Wunderdinge davon träumte. Ich nahm einen Urlaub, um mir die neuen Menschen anzusehen, doch ich habe zum zweiten Male vergebens Menschen gesucht. Und es werden wieder Jahrtausende vergehn, ehe ich zum dritten Male das Schattenreich da unten mit dem hier oben vertausche, um vielleicht auch noch in der Todesstunde dieser Erde keine Menschen zu finden."

Es schlug Zwölf und der Grieche war für immer verschwunden. Ich aber lachte über die tollen Philosophen und bin überzeugt, daß es auch die Leser thun werden.

Sternau.

---

## Lebenslotterie und Lotterieprojekte.

Weise Betrachtungen für Alle, welche bei der letzten Ziehung den großen Treffer nicht gemacht haben.

Meine Lieben! Ich könnte Euch gleich Anfangs einen sehr lehr- und salbungsreichen Vergleich zum Besten geben, wie z. B. daß das Leben selbst nur eine große Güterlotterie sei und daß wir auch

die Lebensgüter bei der Ausspielung meist ungeheuer überschätzen; daß auch bei der Lebenslotterie eine Herrschaft — nämlich die Herrschaft Eines über den Andern ausgespielt werde; daß es auch in der Lebenslotterie nur schwarze und blutrothe Freilose gebe; daß auch im Leben Gesellschaftsspiele, zwischen Mann und Weib, zu Stande kommen, daß man aber auch bei diesen lockenden Ehestands-Gesellschaftspielen nach der Hand oft nichts gewinne, als die — Gesellschaft; daß auch in der Lebenslotterie oft die größten Treffer nur wieder in lauter Losen gemacht werden, denn ist das ewige Versprechen eines mächtigen Protektors, „er werde gelegentlich auf uns Rücksicht nehmen," etwa mehr, als der Gewinn eines angeblich später noch einmal mitspielenden Loses? Doch ich will Euch, meine Lieben! post festum das Herz mit solchen butterweichen, frommen Betrachtungen nicht schwer machen. Ja! man könnte mich überhaupt fragen: „Wozu fünf Wochen nach der Ziehung Deinen Trost? Jetzt haben wir uns schon selbst mit der traurigen Wirklichkeit getröstet." Warum, frage ich jedoch dagegen, warum stoßen alle Zeitungen ein Paar Tage vor der Ziehung in die große Glücksposaune? warum entzünden sie die Einbildungskraft und überlassen Euch hintendrein, unbarmherzig schweigend, der trostlosen Einsamkeit, da sie Euch doch kurz zuvor die geistreiche und zeitvertreibende, oft auch warhaft kurzweilige Gesellschaft von 80,000 fl. C. M. versprachen? — Dann hört man die armen Getäuschten noch hie und da reden: „Hätte ich den großen Treffer gemacht, ich wäre auf Reisen gegangen." — Und jetzt — kann der arme Schlucker von einem Abschreiber tagtäglich wieder in aller Frühe in seine Kanzlei reisen und wenn's ihn am Sonntag durstet, kaum nach Liesing fahren, um den Aktenstaub abzuspülen.

Ein Anderer versichert uns, er würde sich ein großes Haus in der innern Stadt gekauft haben; jetzt hat er Zeit seine Luftschlösser in gutem Stande zu erhalten.

„Ich hätte mein Geld in Eisenbahnaktien angelegt," ruft enthusiastisch ein Narr aus, der geschworen hat, sein Leben den Eisenbahnen zu widmen. Armer Tropf! wozu Umwege, wenn man gerade zum Ziele gelangen kann? Braucht man denn erst einen großen Treffer und Eisenbahnaktien, um auf denselben Punkt zu kommen, wo

man schon vor dem Treffer war? Es könnte höchstens nur ein wissenschaftliches Interesse an der Gleichung:

80,000 fl. C. M. + Aktienspekulation = 0

diese Monomanie entschuldigen.

„Ich hätte mir eine große Bibliothek angelegt und würde ganz den Wissenschaften leben," betheuerte ein Vierter.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie
Und grau des Lebens gold'ner Baum.

Und wem nur erst der Lebensbaum gold'ne Früchte trägt, der überläßt den grauen Nebel der Spekulation den armen Teufeln, und reservirt sich bloß das gold'ne Spekuliren. Oder hat man wohl in der „Schule der Reichen" die „Kritik der reinen Vernunft" zu suchen? Man stoßt da wohl auf viele Kanten, aber auf keinen Kant. Man könnte zwar alle reichen Leute als Anhänger Fichte's erklären, da sie immer vom „Ich" ausgehen und auf das „Ich" stets wieder zurückkommen und da wenigstens der Reiche mit Zuversicht sagen kann: „Wäre „Ich" nicht, so wäre die Welt nicht." Denn was ist die Welt für den Armen mehr, als ein großes Zwangsarbeitshaus? Allein da Fichte längst schon durch Hegel, das „Ich" durch die Wissenschaft des „Denkens vom Denken" kassirt wurde, die armen Leute aber am meisten denken müssen, wovon sie morgen leben werden, so braucht man auch wieder keinen großen Treffer, um ein Philosoph zu werden.

„Ich hätte meinem Berufe zum Dichter nachgelebt," seufzt ein unterdrückter Weltschmerzler, dem der Arzt zu seiner Heilung eine kleine Geldveränderung verschrieb. — Freund! Du vergißt, daß die Armuth das inhaltsreichste ästhetische Lexikon, der Hunger eine Phantasie-Hochdruck-Maschine von zwanzig Pferdekraft, der Schmerz der Entbehrung ein nie versiegender kastalischer Thränenquell sind; daß nur die üppige Hoffnung des Armen die schönsten Bilder vorzaubert, ja! daß die Armuth selbst schon Poesie sei, der Reichthum bloß geistreiche elegante Prosa, und der bloße Wohlstand gar nur trockner Kanzleistil.

„Ich würde mich ganz der Kunst widmen," hör' ich einen jungen Mann mit interessanten langen Haaren schwärmen, welche in der Mitte durch die Linie der Nachtgleiche sein dunkles Haupt in

zwei gleich finstere Hemisphären theilen. Allein wozu brauchk es heutzutage einen großen Treffer, um sich der Kunst zu weihen? Heißt das nicht das Pferd beim Schweif aufzäumen? Ein Paar graciöse Pas mit einem naiven koketten „I thank you“ oder „Amerika for ever!“ und Nordamerika begräbt dich ohnehin in Kränzen, Gedichten und Dollars. Eine Nachtigallenkehle — und in allen Hauptstädten Europas trägt man dich auf den Händen. Der Bogen eines Ernst und die Mythe von Orpheus verwirklicht sich und du fahrst auf einer Goldbahn mit dem Lokomotiv „Fama“ durch die Welt, und ein gelehrter Kritiker ruft gleich jenem bekannten „die Taglioni tanzt Göthe,“ in die Welt, du geigest Hegel! —

„O hätte ich nur einen kleinen Treffer gemacht, damit ich meine alte kranke Mutter besser pflegen könnte,“ so seufzt in später, stiller Nacht ein armes liebes und fleißiges Mädchen hoch oben in einem Dachstübchen, indeß einige Stockwerke tiefer im eleganten Salon die abgelebte Kokette ärgerlich die vereitelten Pläne überlegt, welche sie zur Renovirung ihres antiken riesigen Schönheitsgebäudes entworfen hatte. Und melancholisch folgt ihr Auge vor dem Spiegel den labyrinthisch verschlungenen Windungen des, gleich dem belgischem Eisenbahnsistem, auf ihrem Gesichte ausgebreiteten Falten- und Runzelnetzes.

Ja die schönen Züge der Jugend! sie graben sich immer tiefer und tiefer ein in das Antlitz, bis sie zu Falten und Runzeln werden, die nur mit Gold ausgefüllt für schöne Züge ausgegeben werden dürfen. Und doch wie tief sänke die Aufopferung des armen Mädchens in ihrem Werthe und wie wenig Politik bliebe der Kokette vielleicht nach dem großen Treffer? —

Doch wohin verirr ich mich? Ihr Alle, die Ihr gleich mir den großen Treffer nicht gemacht, tröstet Euch und suchet die rationellen Gründe auf, aus denen es schon a priori eine Nothwendigkeit war, daß Ihr ihn nicht machtet; denn darin besteht die funkelnagelneue Weisheit der jetzigen philosophischen Schule, die aber schon der Fuchs in der Fabel, der gewiß kein Hegelianischer Schulfuchs war, an den Tag legte, als er über die zu hoch hängenden süßen Trauben so sauer philosophirte. Sie aber, Herr Forti, wenn Sie anders Muße haben, könnten sich um die trefferlos gebliebene Menschheit ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie ein Buch über „die Kunst, große

Treffer zu machen," schrieben. Ich habe zwar "die Kunst, reich zu werden," sehr aufmerksam durchstudirt. Allein der ehrenwerthe Herr Verfasser dieses Buches sah den Wald vor lauter Bäumen nicht. Oder ist etwa ein großer Treffer nicht ein sehr einfaches Mittel reich zu werden? Oder schwieg der Hr. Verfasser von den großen Treffern nur darum, weil er sie zu machen für keine Kunst hielt? Es ist wahrlich zu wundern, daß die deutsche Literatur, die gleich dem englischen Kolonisationssisteme, auch die geringfügigste Erscheinung in ihr Bereich zieht, nicht schon längst eine "Theorie der großen Treffer" zu Tage beförderte, wobei besonders eine graphische Darstellung der verschiedenen Gesichtsnüancen derjenigen, welche den großen Treffer nur um wenige Einheiten verfehlt haben, eine höchst interessante Beigabe bilden würde. O! ich kann mir den Schmerz eines solchen Mannes denken:

"Kein Wort, kein Laut ertönt von seinen Lippen,
Im stummen Schmerz erstarrt sein Angesicht,
Und blöd und glanzlos blickt das trübe Auge,
Es beugt sein Haupt des Grames Vollgewicht."

Dr. — g.

---

## Alphabetisch geordnete Seufzer
über
### modernes Leben und Treiben in Wien.

Ausspielen. Es ist das nicht das Ausspielen von Gütern, Herrschaften, Häusern u. s. w., sondern eine ganz neue, von der Eitelkeit erfundene, von der falschen Noblesse geleitete, und von der wahren Gewinnsucht ausgeführte Entreprise, die besonders unter dem schönen Geschlechte, selbst unter den besseren und besten Klassen hier grassirt. Der Schneider, die Marchande de Mode, die Modewaaren-Handlung, sie bringen allmonatlich etwas Neues im Reiche der Kleidung und Toilette. Man will die neue Mode immer mitmachen, "das Ding kömmt aber zu hoch." Das alte, d. h. ein monataltes Tuch und Kleid, der acht Mal getragene Hut und Burnuß, die sechs Mal producirte Echarpe und Chemisette sind noch im guten Zustande, aber nicht ganz nach der letzten Façon, nach dem allerletzten Schnitte! Oft geschieht es auch, daß Einem der Schneider, die Marchandemode, oder die höchst eigene

Person Etwas nicht nach Gusto gemacht, oder gar verdorben hat. Der Hut hat einen zu langen Schirm, das Kleid einen zu kurzen Leib, der Spenser wird zu eng, der Überrock zu weit, die Mantille zu klein, der Shawl zu groß, der Stoff, den man zu einer flüchtigen Maske benützt, hat einen Fleck, einen Hengriß bekommen, oder ist im Liegen abgeschossen, im Packen aufgerieben worden u. s. w. Verkauft man so was dem Tandler, der Hausirerin, so bekömmt man, trotz aller Versicherung und Betheuerung: „es noch nicht auf dem Leibe gehabt, nicht benützt zu haben," kaum den dritten Theil dafür, als es „zum Anschaffen" gekostet! — Was ist also damit anzufangen, damit es zu einem guten Preis, etwan noch mit einem Profitlein an Mann, oder vielmehr an Weib gebracht werde? — Man spielt das Zeugs aus! Man macht einen Bogen mit 90 Nummern, das Los zu 6—12 kr. C. M., oder was noch einfacher und verführerischer, 90 Bogen mit 90 Nummern, das Los zu 1 kr. W. W.; gibt jeder guten Freundin und jedem noch besseren Familien-Mitglied einen oder mehrere dieser „Bögen," die sie zum ähnlichen Gegendienst wieder unter ihren guten Freundinnen, Schwestern, Tanten, Geschwisterkindern, Nièçen, Enkelinnen, und zu unserem Schreck auch unter den jungen Herren und Hausfreunden „zum Spaß" zirkuliren lassen. Und auf diese Weise bringt man ein hübsches Sümmchen herein. Für einen Shawl z. B., der 50 fl. gekostet hat, längere Zeit hindurch getragen worden ist, bekömmt man durch die Ausspielung 80 fl. herein. Man ist das rococo gewordene Zeugs los, man kauft sich das Allerneueste, Allermodernste dafür, und man streift noch ein kleines Sümmchen — Profit ein. Den Namen der Ausspielerin erfährt man nie, es ist stets „ein armer Narr!" — Wenn sich — was gewöhnlich der Fall — die Ziehung in die Länge zieht, und in der Zeiten Hintergrund verliert, so ist das noch gut und wünschenswerth; wenn aber die Ziehung wirklich Statt findet, die Wiener- oder Linzer-Lotterie die Nummern bringt, so bewahre der liebe Himmel nur jedes reinlichkeitsliebende Menschenkind vor dem Unglück, der — glückliche Gewinner des ausgespielten Schofels zu werden!

Ausverkauf. Kaufleute, die im Schwanken, oder noch öfter, die bereits ihr Schäfchen im Trocknen haben, veranstalten zum Finale einen sogenannten „Ausverkauf!" Hängt die Tafel mit dem inhaltsschweren Worte vor dem Gewölbe, dann ist es auch gleich den ganzen

lieben Tag mit Käufern und Käuferinnen belagert, die sich um Waare — herumbalgen, welche sie aus der nächst besten Handlung eben so gut, eben so billig, und mit aller Kommodität beziehen können. — Oft dauert der „Ausverkauf“ ein Paar Wochen, es wird stets in schwerer Menge ausverkauft, und das Gewölb bleibt immer noch so voll, wie am ersten Tage. „Und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Gewölb noch ein Gewölb gebären!“ — Woher kömmt das? Nun das Geschäft geht jetzt erst so gut, wie niemals früher, man verkauft sehr viel und zu scheinbar billigen Preisen aus, und läßt sich daher vom Fabrikanten allabendlich eine Parthie Waare nach der andern zuschicken. Und so „Ende gut, Alles gut!“

„Bekenntschaft.“ Ach! dieses biedere, nationelle, echt wienerische Wort schwindet immer mehr und mehr aus dem Lexikon unserer Liebessprache, und verliert sich allmälig ganz in das steife „Bekanntschaft,“ oder gar in das hergelaufene „Connaissance.“ — Wer nie eine Bekanntschaft mit einem Wiener Mädchen gehabt hat, die da beim Weggehen sagt: „Es freut mich Ihre Bekenntschaft gemacht zu haben,“ der hat auch nie ein echtes Wiener Mädchen kennen gelernt. Jede Köchin macht jetzt schon eine Connaissance. Möchten wir doch wieder einigen wackern „Bekenntschaften“ begegnen!

Bon ton. Erste Regel der Geselligkeit: „Zu Hause bleiben.“ Zweite: „Auf gleiche Weise die Visite erwiedern.“ Das ist das Allerneueste und Nobelste was wir bekommen haben. — In Gesellschaft ist es gegen allen bon ton, einer Frau, oder einem Mädchen, wie man so sagt „die Cour zu machen.“ — Man spielt wenig, und gibt noch weniger Erfrischung her. Trinken, Thee nämlich, geht noch an, essen, und gar etwas Solides, ist sehr gemein! — Man legt Kupfer-Stahlstiche, Almanache, Albums auf den Tisch, damit man, wenn der dünne Faden der Konversation abreißt, ihn wieder an diesen Gegenständen anknüpfen könne, indem man darin blättert, und sie mustert. In Zeit der Gesprächsnoth ruft man Dichter und Künstler an. Man kritisirt viel und medisirt noch mehr! — Im Gehrock erscheinen ist crimen laesae societatis. Man trägt kurze Haare, lange Nägel. Die Damen haben die Haare mehr in Scheitel, die Herren in Locken! — Wenig Deutsch sprechen, noch weniger lesen. — Mütter, Schwestern, Tanten und sonstige Verwandten werden in Gesellschaft ganz — übersehen. —

Wenn Jemand in Gesellschaft nies't, und der Andere sagt „zur Genesung," so zeigt das von großer Unart. Man wünscht jetzt einander — gar Nichts. — Je später zu Mittag gespeist wird, desto fashionabler. Manchem klappert schon der bürgerliche Magen um 1 Uhr, aber es hilft Nichts, das Diner wird erst um 5 genommen. Dinirt wird aber sehr nobel und luxuriös: Suppe, Rindfleisch und zum Konfekt etwas — Sauerkraut mit Knödel oder Würstl u. s. w. u. s. w.

Cliquen. Diese blühen jetzt nicht so sehr in der Literatur, wie in Bier-, Kaffee- und Gasthäusern. So wie es eine nördliche, südliche, schwäbische Dichterschule, eine römische, deutsche, niederländische Malerschule gibt, so gibt es jetzt auch hier Bier-, Kaffee- und Gasthaus-Cliquen. Die Bierhaus-Cliquen haben selten eine andere Tendenz, als jene rein materielle, die längere oder kürzere Dauer zwischen einem und den andern „Maßl Bier" mit Konversation auszufüllen, Neuigkeiten ein- und auszutauschen, und vor Allem den langen Abend mit seinen bleiernen Stunden in jeder, nur nicht der geliebten — häuslichen Umgebung zuzubringen! — Die Kaffeehaus-Cliquen haben schon mehr literarische Zwecke. Die Journale bilden hier die Achse der Konversation. In jedem Kaffeehause ist das Journal das beste, inhaltsreichste und gediegenste, dessen Redakteur der Gast, und dessen Freunde die Gäste dieses Kaffeehauses sind. Gelesen wird dieses Blatt hier nicht, denn wer könnte dessen Tiefe und Höhe in dem Lärm eines Kaffeehauses würdigen?! Es heißt, daß man es zu Hause, in Ruhe, mit Muße lies't, oder vielmehr — studirt. Die pfiffigen Freunde! — Die andern Journale, dessen Redakteure nicht die Gäste dieses Kaffeehauses sind, werden dem gastlichen Redakteur vis-a-vis flüchtig durchgeblättert, mit vornehmer Miene sogleich weggeschleudert, aber kaum wendet der redakteurliche Wauwau den Rücken, dann werden sie auch gleich emsig durchbuchstabirt. Es ist ein köstliches, für den unbefangenen Zuschauer höchst amusantes Treiben! — Die Gasthaus-Cliquen sind jetzt am Meisten in Floribus. Dichter und Künstler zweiten, dritten, vierten Ranges, mit deren Beliebtheit es bergab geht, und die sich also hier ihr Publikum bilden an der Spitze mit ihren literarischen und artistischen Mitessern, Mitläufern, Mitklatschern und Mitlobhudlern in der Mitte und am Ende, kommen gewöhnlich nach dem Theater in dem separirten Zimmer eines Gast-

hauses zusammen, ziehen da gewöhnlich ein irdisches Nachtmahl zu Gemüthe, und sind nebstbei ungeheuer — witzig und geistreich. Man staunt, man verwundert sich über diese Fülle von Geist und Witz; man weiß nicht woher es kömmt, wer den Meisten hat, denn Jeder hat den Meisten, so denkt in unpartheiischer Meinung Jeder von — sich selbst, aber der ungeheure Reichthum an Witz und Geist ist einmal da, und Jeder hat den Meisten. Dieses unerschöpfliche Quell des Geistes und Witzes, ergießt sich aber nicht nur über die mündliche Konversation, sondern auch bei Weitem reicher und erfrischender über die schriftliche. Es werden nämlich abwechselnd Aufsätze vorgelesen. Diese haben die harmlose, unschuldige, aber höchst witzige und geistvolle Tendenz, daß Einer den Andern „herunterreißt,“ seine Fehler, Untugenden, Schwächen, Neigungen, Unarten u. s. w. ins hellste Licht setzt und lächerlich macht, daß dem Einen keine Lorbeeren und dem Andern keine Praxis blühen will, daß der Eine zu keiner erwünschten guten Heirath und der Andere zu keiner erwünschten guten Anstellung kommen kann, daß der Eine ein Pflasterschmierer und der Andere ein Pflastertreter, daß der Eine sich an allen reichen Kaufleuten und der Andere an allen großen Künstlern hänge, daß der Eine ein „ungewaschenes Maul“ und der Andere einen ungewaschenen Hals habe u. s. w., das sind ungefähr die zarten und sinnigen Themata, die mit dem grandiosesten Aufwande von Geist und Witz hier variirt werden. Daß sich nach dem stehend-stürmischen Applaus, welchen jeder dieser Vorträge findet, auch Jeder dann für einen kolossalen Humorist und Satyriker hält, dieß versteht sich von selbst. Sind die Leutchen hier possirlich, so sind sie in häuslich-abendlicher Gesellschaft noch komischer. — „Wenn die Zunge der Zeit 9 Mal die eherne Lippe küßt,“ überfällt sie eine eigene Unruhe, ein namenloses Hangen und Bangen nach dem theuren — Gasthause. Ihre Gesichter verklären sich; auf Jedem steht geschrieben: „Ein höherer Ruf ist an mich ergangen!“ —ger.

(Werden fortgesetzt.)

# Lokal = Anekdoten.

1.

Frau von Schmutz war eine sehr boshafte Frau; dieß empfanden am meisten ihre armen Dienstboten, die sie sistematisch maltraitirte. Sie richtete es nämlich so ein, daß sie alle 3 — 4 Wochen ihre Magd, und wenn sie auch noch so brav und ehrlich war, entließ, und durch Abrechnung verschiedener Abhanden gekommen sein sollender Gegenstände den Liedlohn auf Null zu reduziren wußte. Lise, eine kräftige, unverdorbene, biedere Steirerin traf auch das Los, in die Dienste der Frau von Schmutz zu treten, und ein Beweis, wie brav sie in jeder Hinsicht war, sie erreichte, was vor ihr noch keiner gelungen, Frau von Schmutz behielt sie volle sechs Wochen. Endlich fand diese doch einen wichtigen Grund zur Entlassung. Lise erhielt in Gegenwart der Sippschaft von Frau von Schmutz nach obigem Sisteme statt der ihr kommenden zwanzig Gulden kaum so viele Groschen. Lise, ein Naturmensch, sagte erzürnt: „Sie sind mir eine saubre Frau." — „Was, ich eine saubre Frau?" donnerte ihr Frau von Schmutz zornentbrannt zu, „wenn sie nicht gleich abbittet, so lasse ich sie auf der Stelle arretiren!" „Nun gut," sagte Lise, „ich habe gefehlt, Sie sind grade das Gegentheil von dem was ich sagte."

2.

Dieselbe Frau von Schmutz befand sich im neunten Monate ihrer Schwangerschaft. Bei einem Kaffee = Tritsch = tratsch stritten sich Basen, Vettern, Schwägerinnen und Gevatterinnen, ob es ein Bube oder ein Mädchen wird? „Ich wette meinen Kopf," sagte Jemand, „es wird ein Bube, denn — kein Mädchen kann es neun Monate bei ihr aushalten!"

J. G — r.

---

## Lokal-Charaden.

1. (Viersylbig.)

Obgleich sonst Mädchen nur und Knaben,
Viel Lust an meinem Ersten haben,
Und jubeln, wenn sie toll im Ganzen
Gesichter schneiden, balgen, tanzen,
Indessen in den Letzten heiter
Miethpferde tummeln, Sonntagsreiter;
So weis't doch oftmals im Theater,
So mancher Held, verliebte Vater,
Und Bösewicht von erster Klasse
Dieselbe komische Grimasse.

2. (Dreisylbig.)

Auf, Dichter! auf! ihr schmerzzerriss'nen,
Ihr ewig düstern, Grambefliss'nen,
Als ob die Welt ein Friedhof sei;
Belauscht das erste Paar im Mai,
Dann wird man Eure Liederblüten
Benützen nicht zu Käsedüten!
Das Dritte triffst Du auf dem Lande,
Besonders groß am Donaustrande,
Fast schockweis auf den Spieltisch an;
Auf ihm ward manche That gethan,
Die gold'ne Sporen gab dem Knappen,
D'rum fehlt es auch in keinem Wappen.
Im Ganzen lebt man froh und munter,
Im Fasching geht es zu nicht bunter;
Den Handwerksburschen schmückt ein Stern,
Und Mancher der sonst ganz modern
Gekleidet sich zum Festgepränge,
Hat einen Zopf von selt'ner Länge.

J. G—d.

Die „Auflösungen" folgen im nächsten Hefte.

# Das Lied vom Männerherzen.

Eine Parodie von Saphir's »Lied vom Frauenherzen.« Zur scherzhaften Deklamation in geselligen Kreisen.

Von Dr. Debek.

Singt ein Lied, ihr hohen Musen,
Singt ein Lied vom Männerherzen,
Singt ein Lied, ihr hohen Musen,
Singt ein Lied vom Männerherzen,
Wie es lebt im Männerbusen,
Heller noch als Millikerzen,
Reiner noch als Gaslaterne,
Voller noch als Plutzerkerne,
Wie es kam aus hohen Sphären,
Um den Kopf uns umzukehren,
Singt ein Lied, ihr hohen Musen,
Von dem Herz im Männerbusen!
(Musik.)

Fertig lag im Weltgebäude,
Als der Schöpfer niedersah,
Auf dem zarten Bärenkleide
Der erste Mensch jetzt fertig da!
Um sein Haupt noch ohne Glatze,
Standen Esel, Staare, Matze,
Und in diesem Thierspaliere
Auch der Affe, der Apoll der Thiere!
Und sie berietheu leis' und mild,
Wie man diesem Schnarcherbild,
Könnt' ein Herz in Busen legen,
Das durch gar nichts zu bewegen,

Mürbe zwar wie Mandelbögen,
Aber groß wie Zeiselwägen,
Außen glatt und drin voll Falten,
Im Versprechen stark, und schwach im Halten,
Wie in dieser Herzenskammer,
Anzubringen wär' ein Hammer,
Der, wenn früh der Tag nur dämmert,
Gleich für zwanzig Frauen hämmert,
Wie in dieses Herz zu leiten
Lust an Roß und Lust an Reiten,
Süßer Drang zu Hund und Meuten,
Süße Lust zum Selbstkutschiren,
Süße Lust zum Pferddressiren,
Süße Lust zu Jagdrevieren,
Süße Lust sich einzuschnüren,
Süße Lust zum Bierhausleben,
Süße Lust zum Kartengeben,
Süße Lust hinaufzustarren,
Mit den Füßen umzuscharren,
Wenn am Fenster von Guitarren
Er gehalten wird zum Narren,
Süße Lust auch zu Zigarren,
Süße Lust bei allen dummen,
Schönen Gänschen umzusummen,
Doch zu Haus stets zu verstummen,
Oder gar herum zu brummen!

(Musik.)

Und sie nahmen vor der Hand,
Erst zum Grunde etwas Sand,
Etwas Schaum vom Meeresrand,
Und vom Märzschnee die Essenz,
Und vom Traum die Konsequenz,
Und vom Wind die Häuslichkeit,
Und von Wolken die Beständigkeit,
Gaben Alles das hinein,
In die Wasserglocke, klein,
Die, wie eine Glock' von Glas,
Der Platzregen gemacht auf der Straß.
Und daß nicht ein Bischen verrinne,
Zäunten sie es ein mit Netz der Spinne,
Und ließens kredenzen allerwärts,

Von einem Hasen, geschossen im März,
Und aus diesem Allem ward — das Männerherz!

Und als der Schnarcher aufgewacht,
So stand bei ihm die erste Magd,
Welche ihm in stiller Nacht
Aus seiner Rippe ward gemacht,
Und es begann die erste Schlacht;
Und er sah sie an von Kopf bis Zäh,
Und gähnte und sagte nichts, als: »Frau, meinen Kaffee!«
Dann steckte er seine Pfeife an,
Und ruft den Hund, den Solimann,
Und schaut im Stall die Pferde an,
Und schickt nach einem Jagdkumpan,
Und brummt zu seiner Frau sodann,
In dem allertiefsten Hausorgan:
»Ich speise heut' im weißen Schwan,
Und Du gib Acht auf Fritz, er kriegt'n Zahn,«
Und also ward der erste Haustyrann!

Süß ist die Ehe und beglückend,
Herzerhebend und entzückend,
Wenn der Mann, der Schöpfung König,
Dem die Thiere unterthänig,
Wenn er, der Mann, der Schöpfung Majestät,
Um den die ganze Welt sich dreht,
Wenn er — — unter dem Pantoffel steht!«
Pantoffel, zartes Wesen, schönste Blume,
In des Hauses Heiligthume,
Pantoffel, unscheinbares Wesen,
Hausmittel, durch das schon Viele genesen,
Pantoffel, g'liebter Bösewicht,
Griechisch rührend Sinngedicht,
Allerjüngstes Halsgericht,
Häusliches Vergißmeinnicht,
Pantoffel, du, du Kummerverscheucher,
Friedensfürst und Herzvergleicher,
Pantoffel, du, du stets ämabler
Ewigwacher Hauskonstabler,
Pantoffel, der du gewährt unsre Bitte,
Und bist in jeder Ehe der Dritte,

Pantoffel, wer dich nie erblickt,
Weiß gar nicht wo der Schuh ihn drückt.

(Musik.)

Denn Vieles liebt der Mann im Leben,
Zuerst sich und alles Andere daneben,
Und viele Launen sind dem Mann gegeben,
Zuerst für die Frau und für die Andern nur daneben,
Und Vieles begehrt der Mann für Herz und Magen,
Zuerst für sich und dann will er's den Andern auch nicht versagen,
Und viel Unrecht hat der Mann, der Sünder,
Zuerst für die Frau und dann für die Kinder.
Wehe, wenn des Morgens beim Erwachen,
Etwas fehlt von seinen Sachen!
Wehe, wenn sich an der Tabakspfeifen
Eines der Kinder will vergreifen!
Wehe, wenn nicht gleich zu seinen Händen
Sich die Reitpeitsche selbst will wenden,
Wehe, wenn die Suppe ist versalzen,
Wehe, wehe, wenn der Reis zu viel geschmalzen,
Wehe, wenn er heute schlecht geschwommen,
Wehe, wenn ein Has' ihm ist entkommen,
Wehe, wehe, wehe, weh' bis über die Ohren,
Wenn im Verein er sieben Robber hat verloren,
Wehe, wehe, wehe, Weib und Kind muß Weh verspüren,
Wenn sein Pferd will nicht pariren,
Pferdeliebe! einzig wahre,
Felsenfeste, demantklare,
Was der Mann nur Liebes kennt,
Was er mit Entzückung nennt,
Kleider, Pfeifen, Jagdgeschoß,
Hunde, Kutschen, Dienertroß,
Landhaus, Whistparthie und Felsenschloß,
Havanna-Zigarren und Prachtkarroß,
Reichet nicht an Lieb zum Araberroß!
Herrenlieb und Herrensorgen,
Streichen es im frühen Morgen,
Herrenauge, Herrenlippe
Zählt den Hafer in der Krippe,
Herrenzunge, Herrenmund,
Schnalzt ihm zu, zu jeder Stund,

Herrenangst und Herrenach
Ist in der Nacht beim Rosse wach,
Und er untersucht das Heu,
Daß es nicht zu kühl ihm sei,
Und mit bitterm Ach und O!
Untersucht er auch sein Stroh,
Und mit süßem Ach und Aber,
Zählet er ihm zu den Hober!
Und er drückt mit leisem Gruß,
Seinen rechten Vorderfuß,
Und er streichelt seine Glieder,
Und er sitzt zum Kutscher nieder,
Und mit Thränen still und heiß,
Spricht er zu dem Diener leis':
»Laß mich Dir, Du treueste der Seelen,
Meinen Jammer nicht verhehlen,
Dieses Pferd, was kann ihm fehlen?
Ach, ich fürcht', es hat die Kehlen. —
Dir will ich es anempfehlen,
Auf deine Treue kann ich zählen,
Schau, es ist ganz echt geboren,
Schau nur an die zarten Ohren,
Ach, es ist mein einzig Leben,
Deiner Hut ist's übergeben;
Selber kann es Dir nichts klagen,
Kann nicht selbst den Doktor fragen,
Kann nicht selbst die Uhr Dir sagen,
Wenn ein Pulver Du kannst wagen,
Kann nicht selber Dir erzählen,
Welche Träume es stets quälen;
Welche Bilder es umschaukeln,
Welche Ahnungen es umgaukeln.
Kann nicht selbsten Dir erwähnen,
Nach wem sich seine Wünsche sehnen';
Kann nicht selber Dir im Stillen
Sagen seinen letzten Willen,
Darum, darum habe Du Erbarmen,
Mit dem Kranken, mit dem Armen!
Pflege es mit Freundestriebe,
Üb' an ihm nun Nächstenliebe!
Kömmst du aber morgen zeitlich,
Mit dem Antlitz, lächelnd, bräutlich,
Daß die Ärzte Hoffnung geben,

Daß mein Reitpferd bleib' am Leben,
Daß das Schicksal läßt Gnade walten,
Daß es meine Freude wird erhalten,
Dann, dann, dann Du treuer Diener, echter,
Unschätzbarer Pferdewächter,
Dann versorg ich — deine Töchter!«

(Musik.)

Mehr noch solche zarte Saiten,
Die die Brust ihm sanft erweiten,
Hat das Herz des Mannes viel!
Manneshherz ist allumfassend,
Manneshherz ist überallfassend,
Manneshherz ist lebenlassend,
Manneshherz ist nie erblassend,
Kurz, ein Männerherz ist — ein Männerherz,
Ein Männerherz ist doch nicht übel ohne Scherz! —
Und da sie einmal so sind geschaffen,
So wollen wir Frauen uns zusammenraffen,
Und mit allen möglichen Waffen
Die Männerherzen nehmen, wie sie sind geschaffen!
Und da die Männerherzen nicht anders werden geschwind,
So nehmen wir die Männerherzen wie sie sind!
Und da wir die Männerherzen nehmen wie sie sind,
So wollen wir sie nehmen nur geschwind.
Denn bei der jetz'gen Zeit ist nicht zu scherzen,
In einen Augenblick sind sie weg, die Männerherzen,
Es ist große Geschwindigkeit, allez, partez vite!
Ich geh', nehm' ich ein paar Männerherzen mit?

---

## Historisch und doch fabelhaft.

### Eine Antithese, von M. G. Saphir.

(Deklamirt von Mad. Fichtner, k. k. Hofschauspielerin.)

Gar oft geschehen Dinge auf der Welt,
O, Dinge! ganz kuriose Dinge!
Die man oft kaum für möglich hält
Daß sie ein Mensch vollbringe,

Und doch geschehen sie wirklich und wahrhaft,
Sie sind historisch und doch fabelhaft!

Die Weltgeschichte selbst, das Buch
Mit aller Menschen Thun und Werken,
In dem wir Segen lesen und auch Fluch,
Und uns doch gar nichts merken,
Die »Weltgeschichte« selbst in aller Kraft,
Ist zwar historisch und doch fabelhaft!

Die Welt ist rund, ist kugelrund,
Und rund das Angesicht der Luna,
Das Geld ist rund, das Jahr, die Stund',
Und rund ists Rad' auch der Fortuna!
Doch ist die Welt so eckig, schauderhaft!
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Der weichste Polster in dem Lebensbett,
Man sagt: es ist ein gut Gewissen!
Da schläft man sanft auch auf einem Brett!
Doch Mancher schläft sanft ohne solches Kissen,
Und schnarcht mit wahrer Leidenschaft,
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Der Hunger heißt der »beste Koch,«
Er würzt am besten uns're Speisen,
Wie edel sind die Reichen doch,
Sie lassen, uns das zu beweisen,
Den besten Koch stets nur der Armenschaft!
Das ist historisch und doch fabelhaft!

»Ein Mann, ein Wort!« wer zweifelt dran?
»Ein Mann, ein Wort!« das kann nicht fehlen!
Das Wort fehlt nicht! Es fehlt der Mann!
Ich will euch das erzählen:
Das Wort hält fest! der Mann erschlafft!
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Der Mann, ein Ding, das schießt und jagt,
Der schießt mitunter auch wohl Böcke!
Am meisten ist er auf der Frauen-Jagd,
Und nimmt, wie Jäger, vorlieb bei diesem Zwecke,

Mit kalter Küche auch, wer sie nur schafft,
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Vor Zeiten war das Schicksal schrecklich dumm!
Aus Neugier ward Loths Weib zur Säule?
Warum? Sie sah sich so ein Bischen um!
Geschäh's jetzt, Wien allein wär' in einer Weile
Ein Säulengang mit Pelz und Taft!
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Die guten Frauen, sie sind gerade so
Wie gute Speisen auf der Speisenkarte,
Wenn man sie will, so sagt der Kellner: »O!« —
— Nachdem man lange darauf harrte, —
»Ist nicht mehr da! die letzt' ist angeschafft!«
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Die »Lieb« ist blind, hat gar kein Licht!
Die »Treue« leitet sie im Schreiten,
Wie oft sieht man im Leben nicht,
Von einem Hund die Blinden leiten?
D'rum kam die Treue auf den Hund und klafft!
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Ein Wesen vom Ballet erscheint
An hundert tausend Orten,
Wird mit Dukaten eingezäunt,
Man baut ihm Triumphpforten,
Doch Walter-Scott — hatt' Schulden-Haft!
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Die Prima Donna fährt nach Haus,
Da kommen zwanzig Enthusiasten,
Sie sehen wie Centauren aus,
Halb Roß und halb Phantasten!
Der schwache Mensch kriegt plötzlich Pferdekraft,
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Jetzt gibt es Monumentenjagd,
Für Mozart und für Haydn!
Doch wenn man die Verleger fragt:
»Wird viel gekauft von Beiden?«
So heißts: »Nur aus Walzern quillt der Lebenssaft!«
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Ein Jüngling korrigirt schon die Natur,
  Das heißt: Der Jüngling thut studiren,
Und alle Jahr wird er zur Uhr,
  Da heißt es: repetiren!
Doch aus der Ferne wirds Diplom verschafft,
Das ist historisch und doch fabelhaft!

Einst hat man wenig deklamirt,
  Da gab es viel zu deklamiren,
Jetzt wird beständig deklamirt,
  Und man hat nichts zu deklamiren,
Doch deklamirt man d'rauf los, daß Alles paßt!
Ich weiß historisch: es ist fabelhaft!

---

## Alphabetisch geordnete Seufzer
### über
## modernes Leben und Treiben in Wien.

Fortgesetzt von — ger.

Dandys. Diese von Buffon noch nicht gekannte Menschenrace, diese zärtlich geliebten Kinder des tagdiebischen, pflastertretenden Zeitgeistes, hüpfen und schwadroniren auch hier in großen Schaaren herum. Sie zerfallen, wie überall, in zwei Klassen: In Dandys aus Mangel an Geldesüberfluß, und in Dandys mit Überfluß an Geldesmangel. Die Ersteren, welche von Natur, Geburt und Beruf darauf angewiesen sind, die schöneingebundenen, aber inhaltsleeren Exemplare der menschlichen Gesellschaft zu repräsentiren, spielen bloß eine belachenswerthe Rolle; die Letzteren, welche mit Entbehrungen aller Art kämpfen, und im Schweiße ihres Angesichtes für ihr Dandythum arbeiten müssen, spielen eine bedauernswerthe Rolle. — Ein Dandy, der seine 4 — 8000 Gulden jährliche Einkünfte hat, des Morgens in seinen drei elegant möblirten Zimmern, mit reich-türkischem Schlafrocke, türkischer Mütze und Pfeife, wie ein Pascha in seinem Serail herumwandelt; des Mittags nach der neuesten Mode gekleidet auf dem Graben, Kohlmarkt zu Fuß, oder im Prater zu Pferd erscheint; um 5 Uhr im »Kasino« speist, gut, theuer und viel, Abends wieder frische Toilette macht, einen Sperrsitz in der Oper, beim Ballete hat, wo er von allen Choristinnen und Tänzerinnen historische Kunde über all ihre Privatverhältnisse geben kann, oder in Gesellschaft geht, wo er die Vormittags einstudirten Noten- und Bücher-Titel producirt, das ist ein belachenswerther Dandy, aber ein Dandy, der als Mensch und Bürger des Staates seine Zeit, auf eben so nützliche, als fruchtbringende

Weise benützt!! Ein Dandy aber, mit 5 — 800 Gulden jährlichen Revenuen, der des Morgens in seinem kleinen und engen Kämmerlein, welches gleichzeitig sein Tafel-, Gesellschafts- und Schlafzimmer vorstellt, sein Lever hält, Visiten empfängt, die er mit guten Cigarren traktiren, der, wenn er seinen Bedienten irgendwo hinschicken will, sich — selbst auf die Beine machen, und bevor er seine pflastertretende Wanderung beginnt, seine stets lichten Glacé-handschuhe sorgsamlich mit Gummielastikum abputzen muß, der Mittags im »Kasino« speis't, nur um da — gesehen zu werden und mit klappernden Magen abzieht, der im Theater, »der Akustik halber,« stets im fünften Stock hinaufkraxelt, der dann wenn er ja einmal in abendliche Gesellschaft geladen wird, nochmals die morgenstündliche Handschuh-Putzung unternehmen und da seinen Hunger für die ganze Woche stillen muß; ein Dandy, der allen Komödianten und Musikanten den Hof machen muß, um sich ihrer Bekanntschaft rühmen zu können; der allabendlich im Kaffeehaus a quatre épingles erscheint, stets zu allen......'s, zu allen Großen des Reiches gebeten zu sein vorgibt, und der dann mit seinem Mäntelchen bis über die Ohren, wie ein Schatten an der Wand, in ein entlegenes — Bierhaus schleicht, sich da in einem Winkel versteckt, und unter Zittern und Beben, gesehen zu werden, sein Glas Bier und sein paar Würstl a quatre épingles zu Gemüthe zieht, das ist ein bedauernswerther Dandy, ein Opfer der falschen Noblesse, ein trauriger Don Ranudo de Colibrados, ein Märtyrer der geist- und gemüthserhebenden Dandy-Race!

Deutsche Sprache. Diese dürfte unter den bessern Ständen, an wenigen Orten so stiefmütterlich, so aschenbrödelmäßig behandelt werden, wie hier. Wer gar keine andere Sprache sprechen, oder auch nur stotternd, radebrechen kann, der spricht — deutsch! Die Kinder müssen das Französische mit der Milch einsaugen; sie bekommen französische Ammen, französische Kindsweiber, französische Gouvernanten, sie werden von jeder deutschen Seele ängstlich abgeschnitten, kaum daß ein deutscher Laut, ein süßes theures »Vater« oder »Mutter« zu ihnen dringt. Ist das Kind so bis in sein 8 — 10tes Jahr gut französisch dressirt, in französischen Vokabeln und Sentenzen eingewickelt worden, dann fängt erst die grammatikalische Hetze an. Jetzt muß es lernen Rechenschaft geben, warum es: la mére, le pére, und nicht le mére, la pére heißt. Und wie die Kleinen summen, so thun die Großen summen. In Gesellschaft, im Theater, auf allen öffentlichen Spazierplätzen hört man nichts als französisch parliren. Bon jour rechts, bon jour links; mit bon jour steht man auf, und mit bon soir legt man sich nieder. Wer auf einer Promenade, in einer Redoute deutsch spricht, der gehört zum Pöbel. Ein deutsches Buch lesen, zeigt »von mauvais gout,« es ist besser ein französisches lesen und — nicht verstehen! Deutsch, ehrliches, treuherziges Deutsch reden ist unnobel; Gedanken und Gefühle in seiner süßtönenden, theuern — Muttersprache wiedergeben, ist gemein. Über die Narren und Närrinnen! Und dann höre und lese man aber auch das Deutsche, welches der größte

Theil unserer Bevölkerung spricht und schreibt. Daß die Armen, denen keine bessere Erziehung zu Gebote steht, ein schlechtes Deutsch sprechen, das ist ein angebornes, natürliches Übel, daß aber die Reichen, die von frühester Kindheit, von Lehrern nnd Erziehern umlagert werden, ein so elendes Deutsch sprechen, das ist ein erzogenes, künstliches Übel. In der Sprache der gemeinen Volksklasse liegt aber wenigstens etwas Nationelles, Charakteristisches, sie sprechen den Wiener-Dialekt; die Nobeln aber dem Volksdialekte abhold, und dem guten Deutschen entfremdet, schweben zwischen dem schlechten französischen und dem schlechten Deutschen in der Mitte; hier geboren, und dort erzogen, sind sie hier und dort nicht heim!

»Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!!!«

(Werden fortgesetzt.)

---

# Sperlianer und Virnisten,

oder:

## Die zwei Hauptsorten des Wiener Dandysmus.

Ein wissenschaftliches Kriterium, basirt auf Strauß-Lanner'sche Walzersysteme.

Zwei Worte hört man bedeutungsschwer
Im Munde der Guten und Besten,
Strauß und Lanner! ihr Klang ist nicht leer,
Sie können uns helfen und trösten.

Die verschiedenen Thierarten unserer Modebengel sind, meines Wissens, noch nicht in eine abgeschlossene Klasse, in eine bestimmte Ordnung, und nach einem geregelten Systeme eingetheilt worden. Zu Herrn Linné's Zeiten hat es zwar schon Stutzer gegeben, das unterliegt keinem Zweifel, aber man fand noch nicht solche Prachtexemplare, solche auserlesene Gattungen als heutzutage. In einem alten Manuskripte las ich zwar, daß zu einem wohlkonditionirten fahrenden Ritter — das waren wahrscheinlich die damaligen Fashionables — ein massiver Bau der Glieder, ein starkes, weißes Gebiß mit scharfen Schneidezähnen, eine rüsselförmig gebogene Nase, eine Stirne breit und hart, wie jene eines Auerochsen, und andere ehrenfeste Eigenschaften gehören, aber in unserer friedeliebenden Zeit hat das Alles nicht Noth. Zwar sind unsere Lions bärenartig verwachsen und schauderhaft anzusehen, aber man kann ihnen ohne Gefahr den Finger in den Mund legen — sie beißen nicht, und mit ihren gelbbeglacehandschuhten Krallen verfahren sie äußerst zart und decent.

Ich konnte mir daher kein größeres Verdienst um unser Stutzerthum erwerben, als daß ich die verschiedenen Species in zwei Klassen eintheile, in

Sperlianer und Birnisten!!

Unter Sperlianer, versteht man jenes stutzerliche Wesen, das mit Leib und Seele an Strauß hängt, das Gut und Blut, Alles in Allem für Strauß hergibt. Der Straußolog ist immer ein wüthender Tänzer. Der Tanz ist sein Leben, sein Leben ist der Tanz. Soll ich meinen geehrten Lesern eine durchtobte, durchraste Nacht des Straußologen beschreiben, ja? — Gut.

An der zum Aufgange in die Sperlsäle führenden Treppe angelangt, vernimmt er kaum einige Takte der Walzermusik, und husch! wie der Wind jagt er über die Stiege hinauf, immer vier Stufen auf einmal nehmend. — Mit Hast wirft er seinen Paletot ab, und durchbricht dann die Vormauer der an der Thüre stehenden Zuseher.

Nun befindet er sich in des Saales Mitte.

Mit Kennerblicken schnell die Tanzreihen musternd, hat er auch schon sein Opfer auserkoren, und schmeichelnd das Gesicht in die freundlichsten Falten gelegt, bittet er die Schöne nur um eine einzige Tour. Sie gewährt. Er packt, umklammert sie, und nun rast'er fort mit ihr — fort und fort in Sturmessausen, fort und fort in Walzerbrausen, gleich dem Tiger in der Wüste, so trillt er seine Tänzerin umher; — umsonst drängt sie dem wilden Toben ein Ziel zu setzen, umsonst läßt sie sich beinahe schleppend weiter reißen, der unbeschreiblich exaltirte Tanzheld kennt keine Ruhe, keine Rast, kein Erbarmen, und mit brechendem Auge, mit geknicktem Kopfe lallt die Tänzerin:

»Falscher Tänzer, Deine Stille,
War nur des Verrathes Hülle,
Jetzt in dieses Tanzes Mitte,
Da die Rückkehr sich verschloß,
Lassest Du auf die Verrath'ne
Alle Deine Schrecken los.«

Und so geht es den ganzen Abend hindurch; er genießt das harte Tanzen im Schweiße seines Angesichtes mit einer Freude, mit einer Wollust, die ihn gänzlich vergessen lassen, daß so eine Tanzhetze im Grunde doch ein sehr strapicirendes Geschäft ist.

Im Übrigen ist der Straußianer ein Verehrer des Materiellen, Stoffhältigen, d. h. er liebt, gut zu essen und gut zu trinken; er besitzt meistentheils einige Kenntnisse der Gastronomie, und weiß mit Geschmack die Schätze des Speiszettels zu heben.

Alle diese Eigenschaften sind mehr oder weniger Wirkung des Strauß'schen Walzersystemes.

Durch alle seine Walzer fließt die vollblütige Ader der Leidenschaftlichkeit, der Erregtheit, der Genußsucht, der oft übertriebene Luxus an fußhebenden, lebensfrischen Weisen; die sogenannten juckenden, zuckenden, sinnlichen Melodien überbieten einander an Lebendigkeit, und werden durch die phantastische Vortragsweise ihres Meisters, der mit seinem trefflichen Orchester beinahe in Eins zu verschmelzen scheint, und den man immer aus ihrer Mitte heraushört — noch mehr gehoben. Mit einem Worte: sein Genius ist der Effekt!

Daß der Walzerdichter Strauß seine Tempi etwas mehr beschleunigt, als vielleicht mit der Takthältigkeit der Tanzenden sich vereinbart, und daß dadurch die Tanzenden manchmal eine gebundene Note hinter dem Taktstriche nachhumpeln, das müssen wir eben in seiner Kompositionsmanier suchen.

Unter

Virnisten

versteht man jene Anhänger der Petitmaiterei, deren Abgott Lanner ist, die für Lanner leben und sterben!

Der Lanneristiker ist selten ein wüthender Tänzer, er tanzt bloß, um nach Lust und Vergnügen zu tanzen, und was darüber geht, was in's Tanzwüthen, in's Tanzrasen hinüberschlägt, das kennt er nicht.

Der Lannerist kommt langsam, bedächtig, würdevoll in den Saal geschritten. Er hat keinen Sinn für eitel Tanz und irdisch' Lust, für Frauenschöne und Mädchenblüthe — Aug' und Ohr sind ja bei Lanner! er schwimmt mit poesiedurchdrungener Genußsucht in Lanner's süßen, herzbezwingenden Melodien, er läßt melancholisch den Kopf auf die Weste sinken, und horcht nur den Lanner'schen wehmüthigen, in Walzerformen gegossenen Weisen, er ist ein Walzerzerrissener, der sich nur in den sehnsuchterweckenden, sentimentalen, gemüthsreichen Lanner'schen Klängen heimisch fühlt! — —

Dann erst, wenn er sich vollkommen gesättigt hat, wenn er überfüllt ist von der harmonischen Walzermusik, dann erst wählt er bescheiden unter den Töchtern des Landes, und tritt mit ihr in die Tanzreihen. — Zart umfaßt er sie und schleift ruhig, mit außerordentlicher Delikatesse, mit einem fashionablen Anstrich von Nonchalance, mit einem innerlichen, phlegmatischen Behagen und mit pedantisch schwingenden Beinen dahin. — Da wird nichts gekeucht, nichts gedampft, nichts gerast, nichts gehoppst, es wird Alles so zimperlich fein, so schläfrig, so schulfüchsisch, so abgemattet betrieben, und wo möglich nur sehr viel gerastet, um die zarten Beine, den neuen Frack, die schwache, hektische Brust und die einpomadirten Locken zu schonen.

Die Tänzerin vergeht schier ob dieser Affektation, die jedes gesellschaftliche Talent, jeden Witz, jede Schmeichelei, jede Liebenswürdigkeit mit

dem ungeheuren Fliegenklatscher der Langweile zu Boden schlägt. Sie murmelt für sich:

»Schmach dem birnianischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Tänzerrecht,
Des Himmels beste Gaben.«

Und so gemessen, so kühl, so ernst bewegt sich der Lannerist den ganzen Ballabend hindurch.

Essen! — trinken! — Pfui, pfui, das kennt der parfumirte Lannerist nicht. Höchstens begehrt er mit leisem, erstorbenem Tone ein Fläschchen süßen Wein, und tunkt sich einige Stängelchen Preßburger Zwieback ein; aber sonst ißt und trinkt er bei Leibe nichts, zum höchlichen Verdrusse der kellnerischen Menschheit.

Diese Herrschaft übt Lanner über die Gemüther seiner Verehrer, und geht man in eine Detaillirung seiner Walzermusik ein, so findet man der Gründe genug, die das Warum und Darum erklären.

Lanner's Walzer als Tongebilde betrachtet, offenbaren vor Allem eine innige Verbindung der Harmonie mit der Melodie, einen Styl, der auch Musikkenner befriedigt, eine verständige Regelmäßigkeit und Abgemessenheit der Ideen; jedoch als Walzer, als Tanzmusik betrachtet, besitzen sie zu viel des absichtlich-Süßen, des gemacht-Reizenden, des kokett-Ernsten. — Lanner's Walzer berühren nicht mit einem elektrischen Schlag, sie zünden nicht und bringen das Blut nicht in Wallung, sie glänzen, knallen und flammen nicht, sondern sie wollen mehrere Male gehört werden, um unsere wahrste Empfänglichkeit, später erst, aber um so gewisser in Anspruch zu nehmen. — Es liegt eine lachende, freundliche Grazie, gepaart mit einem melancholischen, sentimentalen Gesangsreiz in ihnen, der durch eine wirksame Instrumentation noch mehr gehoben wird, und es würde Einen mit »mächtigen Gefühlen hinreißen,« wenn es nicht — Walzer wären.

Es gibt noch eine dritte Klasse, die sogenannten Exquisites der Walzer-Zuhörer, das sind die Ultra-Straußianer — und Lanneristen, die Liberalen, Gemäßigten, Friedliebenden, Ausgleichenden, Vermittelnden, Versöhnenden! Sie umfassen mit gleich hoher Liebe Strauß und Lanner, sie treffen immer die richtigste Mitte, vermeiden jedes Unduliren zwischen den zwei Walzerextremen, und haben durch ein feinfühlendes Balanciren jenen richtigen Standpunkt eingenommen, der ihnen als bestehende, alleinseligmachende Norm für die Leistungen der beiden Walzerheroen dient, und sind immer so unparteiisch, so

vorurtheilsfrei, als es die wichtigen, auf Europas Wohl beruhenden Intressen, erheischen.

Zu dieser Klasse gehört Schreiber dieser Zeilen.

Mahler.

---

## Artistisch-theatralisch-sociale Verzehrungsliste der Stadt Wien im Jahre 1841.

Es ist kaum zu glauben, wie groß die Masse Kunst und Unkunst, Literatur und Unliteratur, Dilletantismus, Charlatanismus und Socialismus ist, welche die Stadt Wien in einem Jahre verzehrt.

Es ist unglaublich, wie viel Reputationen eine solche große Stadt verschlingt, wie schnell sie dieselben verdaut und — ausscheidet! Es erregt Erstaunen, zu sehen, welche Menge von Glorien und Renommeen sie halbgekaut hinunterschluckt!

Am Unglaublichsten aber ist es, was die Ohren der Residenz jährlich verzehren an Musik, Gesang, Deklamation, schlechte Bonmots und — Verleumdungen und Lügen! Das Trommelfell der Residenzohren ist härter als Kalbsfell, geduldiger denn Eselsfell und unverwüstbarer denn Elendthierfell!

Wir haben eine kleine Liste zusammengestellt von Allen dem, was im Jahre 1841 hier an Musik, Poesie, Theater, Dilletantismus und socialer Improvisation und Novitäten-Erfindungen gebraucht und verzehrt worden ist. Für die Genauigkeit der Angaben können wir zwar nicht gut stehen, aber mit dem Worte »Circa« dürfen sie getrost jeder Nachforschung Rede stehen.

| | | |
|---|---|---|
| Neue, dumme Walzertitel sind verzehrt worden . | | 2,069 |
| Oeffentliche Haus-, Boden- und Keller-Concerte . . . . . . . . . . . | | 4,506 |
| Lieder sind komponirt worden . . . . . | | 10,403 |
| Clavierstücke sind gespielt worden: | | |
| 1. Fantasien . . . . . . . . | 19,586 | |
| 2 Rondos brillants. . . . | 12,408 | |
| 3. Concertos . . . . . . | — 986 | |
| 4. Symphonien . . . . . | 7,001 | |
| 5. Arien . . . . . . . . | 106.083 | |
| 6. Etudes . . . . . . . | 36,436 | 1,528,689 |
| 7. Romanzen . . . . . | 15,967 | |
| 8. Nokturnos . . . . . | 3,106 | |
| 9. Walzer . . . . . . . . | 1,060,306 | |
| 10. Lieder ohne Worte und ohne Sinn . . . . | 69,405 | |
| 11. Schubert im Jahr zerhackt | 197,405 | |

| | | |
|---|---|---|
| Ausverkauft sind worden: | | |
| Fettflecke . . . . . . . | 4,060 | 66,458 |
| Rostflecke . . . . . . . | 1,696 | |
| Schofel . . . . . . . | 10 006 | |
| Verlegenes . . . . . . | 50,696 | |
| Quadrille-Figuren sind entdeckt worden . . . | | 41,200 |
| Noten sind verschlungen worden . . . . . . | | 1,069,424 |
| Falsche Pas sind getanzt worden . . . . . . | | 20,601,452 |
| Gesangs-Gixer sind applaudirt worden . . | | 4,069,205 |
| Schlechte Accente im Theater sind erschienen . . | | 6,091,206 |
| Fremd-Namen sind mißhandelt worden auf der Bühne . | | 206,481 |
| Deutsche Stücke sind aus dem Französischen als Original zurück übersetzt worden . . . . . | | 1 |
| Französische Uebersetzungen sind aufgetaucht . | | 4,596,577 |
| Hausballtänzer sind gemiethet worden . . . . | | 5 669,401½ |
| Schlechte Kritiken hat das Publikum verdaut . . | | 106,967,026 |
| Gute und wahre hat es gelesen: 206 — 206 : bleibt: | | 00000 |
| Schlechte Gedichte à la Heine . . . . . . | | 4,690,201 |
| Humoresken, Humorisken, Humorasken, Humoretten, Humorocen, Humoratten, Humoruken, Humorapsen, Humoroxen u. s. w. | | 106,967,206 |
| Schlechte Witze sind in Umlauf gesetzt worden . . | | 10,696,489 |
| Gute Namen sind fricaßirt worden . . . . . | | 206,436 |
| Lügen sind durch Dampf verbreitet worden . . . | | 469,694,536 |
| Menschen sind ermordet worden, die noch heute leben | | 406 |
| Menschen sind eingesperrt worden, die stets frei waren | | 1,696 |
| Menschen sind durchgegangen, die sich nie fortgerührt haben . . . . . . . . . . . . . | | 16,906 |
| Frauenzimmer sind angeschwärzt worden, die rein sind . . . . . . . . . . . . . | | 5,696,402 |
| Künstler sind geboren worden: | | |
| Auf dem Clavier . . . . . . . . . | | 4,206 |
| Auf der Violine . . . . . . . . . | | 2,508 |
| Auf der Pauke . . . . . . . . . | | 26 |
| Recensenten sind auf die Welt gekommen . . | | 409,449 |
| Pränumeranten sind abgegangen . . . . . | | 40,696,506 |
| Witze sind gestohlen worden . . . . . . | | 50,609,403 |
| Einfälle sind dem »Humoristen« entwendet und in Volksstücken wiedergefunden worden . | | 406,589 |
| Redliche Finder sind gesucht worden . . . . . | | 2,639,405 |
| Der Großmuth sind keine Schranken gesetzt worden | | 2,639,405 Mal |
| Für höhere Beträge sind quittirt worden . | | —0— |
| »Helf' Gott!« ist gesagt worden . . . . . | | 4069,696,401 Mal |

| | |
|---|---|
| Liebschaften sind entstanden . . . . . . . . | 9,649,101 |
| Geliebt sind worden . . . . . . . . . | 2 |
| Masken waren witzig . . . . . . . . . | $^1/_8$ |
| Entlarvt sind worden, im Allgemeinen . . . . . | 91,060,400 |
| dito insbesondere . . . . . . . . . . | ? ? ? |
| Gestorben sind: Autoren, die noch leben . . | 462 |
| Zu ihren Vätern heimgegangen sind Wunderkinder | 2067 |
| Den Geist aufgegeben haben . . . . . . | 6 Journale |
| In die Grube gefahren sind . . . . . . | 5608, die sie |
| Andern gegraben haben. | |
| Selig entschlafen sind im Parterr allein . . . | 5,690,402 |
| Ins »Elysium« eingegangen sind . . . . . . | 4,069,429 |
| Unter den Schatten wandelten Kindermädchen auf dem Wasserglacis . . . . . . . . | 5,069,402 |

Saphir.

---

## Saphiriana.

Mitgetheilt von — chl —.

Ich glaube den Lesern dieser Blätter kein unangenehmes Geschenk zu machen, wenn ich ihnen dann und wann Einiges aus dem Privat-Bestek von Witzen, Einfällen, Repliken und Calembourgs des Humoristen mittheile. Wer viel um und mit ihm lebt, hat alle Augenblicke Gelegenheit, sich an ein solches Blitzen und Wetterleuchten von geistreichen und sarkastischen Pikanterien und Bonmots zu ergötzen, und es wäre Schade, wenn nicht dann und wann die Mittheilbaren wenigstens zum Theil mitgetheilt würden.

Ich werde also zuweilen Einiges, was mir gerade wieder einfällt, in diesem »Volksgarten« wieder erzählen, freilich ohne den lebendigen Reiz hinzufügen zu können, den ein solcher Gedanke und Einfall im Munde des »Humoristen« selbst enthält.

---

— Eine Maske, in der Gestalt des Jupiter, ging ihm lange nach, hielt ihn endlich an und versuchte es, ihn, so was man sagt »zu sekiren.« Es hörte ihr einige Zeit lächelnd zu und sagte dann: »Ich bin überzeugt, Du bist der wirkliche Jupiter!« — »Wie so?« fragte die Maske — »Nun,« sagte S., »weil die Weisheit aus Deinem Haupte entsprungen ist!« —

* * *

— Jemand kam zu ihm in der Redoute und sagte: »Stellen Sie sich vor, meine Frau war hier, en masque, und ich habe sie nicht erkannt.« — »So?« sagte S., »das kömmt daher, weil sie Sie gar nicht sekirt hat!«

* * *

— Eine alberne weibliche Maske sagte ihm: »Du hast viele Worte aber wenig Sinn!« — »Für Dich gar keinen!« antwortete S.

* * *

— Der Redakteur eines kleinen Blättchens in B. sagte ihm: »Sie schreiben für Geld, ich aber schreibe für die Ehre!« — S. antwortete lächelnd: »Jeder arbeitet für das, was ihm fehlt!«

* * *

— Ein Kompositeur, dessen Produkt im »Humoristen« getadelt wurde, traf ihn auf der Straße und sagte: »Die Zeit wird schon einmal kommen, wo ich Sie in Wuth setzen werde!« — »Setzen Sie mich in was Sie wollen,« erwiederte S., »nur nicht in Musik!«

* * *

— Eine Dame wünschte, er möchte ihr einen Platz anweisen, wo sie während der Probe seiner Akademie sitzen und zuhören könnte. S. schrieb ihr: »Ich kenne meine Persönlichkeit zu gut, um eine so schöne Dame auf die Probe zu setzen!«

* * *

— In einem Vorstadttheater wurde ein Stück von einem Rauchfangkehrer gegeben. In der Mitte des Stückes sagte S.: »Ich werde gleich Etwas vom Rauchfangkehrer-Metier ausüben« — »Was denn?« fragte ich ihn. — »Nun,« sagte er, »ich werde gleich abkratzen *)!«

* * *

— »Was ist Ihre Stadt?« fragte S. den Bewohner einer Provinzstadt, in welcher er sich langweilte, »was ist Ihre Stadt in der Geometrie?« — »Nun,« fragte Jener, »was ist sie?« — »Ein rechter Winkel!« antwortete S.

* * *

— In einer Gesellschaft von Musikern und Komponisten wurden die Gesundheiten verschiedener alter und neuer Kompositeure ausgebracht: Mozart, Beethoven, Gluck, Rossini, Spontini u. s. w. kamen nach und nach an die Reihe. »Nun,« sagte Hr. ***, ein junger Kompositeur, der

---

*) »Abkratzen,« Provinzialismus für »davonlaufen.«

mehr Einbildung als Talent hatte, »nun, Hr. S., wollen Sie nicht auch einen Kompositeur leben lassen? Sie lassen sie so selten leben!« — »Recht gern!« erwiederte S., stand auf, erhob sein Glas und sagte: »Meine Herren, die neueste Oper des Herrn *** hier soll leben! und somit laß ich viele alte und neue Kompositeure zugleich leben!«

* * *

— In einer Gesellschaft besprachen sich zwei junge Leute mit einem Dritten, welcher vor einiger Zeit ein Drama drucken ließ. Der Eine nannte es »ein Stück,« der Andere aber »ein Werk,« weil es doch nicht aufgeführt worden ist. Sie wendeten sich an S., um seine Ansicht darüber zu hören. — »Sie haben Beide Recht, meine Herren,« sagte S., »es ist ein Stück-Werk.« —

* * *

— »Wie kömmt es,« fragte ihn eine boshafte Dame an einem zahlreich besetzten Mittagstisch, »daß die geistreichsten Männer die häßlichsten sind?« — »Das kömmt daher,« erwiederte S. rasch, »weil die dummen Frauenzimmer die Schönheit früher vergriffen haben!«

* * *

— Ein arroganter Sänger, der sich von einer Kritik verletzt fühlte, sagte zu S.: »Ich habe alle Stimmen für mich, und so kann mir die Ihrige gleichgültig sein!« — »Das ist wahr,« versetzte S., »Sie haben alle Stimmen für sich, und nur eine gegen sich, die Ihrige!« —

* * *

— In einem Stellwagen erlaubten sich ihm gegenüber zwei Herren die laute Bemerkung: »Wenn der uns nur nicht zu seinem »Humoristen« braucht!« — »Seien Sie ohne Sorgen, meine Herren,« sagte mit Lächeln S., — »ich kann zu meinen »Humoristen« nur fertiges Papier brauchen!«

---

## Lokal-Charaden.

**1. (Dreisylbig.)**

Mit meinen ersten Sylben schlug
Sich weiland mancher kühne Ritter,
Doch fliegt der Csikos oft im Flug
Darüber wie ein Ungewitter.
Ein unbesonnen junges Blut
Benennt man oftmals mit der dritten,

Doch hat auch mancher Held voll Muth
Durch sie den Todesschmerz erlitten.
So ging es auch in grauer Zeit
Beim Sturm auf die hohen Schanzen,
Beschirmt durch deutsche Tapferkeit,
Dem Turbanträger an dem Ganzen.

2. (Viersylbig.)

In den ersten Sylben starb
Portugalls berühmter Dichter,
Während Mancher Gold erwarb,
Dessen Kopf ein leerer Trichter.
Meine letzten zwei erstieg
Jüngst ein Held im Morgenlande,
Denkend an des Vaters Sieg
In der Schlacht am Donaustrande;
Auf dem Ganzen reichgeschmückt
Wandeln Damen und Koketten,
Und die Stutzer, hochentzückt,
Brauchen fleißig die Lorgnetten.

J. G—d.

Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.

---

## Wiener Lokal-Calembourgs.

Von J. G—d.

1.

Welche historisch berühmte Person ist derjenige, welcher von Stuhlweissenburg hieher übersiedelte?

2.

Welche geometrische Figur ruft man einem guten Freunde zu, der einen Zahn ausreißen soll, und zu hart angreift?

Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.

---

## Auflösung

der Lokal-Charaden im 1. Hefte des „Wiener Volksgartens“:

Nr. 1. Wurstelprater. — Nr. 2. Lerchenfeld.

## Die Abend-Soiree in Erdberg,

oder:

## Der Tänzer mit dem Solo-Schöpfel.

Ein Karnevals-Genrebild, von M. G. Saphir.

„Herr Dokteur M. G. Safier werden zu einer Abend-Soiree-Unterhaltung zur geselligen Zusammenkunft zu Tanz und Spiel aufs schmeichelhafteste eingrlahdrn.“

Erdberg Nr. **

Man versahmelt sich um 7 Uhr. Die Abend-Soiree beginnt um 8 Uhr prätzise.“

Diese Karte fand ich, als ich Abends nach Hause kam, und mein Bedienter sagte mir, ein Herr und eine Dame seien persönlich da gewesen, haben aber ihre Namen nicht abgeben wollen.

Ich war nicht Europa-Müde, aber recht herzlich Wien-Müde! Strauß, Lanner, die neue Quadrille, die Lance, der Bier-Salon, die Redoute und das Elysium, diese sieben fetten Kühe des dießjährigen Karnevals, dieses Siebengestirn unsers Winterhimmels, dieses Septett, welches unser Alles und unser Höchstes ist, war mir schon fade und zuwider, wie auch alle unsere sogenannten liebenswürdigen und geistreichen Frauenzimmer, diese „Immerdieselben,“ diese eingeleierten Drosseln, die mit demselben Gezwitscher immer wieder auf dieselben Sprossen ihres abgeschlossenen Zirkel-Käfigs auf- und abhopsen, und die Schnäbel immer wieder in dasselbe Konversations-Nest stecken, und dieselben geselligen Hanfkörner picken: „Thea-

ler, Künstler, Musik!" — Musik, Künstler, Theater! — Künstler, Theater, Musik!

„Je suis degouté de ces femmes d'esprit, et pour la rarité du fait je voudrais faire la cour à une imbecille!"

Ich sehnte mich einmal wieder nach einem Frauenzimmer, welches nicht stets von Griseldis und Corona von Saluzzo sprach, welche nicht 6 Wochen vom Gorskischen Ball träumte, welches nicht 6 Tage der Woche darauf sann, wie sie am siebenten von der Kirche schnell auf die Bastei gehen wollte, welches nicht Rechnung darüber hielt, wieviel Hausbälle gegeben werden und was für Schnurrbart der beste Mazurtänzer bei so und so hatte, welches nicht glänzende Albums und gar kein „Wäschbuch" hatte u. s. w. — Kurz, ich sehnte mich nach einem Natur-Frauenzimmer!

In Erdberg hoffte ich Eins zu finden!

Natur-Frauenzimmer! Wild aufgewachsen, aufgeschossen an dem einfachen Busen der Natur! Von der Mutter Natur selbst gesäugt und nicht von Künstlerlichen Ammen oder gar bei einem romantischen Milchbrei aufgezogen!

Wenn ich ein solches Natur-Frauenzimmer in Erdberg nicht finde, so existirt gar keines, so ist es eine Fabel, eine Erfindung meiner Phantasie, ein Traum meines salondamenmüden Herzens!

Ich beschloß also, die „Abend-Soiree-Unterhaltung" in Erdberg zu besuchen, und obwohl ich weder Namen, noch Stand, noch Charakter der „Abend-Soire-Geber" wußte, oder auch nur ahnte, dachte ich mir doch: „Was braucht denn der Mensch, um glücklich zu sein?!"

Am bestimmten Abend machte der „Dokteur Safier" Toilette, als obs in einen fürstlichen Salon ginge, und um die bestimmte Versammlungsstunde fuhr ich in Erdberg Nr. ** vor, nicht ohne vorher dem Fiaker eingeschärft zu haben, auf jeden Wink bereit zur Rückfahrt zu sein.

Die Erfindung der „Hausmeister" schien noch nicht in diese Gegend gedrungen zu sein, und schon dieses Anzeichen eines unschuldvollen, patriarchalischen Naturzustandes, versetzte mich in die zärtlichste Laune, denn ich wollte heute Natur, nichts als Natur, bare und warme Na-

tur, Natur di primo Cartello, kurz, ich wollte ein „Karnevals-Schnitzel à la naturelle" genießen.

Was thut aber der Mensch in einem fremden Hause, im Finstern ohne mindeste topographische Kenntniß von Thüren, Stiegen und Fluren, ohne zu wissen, wie der Mann heißt, den er sucht, wenn kein Hausmeister da ist?

Weder ein Lichtstrahl, noch der Schall irgend eines Lautes drang zu mir, und ich mußte mein Tastgefühl in Anspruch nehmen. Ich gelangte nach langem Umhertappen an eine Thüre, auf mein Anklopfen entstand ein Geräusch, vielerlei Stimmen ertönten leise aneinander, es war ein kleiner Gesellschaftssaal, allein die Gesellschaft bestand aus der „haute volaille:" es war ein großes Hühner- und Gänse-Institut, in welches die Zöglinge jung und mager hineingegeben werden, und nicht eher herausgenommen werden, bis sie ihrem Berufe geopfert werden sollen! —

Diese „Abend-Soiree" bestand aus Hühnern, Gänsen, Enten Indianen, die ich alle nicht an den Federn, aber an ihrer Muttersprache erkannte.

Ich war eben im Begriff, die verwirrte Gesellschaft zu fragen, ob sie es seien, die mich zu einer Unterhaltung eingeladen haben, als ich mich plötzlich von einer derben Faust festgehalten sah, und eine derbe Stimme schrie: „Ich hab' ihn, ich hab' ihn, den Gänsedieb!"

Es ist ein Glück, daß der elende Verfasser des noch elenderen Pasquilles: „der österreichische Parnaß," es nicht hörte, sonst würde er gewiß haben drucken lassen, ich habe Gänse gestohlen! Es ist mir schon viel Wahres und Unwahres nachgesagt worden, ja, es hat schon einmal Jemand behauptet, ich wäre Mitarbeiter am „Berliner Gesellschafter," allein nichts hat mich so sehr empört, als dieser Ausruf: „Ich hab' ihn, den Gänsedieb!"

Daß Schriftsteller stehlen ist möglich, ja vielleicht wahrscheinlich, — aber Gänse, nein, Gänse stehlen sie nicht, sie stehlen bloß mit dem Dietrich aus dem Gänseflügel! Dieser Gänseflügel-Dietrich dringt in die verschlossensten Bücher, und stiehlt das Schwarze vom Weißen!

Das Erste was ich that, als ich die Faust des großen Unbekannten an meinem Arm fühlte, war, vermittelst einer Prachtauflage meiner rechten Hand einen bleibenden Eindruck auf seiner linken Wange zu ma-

chen, und diese Kraftauflage in vermehrten und verbesserten Ausgaben sogleich folgen zu lassen. Die Schnelligkeit, mit welcher diese Prachtexemplare, ohne den mindesten Druckfehler, aufeinander folgten, schienen dem großen Unbekannten eine hohe Meinung von der industriellen Geschicklichkeit ihres Verlegers beizubringen, und er nahm zu dem letzten Mittel aller unrechthabenden Menschen seine Zuflucht: er begann furchtbar zu schreien!

Auf dieses Geschrei kam vom ersten Stocke eine ganze Völkerwanderung mit Lampen und Lichtern herbei, und Alle schrieen und riefen: „Was gibt's? Was ist's?“

„Hier!“ so rief der vierschrötige Mensch, der mich gefaßt hatte,— „hier! schon drei Nächte passe ich dem Dieb auf, der diesen Geflügelstall bestiehlt, nun hab' ich ihn erwischt!“

Ich verneigte mich ganz anständig und sagte: „Meine Herren und Damen, ich bin kein Gänsedieb, sondern bloß ein Schriftsteller und Redakteur des „Humoristen,“ und ich kam zu einer Abend-Soiree-Unterhaltung.“

„Ach, der Herr Dokteur Saphier!“ trompetete eine Klarinettennase, welche einem hochstämmigen, weiblichen Wesen angehörte, und die von der Lampe von unten beleuchtet, einen magischen Effekt machte!

„Aber wie kamen der Herr Dokteur in den Stall?“ trompetete sie weiter.

„Gnädige Frau!“ sagte ich, „ich bin so eigentlich auch nicht sowohl in, als vor dem Stall! Wie unrecht hat der große Dichter wenn er sagt: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme,“ mein Herz zog mich zu Ihnen, allein mein Schicksal führte mich hieher, und aus dem Stalle kam mir Gänsegeschnatter als die Schicksals-Stimme entgegen! Aber, gnädige Frau, bürgen Sie für mich, daß ich kein Gänsedieb bin, denn „Tom friert!“

„Herr von Fitzl,“ trompetete die Stimme wieder, „das ist Herr Dokteur Saphier, ein großer Dichter, und auch gebildeter Mann! und (hier wendete sie sich zu mir) Dieser“ — hier zeigte sie auf den großen Lümmel, der mich noch immer am Arm hielt, — „dieses ist unser lieber Gäth, Herr Fitzl, ein Solo-Künstler!“

Herr Fitzl ließ mich auf diese gegenseitige Vorstellung los, ich verneigte mich hin und sprach: „Herr von Fitzl, ich bin sehr erfreut,

Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen! Bevor ich Sie noch gesehen habe, bin ich schon in nahe Berührung mit Ihnen gekommen, lassen Sie uns ein Verhältniß fortsetzen, welches so romantisch anfing!“ — Der Herr Göth von Fitzl machte ein tiefes Kompliment, und ein allgemeines Gänsegeschnatter in und vor dem Gänsestall fiel als Tutti ein.

Endlich fiel es der Frau Käßmeier — so hieß die Abend-Soiree-Veranstalterin — ein, daß wir uns in den „Salon“ begeben sollen.

„Fräulein Stopfenkuchen!“ sagte Frau von Käßmeier zu einer neben ihr stehenden Gestalt, „reichen Sie dem Herrn Dokteur den Arm!“

Fräulein Stopfenkuchen that wie ihr befohlen, sie reichte mir ihren Arm, ein Arm, der sich sehr vor mir entsetzt haben muß, denn es überlief ihn eine furchtbare Gänsehaut, die sich aber nachher als stabil auswies.

„Ich schätze mich glücklich,“ so fing ich meine Praxis an, „eine so reitzende Ariadne in und aus diesem Labyrinthe zu finden!“ — „Hi hi! Sie sein g'spaßig!“ erwiederte Fräulein Stopfenkuchen, und quetschte meinen Arm mit dem ihrigen an sich an, daß er knackte.

Ich. Mein Einzug ist recht romantisch! Flambeaux! Aufzug und auch die ritterliche Dame fehlt nicht!

Sie. Aber Sie sein schon recht g'spaßig. (Detto ein Quetsch mit dem Arm.)

Ich. Dürfte der irrende Ritter seine Dame um ihre Schärpe bitten? (hier wollte ich ihr ihr Umschlage-Tuch abnehmen.)

Sie. Aber na, i hab schon g'hört, daß sie so gar g'spaßig sein (dieselbe Contusion mit dem obligaten Arm.)

Wir waren indessen in dem „Salon“ angekommen und ein öhlichtes Transparent leuchtete an der Mittelwand:

„Abend-Soiree!“

dann weiter unten die Worte:

„Freide, Schehner Gödder Funken!“

und unten in einem Stern die Worte:

„Vivat Allen Gähsten!“

Frau von Käßmeier sah mich erwartungsvoll an, um zu sehen, welchen Eindruck diese Geschicht auf mich machen wird. „Ach!“ schrie ich, „Superb!“ von wem ist die Idee?“

„Alles unser Göth, Herr von Fitzel!“ sagte die Käßmeier, und Herr von Fitzl wurde roth wie ein falscher Zwanziger.

Die Gesellschaft bestand aus etwa sechs bis acht jungen Männern und ebenso vielen Mädchen oder jungen Frauen, von denen Fräulein Stopfenkuchen die Prima donna assoluta war!

In einem Winkel des Salons stand ein Tisch und darüber wieder ein kleines Transparent:

„Gredendz!“

und vor dem Tische stand ein Kredenzdiener, schwarz, in Schuhen und Strümpfen, den Rockkragen und die Rockaufschläge mit Goldrauschpapier ausgeschlagen.

„Eine herrliche Idee!“ sagte ich zu Frau von Käßmeier, und sie erwiederte holdselig und geschmeichelt: „Alles unser Göth, der Herr von Fitzl!“

Ich hatte das Vergnügen, auf ein Sopha geschoben zu werden, über welchem zwei Unschlittkerzen in zwei hellpolirten Stahlleuchtern hingen; auf der einen Seite postirte sich Frau von Käßmeier und auf der anderen Fräulein Stopfenkuchen, und da das Sopha kaum für ein mageres Duett gesetzt zu sein schien, so seufzte es bedeutend, daß es zu einem ziemlich korpulenten Trio verwendet werden sollte.

„Was wünschen der Herr Dokteur zu nehmen?“ — Reißaus!“ hätte ich gerne gesagt, doch als Fräulein Stopfenkuchen fortfuhr: „Alio oder Kaffeh?“ reitzte mich die Benennung „Alio“ so sehr, daß ich sagte: „Alio, solide Alio!“ — „Sie sein halt immer g'spaßig!“ sagte sie und brachte mir in einer Obers-Tasse eine Flüssigkeit, die so roch, als obs weder Olio noch Alio, sondern Öhlio wäre. Die Tasse hatte ihren Henkel wahrscheinlich in einem früheren Treffen auf dem Kampfplatz gelassen, und ich fragte, indem ich Fräulein Stopfenkuchen zärtlich ansah und auf die Tassen deutete: wie kann man so gütig sein, wie soll ich das fassen?!“ Das weibliche Stopfenkuchen lachte: „Sie sein g'spaßig, soll ich ihnen epper zu trinken geben?“

„Thue also, Stopfenkuchen mia!“ sagte ich zärtlich und sie setzte mir die Tasse „Alio“ an den Mund.

So mag Rebecca ausgesehen haben, als sie zu ihrem Freier sagte: „Trink, und auch deine Kameele will ich tränken!“

Ich trank, sah in die verhängnißvolle Tasse Olio hinein und seufzte dann: „ach, blaue Augen!“ Fräulein Stopfenkuchen meinte, ich spräche von ihren Augen, allein ich meinte zwei blaue, ranzige Fettaugen, welche auf dem Olio herumirrten und mich mit Glasurblicken anlachten.

Als ich den Kopf vorneigte, um zu trinken, fielen heiße Tropfen von den schmelzenden Unschlittkerzen ober dem Sopha gerade zwischen meine Kravatte und meinen Hals und floßen mir über den Rücken hinab. „Ach,“ schrie Frau von Käßmeier, „der Herr Dokteur bekommen einen fetten Buckel!“ nahm ihr Schnupftuch und fuhr mir mit der Hand unter die Kravatte in den Rücken, um mein Fett aufzutrocknen.

Nachdem die Olio und die Käßmeier mich vom Fett befreit hatten, nahmen wir unsere Plätze wieder ein und die wesentliche

„Abend-Soiree“

begann.

Unser Göth, der Herr von Fitzl, brachte einen Tisch, setzte ihn in die Mitte, zwei Lichter darauf, einen Sessel vor denselben, zog ein dickes Manuscript aus der Tasche und begann:

„Humoristische Vorlesung.“

Ein allgemeiner Applaus bewillkommte den Herrn von Fitzl, der mir schon bei der Gänsestall-Affaire einen Beweis gab, wie er den Humor zu fassen versteht.

Frau von Käßmeier sagte mir ins Ohr: „Unser Göth ist freilich kein Dokteur Saphier nicht, allein nach Ihnen ist er gewiß der Erste.“ Ich erröthete ausdrücklich sprach mit niedergedonnerter Bescheidenheit: „O!“ und senkte mein Haupt bescheiden auf die Brust, wie ein nervenkranker Papagei, wenn ihm die Gnädige den Kopf kratzt.

Herr v. Fitzl setzte sich, und begann eine Vorlesung zu halten, welche der Inbegriff alles Faden und Sinnlosen war, die aber nicht ermangelte, einen ungeheuern Eindruck auf seine „freundlichen Hörer und Hörerinnen“ zu machen, welche sämmtlich, so oft unser Göth Fitzl sagte: „meine freundlichen Hörer und Hörerinnen,“ sich dankbar verneigten.

Als die Vorlesung zu Ende war, bat mich Frau von Käßmeier um mein Urtheil und ich erwiderte mit dem unverkennbaren Ausdruck von Wahrheit: „Gnädigste Käßmeier, auf Ehre, seitdem ich Herrn von Fitzl

lesen hörte, ist mir alle Lust zu meinen Vorlesungen vergangen.“ Herr von Fitzl sagte: „Viel zu gütig!“ und Fräulein Stopfenkuchen kniff mich in die Seite und lispelte mir ins Ohr: „Sie sein sehr g'spaßig!“

Darauf bat mich die Frau von Käßmeier, ich möchte doch auch eine kleine Vorlesung zum Besten geben. Ich bat um Entschuldigung, indem ich versicherte, daß ich zufälligerweise grade keine kleine Vorlesung bei mir habe, daß es mir aber eine große Ehre sein wird, nächstens in ihrem Salon zu lesen, weil bis dahin doch die erste Schüchternheit, die ich in ihrem Salon empfinde, verschwunden sein dürfte.

Es wurde festgesetzt, daß am nächsten 14ten, als am Namenstage der Frau von Käßmeier, meine Vorlesung statt finden sollte, und Herr von Fitzl übernahm das „außerordentliche Arrangement.“

Endlich konnten sich die jungen Männer und Mädchen nicht mehr bezähmen und es hieß allgemein: „Tanzen! Tanzen!“

„Wo ist der Herr von Oberkäppel?“ rief Frau von Käßmeier, „ja, wo ist unser Herr von Oberkäppel!“ und „Herr v. Oberkäppel!“ „Herr v. Oberkäppel,“ erscholl es — und aus einem andern Winkel trat majestätisch Herr von Oberkäppel, der Klavierspieler, hervor.

Die Mädchen umringten ihn mit großem Geschrei: „Walzer! Walzer! liebster, bester, einzigster Hr. v. Oberkäppel!“ Und Hr. v. Oberkäppel, eine Gestalt, welche in der Taille zwischen Baßgeige und Schildkröte den Vermittler machen konnte, und dessen beide kurze Hände wie die Dachsbeine geschnitten waren, setzte sich lächelnd mit einer vornehmen Miene an das Klavier, welches Instrument ich bis jetzt für ein neuartiges, mit vier Füßen versehenes Bügelbrett hielt.

Fräulein Stopfenkuchen bestand darauf, ich mußte mit ihr den Tanz eröffnen. „Tanzen Sie nicht?“ fragte sie mich. „Ich tanze gewöhnlich nur Polka!“ war meine Antwort, „allein wenn man von Atalante aufgefordert wird, so —“

„Ah, Sie sein schon wieder g'spaßig!“ und damit zog sie mich an die Spitze der schon harrenden Menge. Ich betrachtete mir das Fräulein Stopfenkuchen genau, ihre Konstitution und welche Strapatzen ihr irdischer Leib wohl zu ertragen im Stande sei, dachte bei mir selbst: „In dreimal herum ist sie geliefert!“ und fing an, mit einer vollkommenen, großartigen Verachtung von Takt und Musik, und mit

einer klassischen Umwälzung aller drei- und sechsschrittlichen Walzer ins Freie hinein zu walzen

Daß Kies und Funken stoben
Und Stopfenkuchen unser schnoben!

Die Dielen des „Salons“ hatten das Prinzip der Gleichheit noch nicht angenommen, einige erhoben sich hochmüthig über die Andern; allein ich, ein „Kenner der Höhen und Tiefen,“ ich floh mit Stopfenkuchen über diese irdischen Unebenheiten dahin, wie ein Lämmergeier mit einem Kalb in den Klauen und sang in mir: „Ueber Thal und Berg zu schweben!“ u. s. w. Schon hatten wir dreimal das Zimmer umsegelt und dreimal glücklich alle Vorgebirge des Stubenbodens umschifft, allein Fräulein Stopfenkuchen war noch ganz munter, gesund und frisch, ihr Gesicht in meine Weste gesteckt, athmete sie einen ganzen Sirokko in mein Jabot hinein und dieses wurde mit jedem Stopfenkuchen'schen Odemzug aus seinen tiefsten Angeln gerissen.

Ich mußte anders aus der Affaire kommen, und ich begann, im Sturm der Empfindung und von meiner Leidenschaft zum Tanz wie im süßen Wahnsinn überwältigt, auf einmal rückwärts zu walzen, und wie ich mit Fräulein Stopfenkuchen, deren Kopf zur ebenen Weste wohnte, so plötzlich rückwärts in die nach mir Tanzenden einstürmte, kam ich mit den andern Paaren in Zusammendruck, und das große Dampfboot Stopfenkuchen et Saphir übersegelte alle Feluken und Zweimaster, die ihm entgegen tanzten.

Die Erschütterung war so als wenn ein Komet die Erde berührte! Sämmtliche Tanz-Elfen lagen am Boden und Fräulein Stopfenkuchen obendrauf wie eine geknickte jonische Säule auf einem Trümmerhaufen, nur ich stand aufrecht mit ausgespreizten Händen, wie ein in Ruhestand gesetzter Telegraph und hätte gerne auf Fräulein Stopfenkuchens breiten Nacken die Grabschrift eingeschrieben:

„O Wandrer, hieher komm' und seh',
Hier ruhen die Gebeine der Abend-Soiree!“

Jedoch die Posaune der Auferstehung war nicht weit, aus der Trompeten-Nase der Frau von Käßmeier dröhnte es in erzenen Klängen:

„Steht auf Kinder!“

Und siehe da die „Kinder“ erhoben sich wie die gefallene Tugend nach

Menschenhaß und Reue und an der Spitze erhob sich Kind Stopfenkuchen wie der Obelisk von Luxor und sagte nichts als:

„Sie sein aber schon gar zu g'spaßig!“

Ich aber küßte ihr die Rosenhand und sagte mit unbeschreiblicher Grazie: „auch Patroklus mußte fallen und war größer noch als du!“ Fräulein Stopfenkuchen sah sich um und fragte: „welcher Patraklus?“

Indessen wüthete Herr von Oberkäppel auf dem Klavier fort wie Göthes zerissener Zauberbesen; Strauß, Lanner, Fahrbach und alle möglichen Walzer wälzten sich aus seinen Dachsfingern heraus, und die Tanzenden begannen wieder ihren nächtlichen Reigen.

Fräulein Stopfenkuchen wurde nun von einem Herrn von Zachpazner zum Tanze aufgezogen und —

„Roß und Reiter sah man niemals wieder!“

Herr v. Zachpazner war der erste Tänzer in Erdberg, und das mußte er auch sein, wenn er in diesem „Salon“ über alle Erd-Berge glücklich hinüber tanzen wollte!

Es war eine ausgezeichnete Erscheinung! Mager aber dürr, blaß aber gelb, etwas schief aber einseitig. Seine Toilette war „à quatre cent épingles,“ denn alle seine sterblichen Hüllen schienen nur vermittelst eines Heeres von Stecknadeln ihren organischen Zusammenhang untereinander, und ihre lose und zweideutige Verbindung mit Hrn. Zachpazner selbst aufrecht zu erhalten. Das lange, weiße Halstuch war mit einer Reihe von Stecknadeln besäet, das Jabot wurde durch Stecknadeln an das Hemd, das Hemd durch Stecknadeln an die Weste, und die Weste durch Stecknadeln an das Beinkleid befestigt u. s. w., kurz, Herr Zachpazner war ein lebendiges Nadelkissen. Aber was Herrn von Zachpazner vor allen Erdenkindern auszeichnete, was ihm etwas Lüftiges, Ätherisches, Äolisches gab, war ein riesiges, siebenfach in sich verschlungenes Haarbüschel, welches er zwischen dem linken Auge und dem linken Ohr weit in die erstaunte Menschheit hineinflattern ließ! Dieß Haarbüschel bildete ein Wesen ganz allein für sich, es hatte kein gleiches auf Erden, es schloß sich keiner Gattung an, es war kein solches Haarbüschel vor ihm, es wird kein solches Haarbüschel nach ihm kommen, es war ein Solo-Haarbüschel, ein originelles Haarbüschel, ein Haarbüschel, welches Europamüde schien, ein Haarbüschel, welches alle modernen Tendenzen

in sich vereinigte, kurz, ein Haarbüschel mit einer künstlerischen Individualität!

Dieses Haarbüschel hatte eine genialische Natur, unstät und flüchtig, keinen Augenblick blieb es auf demselben Platz, und es warf sich auf alle Gegenstände, ohne an einem haften zu bleiben. Die Farbe dieses Haarbüschels war eine ganz andere, als die der Haarfamilie, aus welcher es entsprossen. Zachpazners Haare hatten jenes Braun, welches an Courirstiefeln, wenn sie lange nicht geöhlt wurden, roth genannt wird, allein das Solo-Büschel hatte sich früh von seiner Umgebung abgesondert, und hatte sich so lange gesalbt und geöhlt, bis es so zu sagen eine verdichtete Substanz wurde, die mehr einer Locke aus Gummi-elasticum, als einer aus Haaren ähnlich sah!

Fräulein Stopfenkuchen hatte nun ihr Antlitz in Zachpazners Weste gesteckt, mußte aber mit vielen Stecknadeln da in Collision gekommen sein, und fuhr, zurückgestachelt, mit dem Antlitz wieder aus dem Gilet, an das Tages- oder vielmehr an das Unschlittlicht heraus. Allein da wurde ihr holdes Antlitz dem grausamen Spiel des weithinflatternden Solo-Büschels preisgegeben. — Bald schlug es ihr in die Augen, bald wallte es wie eine riesige Hohlehippe über ihre Nase, bald ringelte es sich wie eine Laokoonsschlange über ihren Nacken, und bald züngelte es frei an ihr zerrauftes Haar, als dürfte es nach neuer Beute.

Fast zwischen jedem Schritt fuhr Herr von Zachpazner mit der Hand empor, um sein Solo-Büschel in Zaum und Zügel zu halten, welches aber nicht die Aufgabe einer schwachen, irdischen Hand war! Selbst wenn er es in einem Anflug von Resignation dicht hinters linke Ohr strich, befreite sich das Solo-Büschel augenblicklich und flatterte wie höhnisch und boshaft mit Riesenkraft in die Mitwelt hinaus! Wenn sich Herr von Zachpazner in der Wuth des Tanzes modern über die Schulter seiner Tänzerin hinaushing, so schleppte sich das Solo-Büschel vorn am Boden hin. Kurz, die unzähligen Variationen, welche dieses Solo-Büschel während dieses Abends machte, gehen ins Unendliche, und unterhielten mich fast ausschließlich den ganzen Abend.

Allein ich hatte es satt, und trotz allem Protestiren der Frau von Käßmeier trat ich meinen Rückzug aus Erdberg gegen 11 Uhr an.

Unser Göth, der Herr von Fitzl begleitete mich, und das Fräulein

Stopfenkuchen drückte mir an der Thüre heimlich ein Papier in die Hand!

Aha! dachte ich, ein Liebesbriefchen!

Zu Hause öffnete ich das Papier und las:

Kondo
An Herrn Dokteur Safier,
für die „Abend-Soiree-Unterhaltung" bei u. s. w.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| für Beleichtung . . . | 2 fl. | — | C. M. |
| für Supeh und Alio . | 3 fl. | — | — |
| für Musig und Kafeh . | 2 fl. | 30 kr. | — |
| Suhma . | 7 fl. | 30 kr. | C. M. |

---

## Die Lebensversicherungen überhaupt

und

## Die allgemeine wechselseitige Kapitalien- und Renten-Versicherungs-Anstalt.

Wenn der Deutsche durch die volksbelebten Straßen Londons wandelt, so fallen ihm unter der Anzahl von Annoncen, die sich auf bemalten und unbemalten Schildern als Herolde der brittischen Industrie in's Auge drängen, auch gewisse Tafeln auf, die, zahlreich wiederkehrend, am Eingange stark besuchter Comptoirs hängen, und die gemeinsame Inschrift führen: „Assurrance of Life." (Lebensversicherung.)

Kaum hast du aber den Wunsch geäußert, dein Leben zu versichern, d. h. nach deinem Tode einer bestimmten Person ein gewisses Kapital auszahlen zu lassen, so bist du alsbald von Mäklern umringt, die dir diese oder jene der zahlreichen in London bestehenden Versicherungsgesellschaften empfehlen, bald die Solidität der „Amicable" preisend, die bereits 136 Jahre an sich vorüber rauschen sah, bald die „Equitable" allen andern vorziehend, weil sie im ehrwürdigen Alter von 80 Jahren eine Anzahl von Mitgliedern zählt, und unter ihren Mitschwestern die größten Gewinne erzielt hat.

Der Deutsche, der in seinem Vaterlande wenig oder gar nichts von

Lebensversicherungen gehört hat, sieht mit Erstaunen, wie volksthümlich dieselben in dem praktischen Albion sind, wie tief sie im Volksleben wurzeln, wie Fürsten, deren Einkünfte unermeßlich sind, eben so wie die übrigen Stände, jene nicht ausgenommen, deren Lebensrente bloß in ihrem Fleiße begründet ist, diese Anstalten mit gleich großem Eifer zu benützen streben. In den Büchern der englischen Lebensversicherungen stehen Könige neben ihren Beamten, reiche Kaufleute neben Krämern, Rentiers neben armen Tagwerkern! Jeder will seinen Angehörigen nach seinem Tode ein größeres oder kleineres Kapital hinterlassen, das er nirgends leichter anzusammeln vermag, als bei einer Lebensversicherung, wo man nach der Erfahrung selbst mit zurückgelegten Pfennigen für seine Familie zu sorgen vermag.

Daß die Lebensversicherungen diesen höchst wichtigen Zweck vollkommen erreichen, bezeugt einerseits ihre lange Dauer in England, anderseits der glückliche Erfolg, welcher dieselben auch in Frankreich und den vereinigten Staaten von Nordamerika gekrönt hat.

Dadurch angeregt, wurde auch in Deutschland und zwar im Jahre 1829 eine Lebensversicherungsgesellschaft in Gotha gegründet, deren Unternehmung sich so segensvoll erwiesen, daß man sich beeilte, auch in anderen Städten Deutschlands, nämlich in Lübeck, Leipzig, Hannover, Berlin, München und Wien diese wohlthätigen Institute einzuführen.

Da es für Viele, die im „Wiener Volksgarten" ein Präservativ gegen trübe Gemütsstimmungen suchen, nur angenehm sein kann, wenn wir sie auf ein Mittel aufmerksam machen, wodurch sie ihre liebevollen Sorgen für ihren Familienkreis erleichtern können, so wollen wir hier in Kürze, die bei der allgemeinen, wechselseitigen Kapitalien- und Renten-Versicherungs-Anstalt bestehende Lebensversicherung, so wie die andern Zweige ihrer wohlthätigen Wirksamkeit zu beleuchten suchen.

Diese Lebensversicherung ist nach den besten Vorbildern in England organisirt, und verpflichtet sich, beim Eintritte eines bestimmten Sterbefalles ein im Voraus festgesetztes Kapital an eine bestimmte Person, oder wenn dieselbe nicht mehr am Leben wäre, an die Erben des Mitgliedes zu bezahlen. Dieses Kapital kann 10, 20, 40, 100 bis 10000 fl. umfassen, und nach Eingehung der Versicherung auf Verlangen der Mitglieder erhöht oder zur Erleichterung der übernommenen Zahlungspflicht vermindert werden.

Das versicherte Kapital wird von der Anstalt nach dem Tode des Mitgliedes dann ausgezahlt, wenn dasselbe ein volles Jahr (das Probejahr) vom Tage der ersten statutenmäßigen Zahlung gerechnet, gelebt hat. Stirbt das Mitglied vor Ablauf dieses Probejahres, so zahlt die Anstalt die geleisteten Einzahlungen, mit Ausnahme jener zum Regiefonde der Erben desselben zurück. Auf diese Weise bietet diese Anstalt jedem Familienhaupte die erwünschte Gelegenheit, seinen Angehörigen ein Erbtheil zu hinterlassen, oder Verbindlichkeiten, die es während seines Lebens nicht zu tilgen vermochte, wenigstens nach seinem Tode erfüllen zu lassen; Erfolge, deren Wichtigkeit keiner Ausschmückung bedarf, wenn wir bedenken, wie häufig ganze Familien durch den Tod ihres Ernährers in ein Labyrinth von Nahrungssorgen gestürzt werden, indem sie nichts zu trösten vermag, als eben das, was so trostlos ist — das Mitleid Fremder!

Die Einzahlungen der Mitglieder richten sich theils nach dem Alter derselben, theils nach der Größe der versicherten Beträge.

Je jünger die Theilnehmer sind, desto weniger haben sie für eine und dieselbe Summe jährlich zu entrichten, da aber bei älteren Personen die Hoffnung abnimmt, daß sie ihre immer gleich bleibenden Beträge oft wiederholen werden; so muß ihre Zahlungspflicht natürlich größere Ziffern umfassen, indem die Anstalt ihre Verbindlichkeit früher erfüllen muß, als bei den jüngeren Mitgliedern.

Einige Beispiele sollen diese Andeutungen erläutern.

Ein Mann mit 25 Jahren, der seiner Frau ein Kapital von 100 fl. hinterlassen will, zahlt für diese Versicherung einen sich immer gleich bleibenden jährlichen Betrag (Prämie) von 2 fl. 3 kr., im Alter von 30 Jahren aber für dieselbe Summe 2 fl. 23 kr., bei 40 Jahren 3 fl. 14 kr., bei 50 Jahren 4 fl. 38 kr. jährlich, so lange er lebt, und das Kapital von 100 fl. wird selbst dann ausbezahlt, wenn er bereits nach einem Jahre vom Tode überrascht werden sollte.

In diesen Beispielen haben wir die Leichtigkeit, mit der diese Anstalt benützt werden kann, klar hervorgehoben, und wenn die Opfer, die man für die Versorgung seiner Angehörigen darbringt, klein und leicht erschwingbar sind; so ist auch die Sicherheit, mit welcher man hier geliebte Personen versorgen kann, um so schätzbarer, als dieselbe durch gewöhnliche, isolirte Sparsamkeit nicht immer erzielt werden kann.

Nehmen wir an, ein Mann, der 25 Jahre zählt, jährlich aber nicht mehr als 3 fl., d. i. täglich einem halben Kreuzer erübrigen kann, wolle seinen Kindern 100 fl. durch Zurücklegung dieser Ersparnisse hinterlassen, so müßte derselbe, um seine Absicht zu erreichen, noch über 33 Jahre leben. Stürbe er jedoch bereits nach fünf Jahren, so hinterläßt er seinen Kindern nicht mehr als 15 fl. Hätte dieser Mann sich der erwähnten Lebensversicherung angeschlossen, und aus seiner kleinen Sparbüchse nur 2 fl. 3 kr. jährlich als Prämie gezahlt, so hätten seine Kinder statt 15 fl. ein Kapital von 100 fl. nach seinem Tode erhalten!

Der Nachtheil, der auf diese Art für die Anstalt durch frühzeitige Sterbefälle ihrer Mitglieder entstehen könnte, wird durch den Umstand aufgewogen, daß viele Theilnehmer eine längere Lebensdauer, als im Durchschnitte angenommen wird, erreichen, und daher länger zahlen, als berechnet wurde, so daß dadurch ein wohlthätiges Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe resultirt. Kein Mitglied wird sich übrigens beklagen, daß es lange Zeit zahlt, weil Jeder eine lange Lebensdauer wünscht und schätzt.

Man kann aber nicht nur sein eigenes sondern auch das Leben eine andern Person mit deren Zustimmung versichern, ein Versicherungszweig, den ebenfalls nur erfreuliche Folgen begleiten können.

Viele Menschen hängen nämlich auch außer dem Familienbande rücksichtlich ihrer ganzen gesellschaftlichen Existenz von der Unterstützung Anderer ab, und sehen plötzlich ihre Hülfsquellen versiegen, wenn ihre Wohlthäter aus dem Leben scheiden. Um diesen Nachtheil zu vermeiden, bedarf es weiter nichts, als daß solche Personen das Leben ihrer Wohlthäter versichern, und diese werden ihre Zustimmung um so freudiger geben, als sie ihre Schützlinge auch nach ihrem Tode vor Noth und Mangel gesichert sehen möchten.

Es ereignet sich ferner häufig, daß Jemand bloß während seines Lebens den Fruchtgenuß eines Vermögens besitzt, oder eine Pension bezieht, die auf die Lebensdauer einer andern beschränkt ist, im ersten Falle kann er durch eine Versicherung auf sein eigenes Leben seine Familie für den Verlust jenes Fruchtgenußes nach seinem Tode entschädigen, im zweiten Falle den Fortbezug der Pension für seine ganze Lebensdauer erzielen, wenn er das Leben dessen, der ihm den Ruhegehalt bezahlt, mit weiser Vorsicht versichern läßt.

Viele Personen sehen sich durch Mißgeschick dahin gebracht, ihre Schulden nicht bezahlen zu können, diese brauchen nur ihr Leben auf eine ihre Verbindlichkeit umfassende Summe versichern zu lassen, um ihren Gläubigern die künftige Erfüllung ihrer Verbindlichkeit zuzusichern.

Ist der Schuldner außer Stande, die erforderlichen Prämien selbst zu entrichten, so übernimmt sie, wie es bereits häufig geschieht, der Gläubiger selbst. Dieses geschieht besonders dann, wenn der Schuldner seine Verbindlichkeit in bestimmten Terminen tilgen will, für den Fall seines früher eintretenden Todes aber diesen Zweck nur unvollständig erreichen würde.

Auf diese Weise wirken die Lebensversicherungen auch auf die Belebung des Kredites, und sind oft das einzige und wirksamste Mittel, den kostbaren Ruf der Redlichkeit zu retten.

Ueber die erfolgte Aufnahme erhält das Mitglied eine Aufnahms-Urkunde (Polizze); welche nach seiner Wahl auf eine bestimmte Person, oder auf den Inhaber ausgestellt wird.

Stirbt die zum Bezuge des Kapitals benannte Person (der Versorgte) vor dem Versorger oder einzahlenden Mitgliede, so kann dieses eine andere Person nahmhaft machen, welcher die versicherte Summe ausgezahlt werden soll.

Mit diesem Versicherungszweige ist die Thätigkeit der Anstalt noch nicht abgeschlossen. Die Sorge für uns selbst macht sich eben so geltend, als die Vorsicht für Andere, wir wollen auch für das Leben säen, um im gold'nen Lichte des Lebens zu ärnten; wir wünschen auf echt menschliche Weise, Zeugen des Glückes zu sein, das wir geliebten Personen vorbereitet haben.

Daher ist es sehr erfreulich, daß die Anstalt ihren schönen Wirkungskreis auch auf die Versicherung von Kapitalien ausdehnt, die dann ausbezahlt werden, wenn eine bestimmte Person nach Ablauf der in vorhinein bedungenen Zeit noch am Leben sein wird. Durch diese Versicherung werden wir in den Stand gesetzt, für einen bestimmten Zeitpunkt, in dem uns der Besitz eines Kapitales nothwendig erscheint, die erforderliche Summe allmählig anzusammeln, unsern Kindern die zur einstigen Antretung eines Geschäftes nothwendigen Gelder vorzubereiten, oder unser Alter von drückenden Sorgen zu befreien. Durch eine mäßige Erhöhung

der Prämie erlangt man hier den Vortheil, daß das versicherte Kapital selbst in dem Falle ausgezahlt wird, als das Mitglied den bedungenen Zeitpunkt der Auszahlung nicht überlebte, ohne daß die Erben, welche es erhalten, die noch nicht berichtigten Prämien nachzuzahlen verpflichtet wären.

Die Anstalt übernimmt auch die Versicherung einer jährlichen Rente, welche entweder sogleich, oder nach einer festgesetzten Zeit, so lange eine bestimmte Person lebt, ausbezahlt wird.

Um sich eine Rente zu sichern, bedarf es eben keines großen Vermögens, man kann dieses Ziel ebenfalls durch bloße Sparsamkeit erreichen, wenn man den Genuß der Rente auf die Tage des gebrechlichen Alters hinausschiebt, wo Ruhe und Befreiung von drückenden Nahrungssorgen so sehr ersehnt, und so selten erreicht werden. Nur in dem Falle, als die Rente sogleich flüßig werden soll, muß nämlich das dem Alter des Mitgliedes und der Größe der Rente entsprechende Kapital sogleich eingezahlt werden, wird aber die Rente aufgeschoben, d. h. soll sie erst in einem entfernten Zeitpunkte entrichtet werden; so können die Mitglieder dieselbe auch durch jährliche oder vierteljährige Prämien begründen.

Die wechselseitige Versorgungsanstalt durch steigende Renten bietet jenen Personen, welchen die Einzahlung eines bedeutenden Kapitals, oder die Entrichtung jährlicher Prämien nicht möglich ist, die willkommene Gelegenheit, durch eine kleine ein für alle Mal zu zahlende Summe sich einen Rentenbezug zu sichern, der ihnen im vorgerückten Alter eine Hilfsquelle eröffnet, wie sie keine andere ähnliche Anstalt für so geringe Opfer zu gewähren im Stande ist.

In dieser Versorgungsanstalt beträgt die Einlage nämlich nicht mehr als 20 fl., und es steht Jedem frei, so viele Einlagen zu machen, als ihm beliebt. Für jede einzelne Einlage oder für mehrere zusammen erhält das Mitglied einen Rentenschein, und dieser berechtigt dasselbe zum Bezuge der statutenmäßigen jährlichen Rente.

Der Genuß der Rente beginnt, sobald dieselbe für eine Einlage einen Gulden beträgt, bis dahin werden die entfallenden Renten dem Stammkapitale der Mitglieder zur rascheren Anschwellung desselben zugeschrieben. Diese Renten müssen nach und nach durch verschiedene statutenmäßige Zuflüsse immer höher steigen, bis sie endlich für eine Einlage von 20 fl. jährlich 50 fl. abwerfen. Dieses günstige Resultat kann hier

um so mehr eintreten, als diese Versorgungsgesellschaft ihr ganzes ursprüngliches Einlagskapital sammt Zinsen und Zinseszinsen selbst verzehrt. Bei diesen glänzenden Vortheilen, die den Theilnehmern für die Wintertage des hilflosen Alters geboten werden, droht denselben nicht die mindeste Gefahr, ihrer Einlagen, ohne die Früchte derselben genossen zu haben, verlustig zu werden, indem die Anstalt, wenn ein Mitglied dieser Versorgungsanstalt mit Tod abgeht, seinen Erben die ganze Einlage nach Abzug aller bereits bezogenen Renten zurückbezahlt.

Wenn man bedenkt, wie schwer die kleine Summe von 20 fl. verzinslich angelegt werden kann, wie oft sie daher entweder Jahre lang als todtes Kapital gehütet, oder in einem Augenblicke der Versuchung aufgegeben wird, so wird man dieser Rentenanstalt, die beide Nachtheile hintanhalten will, unmöglich den verdienten Beifall verweigern können.

Die Kanzlei der Anstalt befindet sich auf der Hohenbrücke Nr. 355, wo Alle, die für ihre eigene oder die Zukunft geliebter Personen auf eine wirksame Weise Sorge tragen wollen, ausführliche Aufschlüsse über die echt menschenfreundliche Thätigkeit dieses Vereins erhalten, der unter dem Schutze hoher Protektoren, nämlich: Sr. Excellenz des Staats- und Konferenz-Ministers, Grafen von Kollowrat-Liebsteinsky, und Sr. Durchlaucht August Longin Fürsten von Lobkowicz, Präsidenten der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen, unserem theuern Vaterlande die Segnungen der Lebensversicherungen zuzuwenden strebt.

---

## Alphabetisch geordnete Seufzer
### über
### modernes Leben und Treiben in Wien.

Faschingstreiben. Ist das ganze Leben der Wiener ein roth angestrichener Freudentag im ewigen Kalender der Zeit, so steht der Fasching darin roth in roth, mit freudigen, doppelt durchschossenen Lettern aufgezeichnet. Das ganze Jahr sind sie so lustig und guter Dinge, als wäre es — Fasching, kömmt er dann, so ist es Pflicht eines jeden guten Christen ein Übriges zu thun, und den Fasching nicht so einförmig und freudlos zu verleben, wie die übrige Zeit im Jahre! Wir haben darüber wenig zu seufzen. Freude dieser Stadt bedeute! — Die Faschings-Belustigungen werden in 6 Klassen eingetheilt: 1) Öffentliche Bälle.

2) Redouten. 3) Geschlossene Gesellschaftsbälle. 4) Hausbälle. 5) Piqueniques. 6) Schnackerlbälle.

Von den öffentlichen Bällen sind nur noch die beim „Sperl,“ bei Domayer in Hitzing in Floribus, und von besserer Gesellschaft besucht. Auf den übrigen: „Sträußl,“ „Schaf,“ „Bock,“ „Widder,“ und selbst bei der „Birn“ glänzen größtentheils nur diejenigen Damen, welche ihren höchsten Stolz darin setzen, von ihrem Liebhaber „auf einen Saal geführt zu werden!“

Redouten. Hier wird Conversation und Tratschstoff für das ganze Jahr geholt und gepumpt, hier werden Kabalen und Intriguen geknüpft und gelöst, Lieb- und Freundschaften geschlossen und gebrochen, Rendezvous gegeben, und nicht gehalten. Jeder treibt sich an den Andern rasch und fremd vorüber, und fragt nicht nach seiner Rippe! Hier geht die billige Hausmask und die leichtgeschürzte Schäferin, das schlimme Gärtnermädchen, die lose Tirolerin, der heit're Kosak, der Ritter mit dem schwer beladenen Küraß, der ferne herkömmt vom — „Ratzenstadl,“ u. s. w.; hier werden aber auch oft die ernstern und trübern Lebensfragen gelöst, und so manches liebend-ungeliebte Weib, welches das ganze Jahr hindurch von den Furien der Eifersucht gequält wird, schleicht bebend-ängstlich mit einer Vertrauten ihres Grames hieher, um die schmerzlich-beengenden Fesseln einer zerstörenden Ungewißheit abzustreifen, und findet den, der ihr ganzes Sein und Werden ausfüllt, der für sie fortwährend — en masque erscheint an den Armen ihrer masquirten — Nebenbuhlerin, und so manch glühender Jüngling, der sich an ein ihm ideal denkendes Mädchen mit all seinen Wünschen und Hoffnungen hingegeben, wird auf die schmerzlichst-prosaische Weise enttäuscht. Und so berühren sich die Extreme hier, wie sonst auf keinem der Freude gewidmeten Tempel; neben der übermüthigsten, ausgelassensten Lustigkeit wird eine stille, heiße Zähre geweint, neben dem muthwilligsten Scherze des Augenblickes, wird oft der Friede eines ganzen Lebens zerstört!

Geschlossene Gesellschaftsbälle. Einen Ball so recht con amore, durch und durch mit Unterhaltungsstoff gespickt, genießen nur — Mädchen. Alles gewährt ihnen Freude. Die Vorbereitungen zum Balle, das Consultiren über das anzuziehende Kleid, die Sitzungen über den zu wählenden Kopfputz, das Privat-Einstudieren der öffentlich zu producirenden Tänze und — Blicke, dann der Ball selbst, das

2 *

Tanzen, dann das Tanzen, dann wieder das Tanzen, dann noch einmal das Tanzen, dann zum Schluß das „nur noch ein Bißchen Tanzen,“ dann die rührenden Bitten an den Herrn Papa oder die Frau Mama, um nur noch eine Quadrille oder Menuette, dann die Freuden, daß man mit all diesen Tänzen noch nicht ausreicht, um alle, nur um eine Tour flehenden und jammernden Tänzer befriedigen zu können, dann die ungeheure Wonne, daß eine gute Freundin einmal sitzen geblieben, dann erst das Wiedererzählen, die Erinnerung all dieser Triumphe! Ich begreife nicht, wie man der Last all dieser Seligkeiten nicht unterliegt! Ein jedes Mädchen genießt jeden Ball in Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit, ein Mann kaum in der flüchtigen Gegenwart. Eine Viertelstunde braucht er bis er zum Tanzen kömmt, eine Viertelstunde tanzt er, und in einer Viertelstunde darauf ist Alles vergessen und verschollen. Gar kein solider Sinn für bedeutungsvollere Lebenszwecke! Der eine junge Mann tanzt nicht aus Alters-, der Andere aus einer anderen Schwäche, der Dritte tanzt nicht aus Grundsatz, der Vierte aus Uebersättigung, der Fünfte aus Lebensüberdruß, der Sechste aus Schwärmerei, der Siebente aus Solidität, der Achte aus Europamüdigkeit, all' diese tanzen nicht, weil sie — Nichts tanzen können! Was sind unsere jungen Männer aber auch für traurige Ballgäste, und wie elendiglich stehen sie bei dem schönen Geschlechte angeschrieben?! Diese Bemerkung läßt sich am besten auf den geschlossenen Gesellschaftsbällen holen, da mit Ausnahme, jenes des Tanzmeisters Herrn Gorski, der Herren Künstler, Mediziner, Juristen und Hofchargen nirgends so viel Oeffentlichkeit herrscht, als auf den geschlossenen Gesellschaftsbällen, und nirgends die Gesellschaft so ungewählt ist, als hier, „wo strenge auf die Wahl der Gesellschaft gesehen wird,“ allwie auf der — Eintrittskarte zu lesen ist!

Die Hausbälle rafften heuer, wie gewöhnlich — mit Ausnahme der bessern, elegantern Zirkeln — ihre Tanz-Nachtlöhner aus allen Ecken und Winkeln der Stadt und Vorstädte zusammen. „Sie schenken mir doch morgen das Vergnügen auf einen kleinen Tanz, und wenn Sie zufällig ein paar gute Tänzer unter ihren gewählten Freunden zählen, so können sie selbe auch mitbringen;“ — so lautet gewöhnlich die Einladung, und der Vergnügenschenkende proklamirt im Kaffee- oder Bierhause die an ihn ergangene Epistel, engagirt den ersten besten Lump seiner „gewählten Gesellschaft,“ der einen Zweiten, Dritten, Vierten, und

dasselbe Manoevre wird auch von den andern Vergnügenschenkern wiederholt, und dieser gewählte Kreis von gewählten Freunden stürzt auf den kleinen Tanz, wird hier von den tanzwüthenden Haus- und sonstigen Fräuleins jubelnd empfangen, nach vollendeter Arbeit vollauf gespeist und getränkt, und am folgenden Tage wird an demselben Bier- und Kaffeehauswahlorten, die ganze löbliche Sippschaft des kleinen Tanzes, von dem großen Lumpenpack auf die gemeinste Weise ausgerichtet und verunglimpft. Das sind die Freuden der Hausballgeber, wie sich aber von selbst versteht, jener Hausballgeber, die kein anderes Mittel kennen, als durch ähnliche kleine Tänze ihre großen, heirathslustigen, heirathsbedürftigen, heirathsreifen Töchter an Mann zu bringen!

Ich komme jetzt zu den beiden letzten und gewissermaßen amusantesten Klassen unserer Karnevalsfreuden, zu den sogenannten Piqueniques und Schnackerlbällen. Zwischen einem Piquenique und „Schnackerlball" gähnt eine riesige Kluft, und man könnte sich für sein ganzes Leben unglücklich machen, wenn man einer Piqueniques-Arrangeurfamilie das Beiwort einer Schnackerl-Unterhaltung beilegen wollte. Die Piqueniques haben eine monarchische Färbung, während die Schnackerlbälle einen mehr republikanischen Anstrich haben. Bei einem Piquenique zahlt jeder Geladene eine gewisse Summe schnöden, baren Geldes, während es die Schnackerlbälle blos auf beizusteiernde Viktualien absehen. Der Eine bringt sein Kälbernes, der Zweite sein Schweinernes, der Dritte sein Aufgeschnittenes, der Vierte sein Schafsköpfel u. s. w. Die Piqueniques-Unternehmer geben sich trotz ihrer größtentheils lukrativen Entreprise das Ansehen, als ob sie die splendidesten, uneigennützigsten Ballgeber wären; sie vertrauen sogar bisweilen einer guten Freundin so heimlich, daß es alle Geladenen hören können, „daß sie ein paar hundert Gulden darauf zahlen müssen, allein es liege ihnen nichts daran, wenn sich die Leute nur unterhalten!" während die Schnackerlball-Arrangeurs und Arrangeurinnen bescheiden in den Hintergrund treten, und blos auf Viktualien-Sporteln reflektiren. Meine Wenigkeit ist ein Anhänger des Schnackerlsystems, denn man unterhält sich hier „allweil fidel," und Junggesellen sind gewöhnlich von der Speis- und Trankbeisteierung ausgeschlossen! — Noch wären andere Bälle zu erwähnen, die aber in keine Klasse zu rangiren sind. „Namen nennen sie nicht!" Man bekömmt eine Einladung von einem oder einer bekannten Unbekannten, mit ge-

nauer Angabe der Wohnung. Es geht recht lustig her, das Soupé ist auch nicht übel. Beim Fortgehen werden Einem 5 — 10 fl. abgefordert, man staunt, man weigert sich bisweilen, aber man erhält den im Vorzimmer arglos abgelegten Mantel oder Ueberrock nicht früher zurück, bis man die verlangte Summe nicht erlegt hat u. s. w. u. s. w. — Dem Kalender nach wäre am Aschermittwoch das fröhliche Reich des Karnevals schon zu Ende, allein er zieht sich nur aus dem öffentlichen in's Privatleben zurück. In Frankreich stirbt der König, und in Wien der Fasching nicht. Er wird am Aschermittwoch in den meisten Familienzirkeln liebvoll aufgenommen, und hier mit verschwenderischer Wiener-Gastfreundschaft gepflegt und gemästet, damit er dann frisch und gestärkt am heiligen Dreikönigstag seine heitere, lebensfrohe Wanderung beginnen könne. — Immer ist's Fasching, immer dreht sich im Kreise der Tanz!

— ger.

---

## Doppel-Physiognomie des Wiener Volksgartens.

Capriccio, von Franz Fitzinger.

Jedes Ding hat zwei Seiten, sagt mit Recht irgend Jemand irgendwo, und so hat auch der Volksgarten zweierlei „Phasen," wie die jetzigen Ausdrückler sich auszudrücken lieben. Diese zwei Hauptseiten im Prachteinbande der Residenz bildet die Sommer- und Winter-„Saison," wie die Reunions-, Conversations- und Assemblee-Affichen zu sagen pflegen, und die Unterschiede und Eigenthümlichkeiten will ich versuchen, aus Sympathie für den wirklichen und für den Saphir'schen „Volksgarten" hier ein Bischen auseinander zu setzen. —

Im Sommer: Blüthen, weiß, gelb und roth, mit etwas Rasen und Laub.

Im Winter: weißer Schnee, gelb und rothes Laub, mit etwas Sand und Staub.

Im Sommer sitzen die Leute im Schatten, und da kostet's nichts, wenn man nicht will. —

Im Winter sitzen die Leute im Schaden, denn da kostet's was, wenn man auch nicht will. —

Im Sommer verscheuchen die Rauchmenschen die Damen, während sie offenbar nur die Gelsen verscheuchen wollen. —

Im Winter verscheuchen die Damen die Rauchmenschen, und verbannen sie aus dem warmen, prächtig gemalten Salon in eigene Miniatur-Appartements, mit mehr Kälte als Malerei. —

Im Sommer sucht manche Unschuld einen wirklichen, einen an sich fischlichen Goldfisch, um ihn zu füttern. —

Im Sommer und Winter hingegen sucht manche Schuld einen metaphorischen Goldfisch, um sich füttern zu lassen. —

Im Sommer sucht die Musik mit ihrem Notenblatte die persönlichen Zuhörer, daß sie bezahlen für das Gehörte.

Im Winter suchen die Zuhörer die persönliche Musik, damit sie hören und sehen für das Bezahlte. Da postiren sie sich dem Menschgewordenen Walzer oder Walzer gewordenen Menschen Strauß so vis-à-vis als möglich, um ja seine elastischen Finger und blitzenden Augen recht in der Nähe sehen, und das Schmettern der Blechinstrumente aus der ersten Hand mit gespitztem Ohre auffangen zu können, während die an beiden Enden des Salonbogens Befindlichen fühlen, daß diese Regionen für den Geigenbogen weniger dankbar seien, als für manchen Bogen über reizenden Augensternen, die beständig ihr allgemein verständliches allegro agitato spielen. —

Außerdem gibt es noch allerhand seltsamigliche Kontraste:

Im Sommer mehr Garten als Volk, im Winter mehr Volk als Garten; im Sommer mehr Damen als Frauenzimmer, im Winter mehr Frauenzimmer als Damen; im Sommer mehr Leute als Blumen, im Winter oft mehr Blumen als Leute; im Winter oft zu viele Hitze, im Sommer noch öfter zu viele Kälte. Des Sommers hört man die Opern im Walzer, des Winters die Walzer in der Oper. Im Sommer erzählen sich die Sperlinge alte Geschichten, die unterm Laubdache sich begeben, im Winter erzählen sich die Leute Neuigkeiten, welche die Spatzen auf dem Dache pfeifen. —

Nur die erhabene Antike, der Halbgott Theseus, kolossal an materiellem Maße, so wie an Kunst, blickt zu allen Jahreszeiten und vom Neujahrs- bis zum Sylvestertage auf das Treiben der Menge, der kleinen fleischernen Menschen, auf Salon, Bonton, Paletot's, Mantilles, Cigarren, auf Walzer, Quadrillen und Polka's, auf Französisch, Englisch und Undeutsch, auf Rokoko und Oho, unbeweglich herab, und schwingt beständig seine Keule, in klassischer Ruhe, und — schlägt nicht drein! Doch denkt er marmorne Gedanken, welche rings um ihn die verschwisterte Kunst in Friesen und Säulen zu fixiren scheint, und des Halbgotts Auge starrt in niobischer Versteinerung, und weint eherne Thränen über die Fesseln der „freien" Künste in unserer Zeit; daß wir statt Tonkunst Ohrenzwang haben, von Komponisten, die mit Rabenfedern schreiben, oder gar sich mit ihren eigenen Federn schmücken! Daß wir statt Malerei das Genre, statt Poesie Pinseleien, statt Architektur Karrikatur, statt Plastik Gummielastique et caetera besitzen; und er lächelt spöttisch über so manche rothe und grüne Beleuchtung, welche seine edlen Glieder in ein vortheilhafteres (!) Licht setzen soll, und über manchen

profanen Blick, der in ihm nur einen Mann sieht! und über die egyptische Skulptur, die fast so tief unter ihm steht, als egyptische Kunst unter der hellenischen. —

Doch genug vom großen Theseus, damit die kleine Jetztwelt nicht höhnisch lache; denn was ist ein Heros wie er, der Besieger wilder Thiere, mit vier und zwei Beinen, gegen unsere heutigen „Heroen," die Bezähmer wilder Herzen und ungeschickter Füße, gegen den großen Dreivierteltaktheros im Volksgarten, und die kleinen in zwanzig anderen Gärten und „Hallen", deren Jeder sich auch sein Heroen-Diplömchen erwalzert hat?! —

Sonne und Mond aber wandeln ewig still und klar über Garten, Theseus und Volk, lächelnd niederblickend auf Kunst und Unsinn, auf irdische Natur und Unnatur, durch den Garten Gottes, bevölkert von den Myriaden der Sterne, unter den Klängen der ewigen Sphären! —

## Lokal-Charaden.

1. (Viersylbig.)

Ruhe fand in frühern Tagen
In der Ersten dunklem Gang,
Mancher Sünder, der mit Zagen
Dort das Lied der Reue sang. —
Was die Dritte ist, liebt jeder,
Schätzt ihr Gegentheil gering;
Sie zu finden, kaut die Feder
Fruchtlos mancher Dichterling. —
In der letzten ward gegeben
Einst so manches Trinkgelag;
Doch im Ganzen bluten Reben
Stärker am Leopoldstag!

2. (Zweisylbig.)

Wenn der Fasching wird begraben,
Steigt der Preis der Ersten schnell;
Vielfach sie bekommen haben,
Ist fatal für Haut und Fell!
Auf der Zweiten prangen Pflaumen,
Locken Pfirsich, Birn und Nuß,
Schade, daß man für den Gaumen
Dort so viel bezahlen muß.
Soll ich Euch das Ganze nennen?
's ist ein Durchhaus, ist ein Platz,
Lehrt zugleich die Schüler kennen
Generalbaß, strengen Satz.

Jg. G—d.

Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.

## Auflösung

der Lokal-Charaden im 2. Hefte des „Wiener Volksgartens":

Nr. 1. Haidenschuß. — Nr. 2. Elendbastei.

Auflösung der Lokal-Calembourgs in demselben Hefte:

Nr. 1. Der Herzog von Alba (der her zog von Alba). — Nr. 2. Cylinder (zieh' linder).



# Frühlingsfieber.

Von M. G. Saphir.

„Come gentle spring, and from the Bosom of
yon dropping cloud in our plain descend."

Der Frühling kömmt! er hat die phlegmatische Luft, die milchartige, zerrissen, und nach ihm stürzte sich der blaue Äther durch den Riß hernieder und fiel der Erde liebewillig und inbrünstig um den Hals, und der liebe Himmel lacht wieder, und aus seinem zarten blauen Auge schaut er hernieder und freut sich, daß die Erde erwacht. Der Frühling kömmt! Alle meine Sinne gingen ihm jubelnd entgegen, beladen mit Geschenken, und sie hängen sich an ihn wie Kinder an einen rückkehrenden Vater, und sie fragen, was er denn mitgebracht hat, und durchsuchen seine Taschen, und der Frühling lächelt und kos't mit meinen fünf Sinnen und sagt: „Seid nur ruhig, liebe Kinderchen, ich habe euch allen was mitgebracht, laßt mich nur erst auspacken alle meine tausend bunten Dinge und alle die glänzenden Geschenke; ich werde euch dann den ganzen Erdentisch voll damit bedecken, wie an einem Christabend, und ihr werdet lauter blühende Christbäume und Bescherungen erblicken!"

Der Frühling kömmt! Ich komm' mir viel besser vor, ich habe mich viel lieber, ich bin so leicht, so froh, ich glaube ordentlich, ich wäre um einen Kopf gewachsen, und was die Hauptsache ist: die Philister sind mir so unausstehlich! Im Winter, ich weiß nicht wie es kömmt, im Winter betrachtet man die Philister viel freundlicher; sie kommen einem in der zähen Stubenluft so ziemlich leidlich vor. Auf Bällen, in Concerten,

Piknits, Abendgesellschaften, und in allen diesen Gewächshäusern des Philisterthums da gewöhnt man sich ordentlich an ihnen. Ein Mensch in einem Pelz, in einem Mantel und in einer Mütze wird schon selbst ein Stück Philister, Aber im Frühling, wenn man so hinaus geht und sieht, wie unser Herrgott auf allen Wegen und Stegen herumwirthschaftet und fröhlich dabei durch die Welt singt, und das Haus beschickt, und wie alle Bäche klingen, und die Wässerlein ihr Mieder ausgezogen haben und in den lieben Tag hineinplaudern; und wie die Bäume die Äuglein aufthun und mit den Sonnenstrahlen liebäugeln, und wie die Gräserchen so schnippisch wohlig aus der Erde gucken und aus ihren Zellen schlüpfen, und wie die freien Vöglein zwitschern, und wie die Luft so launilde ist, wie der Odem der einwilligenden Liebe, und wie von dem Geläute der Blumenglocken die Kobolde in unserer Brust reißaus nehmen, und wie die heilige Natur alle Teufel aus uns herausbeschwört, und uns füllt mit allen lichten Engelein des Lebens und der Liebe, und wie unser Wesen schwimmt in Poesie und diese über uns ihre lautern Fluthen zusammenschlägt, wie über einer Taucherglocke, und wie wir Alles vergessen, unsere unglückliche Liebe und unsere Schulden; und in diesen Momenten, wo es einem so unmenschlich göttlich und so ungöttlich menschlich in Herz und Geist und Fleisch ist, in diesem Augenblick, wo die Seele aus einem Winterdachs ein Sommervogel wird, in diesem Augenblick der Emancipation des Gemüthes kömmt nun so ein Quadratphilister, mit dem Geiste aus Pappendeckel, mit der alltäglichen Repertoir-Seele, mit dem Herzen, über dessen Öffnung ein Spinnengewebe ist, weil nichts hinein und nichts herausgeht; mit dem Manchestergemüthe und mit dem Gesicht wie ein Pfennigmagazin, — nun kömmt so ein wanderndes Futteral einer Menschenseele, und kriecht über den Frühling hinüber, und sitzt wie ein Tintenkleks in der lieben Natur, und riecht die schöne Luft ab, und steckt sie in die Tasche, um etwas davon zu haben; dann, dann bin ich ganz wild und ich begehre mit dem lieben Gott auf, daß er es nicht so eingerichtet hat: Frühling und Sommer für uns, d. h. für schöne Frauenzimmer von 15—36 Jahren ohne Unterschied des Geschlechtes; für Sängerinnen und Schauspielerinnen ohne Unterschied der Tugend; für Studenten, Poeten, Musikanten und Offiziere ohne Unterschied der Schulden; für Mädchen vom Ballet und Hagestolzen ohne Unterschied der Kinder u. s. w. —

Der Winter aber sollte eigens beschaffen sein für die Philister; für die Herzen die keine andere Gluth als die des Kamins kennen, und denen der Herzbeutel im Fußsack sitzt: für Banquiers und Rentiers ohne Unterschied der Dummheit; für junge Greise und alte Witwen ohne Unterschied ihrer Schwächen; für Naseweise und Gelbschnäbel ohne Unterschied der Farbe u. s. w. u. s. w.

Ein solcher reiner, philisterloser Frühling müßte ein reiches Paradies sein! Allein so muß man den Frühling in sich hineintrinken, mit allen den Millionen Infusions-Philistern, die man leider auch ohne Mikroskop sieht, das soll mir aber meinen Frühling nicht verderben. Die Philister, das sind die Druckfehler in dem Buche des Lebens, theils sinnentstellende, theils lächerliche; wenn einmal die erste Auflage dieser Welt vergriffen sein wird, dann wird der große unbekannte Herausgeber diese Druckfehler, die sich so bei Nacht und Nebel eingeschlichen haben, berichtigen und ausmerzen, und die zweite Auflage wird eine verbesserte und verminderte sein. Bis dahin aber sollen mir die Druckfehler das göttliche Buch nicht verleiden, wenn ich an so einen Druckfehler komme, so sage ich mit Kaspar im Freischützen: „So was sieht ein Kluger gar nicht!“

So bin ich denn auch diese Woche hinausgegangen Abends als die Sonne eben wie eine junge, schöne Frau, roth und glühend, zu Bette ging; sie sah gerade noch hinter den Bergen herüber, als wollte sie sehen, ob ihr Mann nachkäme; die Luft war so würzig und lau wie der lange Kuß der sichern Liebe, und der Himmel schwamm in einem durchsichtigen Flore wie das Auge der süßen Gewährung, und zwischen den Schneegipfeln der Berge spielten die abflackernden Flammen der niedergegangenen Sonne, blau und roth und weiß ineinander, und die Berge, hatten ihre rothen, brennenden Mützen angezogen; am entgegengesetzten Theile des Himmels aber zog das Oberons-Horn des Mondes still herauf, milde und lieblich wie die Wange der verschämten Unschuld, und einige Sternlein blitzten hie und da wie goldene Nägelchen an der blauen Himmelsdecke, und es wurde ringsum immer stiller und stiller, und mein Herz beging die große Frühlingsfeier, und es schüttelte die eisigen Glasgehänge ab.

Der Bach der Lebensfreude rann und klang durch alle meine Pulse, und in allen Winkeln meiner Brust wurden muntere Nachtigallen wach, und ich fühlte es in allen meinen Adern klingen und singen; ich fühlte,

wie der Geist noch jugendliche Knospen trieb, und wie die Lust früherer Wünsche und Gefühle die Knospen sprengten und hervorstrotzten an das Licht des Lebens; die Blumen der Liebe und des Gesanges schossen glühend und blätterüppig in meinem Herzen auf, und standen lebensroth und frischgeschaukelt vor mir, und füllten mich noch wie früher mit ihrem süßen Glanze und mit ihrem göttlichen Dufte.

---

## Die Löcher in den Strümpfen des Journalismus,

oder:

### Das Zeitungsthum soll in der Hölle braten!

Ein Wort über die Tagsliteratur, von Mahler.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben nicht mehr.
Schiller.

Es gibt vielfache und triftige Gründe, die es wünschenswerth und nothwendig machen, daß den belletristischen Journalen langes Leben und Gedeihen anheimfalle, aber es gibt deren mehrere und gewichtigere, die es noch wünschenswerther machen, daß sie des Orkus Abgrund verschlinge, und so paradox es auch klingt, daß wir uns selbst in die Wade beißen, so können wir nicht umhin, auch die Schattenseiten der Journalistik zu zeigen, selbst auf die Gefahr, daß es uns ergeht wie den Söhnen der Thia, die den schlafenden Herkules mit der schwarzen Kehrseite so lange neckten, bis er sie auf seine Keule wie junge Kälber aufhing, dann aber, als er sich an ihrer Angst gehörig erfreut hatte, wieder laufen ließ. — Also lassen wir unser Licht leuchten, und führen wir unsere Gründe gegen die Journalistik an.

Was nützt uns vor Allem eine Liebesgeschichte, die sich zum Entsetzen der Menschheit mondenlange durch ein Journal windet! Hat sie einen moralischen Zweck, wirkt sie mit Dauerhaftigkeit und Nachhal-

tigkeit auf unser Gemüth oder auf unsere Bildung, werden uns interessante Menschenleben geschildert? Nein, und abermals nein! — Es geht nun darauf hinaus, die hundert und hundert Male da gewesenen, schon lahm gerittenen Situationen gänzlich zusammenzureiten, es ist entweder ein seltsames Liebäugeln mit modern moralischen Tendenzen und Sentenzen oder ein Katzenbalgen und Fuchsschwänzen nach französischem Romantismus! —

Was sollen uns die Dutzendpoeten, die, in Thränengeflenne und Mondscheinstrahlen zerfließend, gerade so viel lyrisches Schellengeklingel produciren, um die Poesie zu — parodiren, und sich selbst zum Besten halten, indem sie sklavisch nachäffen, was selbst zu erreichen ihnen an Talent gebricht. Und wenn schon ein Funke Talent da ist, so blasen sie mit vollen Backen hinein, daß es prasselt und zischt, kracht und — verlischt, — ein Bild des journalistisch-papiernen Ruhmes. Da las ich unlängst ein solches Gedicht, darin hieß es:

Darnieder sinken thu' ich wehmuthsreich und bleich,
Unter dem Wuchte meiner übergroßen Schmerzen;
Und salz'ge Thränenfluthen machen mich windelweich,
Vor lauter Glutlieb und Todesweh im Herzen.

Ich hab' heiß geweint unter'm Sternhimmelweben,
Wie der Mondschein in des Teiches Wogen flamme!
Ich hab seligtrunken und entzückt mit Beben,
Nicht gedacht — und lag bis auf die Nas' im Schlamme!

O Götter, warum sterb ich im Jugendleben?
Hu, hu! mich umsargt des Todes grausliche Nacht!
Vergangenheit! — Zukunft! — Erbleichung! — Hu! — Beben
Packt mich eiskalt an, der Tod! — der Tod! — — Ha, es kracht! —

Was brauchen wir die Albernheiten jener journalistischen „Commis voyageurs" zu lesen, die in deutschen Journalen über uns Deutsche schreiben, um die Spalten zu füllen, und Ansichten und Begriffe von unserem Leben und Treiben hegen, die man nicht abgeschmackter vom gemeinen Trosse hören könnte. So ein ausschließend privilegirter Tourist tappt ewig auf der Oberfläche unserer Nationalität herum, und die Ver-

nunft muß resignirt zurücktreten, wenn man solches kopf- und fußlose Geplauder liest. Wir ertragen es in Gottes Namen und denken uns, ihr seid von einem echten Begriffe unserer Verhältnisse, Verfassungen, Literatur, Weiber, Poesie u. s. w. noch so weit entfernt, wie jeder vernünftige Gedanke eurem eklen Geschreibsel. —

Was interessirt uns eine Korespondenz aus Humperlweil oder Schnapperlsack, wenn die Frau Muhme dem Herrn Vetter vordiktirt, daß des Onkels Schwestersohn vorgestern zum ersten Male ein Concert auf dem Klaviere gab, und so außerordentlich drosch und hackte, daß man es gar nicht aussprechen könne. —

Was haben wir davon, wenn sich zwei Tagesliteraturhelden, vulgo Journalisten, im polemischen Treiben bei den Haaren packen und zum Ergötzen der Leser zerzausen, rechts und links kritische Ohrfeigen austheilen, zuletzt mit dem Prügel der Persönlichkeit über einander herfallen und sich tüchtig zerbläuen. Wo bleibt da die Würde des Journalistenstandes? Etwa in der Form, der sie der Sache geben, indem sie alle ihre dialektischen Raketen steigen lassen, um den Leser durch ihre glänzende Stylistik zu blenden und dadurch auf seine Seite zu bekommen; oder in der Spitzfindigkeit, mit der sie ihre Gegner um allen literarischen Credit — wenn er zufällig einen hat — bringen wollen; oder durch die Aufforderung irgend eines journalistischen Kameraden, der sich unerwartet in die Balgerei mischt und den Gegner nolens volens auf die Nase schlägt! — —

Was kümmert uns eine Theaterkritik, die, wenn sie auch von einem noch so sehr gebildeten Mann herrührt, doch gewöhnlich nur ein Theil seines kritischen Ich ausmacht, und eine individuelle Ansicht abgibt, anstatt unparteiisch vom Standpunkte der Kunst auszugehen. —

Was für prüde Groß- und Wichtigthuerei, welche Ignoranz und rezensentliche Unbarmherzigkeit findet man unter jener Kaste von Journalisten, die sich so gerne Literaturkritiker schelten lassen, im Grunde aber nichts als die öffentlichen Ausrufer der Büchermacher oder der spekulirenden Bücherverkäufer sind. Da stoßen sie entweder in die Posanne der Lobhudelei, und heben das Buch in den siebenten Himmel der Vergötterung, und räuchern es mit dem Weihrauche ihrer kritischen Salbadereien, oder sie fallen mit dem kritischen Secirmesser unbarmherzig darüber her, und zerschneiden es bis in die feinsten Fasern, daß kein

gutes Haar daran bleibt, und das nennen diese Herren dann eine — Literaturkritik!!! —

Was T—l fragen wir nach jenen weiblichen Autorinen, wo jedes ehrliche Mannsgemüth entweder in sich selbst zusammenschaudert, oder ganz mitleidig die Achseln zuckt, wenn es auf einen solchen Namen im Journale stoßt. Was drängt sich ein Weib in die Öffentlichkeit, auf einen Platz, wohin nur der Mann gehört? Keine schriftstellernde Frau hat je die Höhe der Philosophie erklommen, keine vermochte in die tiefsten Geheimnisse der Mathemathik und in das verwandte Fach der Astronomie einzudringen, keine hat noch den Geist alter Sprachen und deren Literatur in sich aufgenommen, keine hat in einer Wissenschaft noch eine wichtige, hervorragende Entdeckung gemacht, sondern in ihren Kenntnissen offenbaret sich ein Abhub des allgemeinen Wissens, das da in einigen fremden Sprachen, in etwas Ästhetik, etwas Geschichte, etwas Literatur u. s. w. besteht, und damit treten sie, ein Pfauenrad schlagend, unters Publikum,

„Ein Zwitter zwischen Mann und Weib;" —

das Denken und Fühlen der weiblichen journalistischen Schöngeister ist meist ein Gemisch verhätschelt-verzärtelter Feinheit, und ihre Eigenliebe versteckt sich mühsam hinter einer affektirten, gezierten, kokettirenden Demuth.

Was scheeren wir uns um das jugendliche Dichtergepacke und Humoristengesindel, das kaum die Knabenschuhe ausgetreten, schon in Versen jammert und weint, oder in Humoresken sich räuspert und spuckt, damit die Lesewelt staune und bemitleide, oder bewundere und lache. Man weiß ja, daß der Vater den Jungen beim Schopf nimmt, und ihn gewaltsam auf eine andere Bahn schleppt, und wenn der junge Herr noch so sehr poetisirt und romantisirt, und wie ein verliebter Kater auf den Dächern im Mondenscheine herumklettert, dabei Süßholz und Beerenzucker nutschelt, und sich zum Schrecken der Mutter die Hose zerreißt, oder andererseits noch so sehr unseren allbekannten Humoristen nachahmt, in lächerlichem, ohnmächtigem Streben! —

Was gewähren uns diese Aphorismenschnitzler, diese Gedankenzersplitterer, diese Vernunftmänner für Geistesnahrung? Sie schleudern ihre Gleichnißbomben voll tiefen, unerforschlichen, überbildlichen Sinnes in die Welt hinein, so daß wir verblüfft

vor lauter Tiefsinnigkeit, vor lauter hochtrabender, dialektischer Verbalhornung ihrer Gedanken (?), vor lauter spekulativer Deutung ihrer auf Stelzen einhergehenden Sätze, vor lauter Verständlichseinwollen ihrer mystischen Erklärungsweisen — gar nichts verstehen. Oder sie verrenken und verdrehen einem ganz gewöhnlichen, schon welt- und altbekannten Gedanken die Glieder, als wenn sie ihn gerade erst erfunden hätten, und präsentiren ihn noch ganz warm auf dem Zeitungsteller. — Mir kamen jüngst einige dieser Welterschütterungsfloskeln zu Gesichte, und ich will sie meinen geehrten Lesern nicht vorenthalten.

— Die höchsten Höhenpunkte eines geistigen Elementes sind lokaltemporal, so lange sie in convergenten Linien um die Prädestination herumgehen, so wie sie aber an den Durchschnittspunkt einer analytischen Erklärungsweise ankommen, verschwimmen sie entweder in das Unendliche der Allgemeinheit, oder sie fallen unter einander durch, und brechen sich das Genick. —

— Wer Geld haben will, muß arbeiten. —

— Nicht immer ist das Unglück ein Unglück, sondern das Glück ist oft ein Unglück, so wie umgekehrt oft das Glück ein Unglück ist; — eben so ist oft das Unglück ein Glück, so wie das Unglück ein Glück ist.—

— Die Basis eines jeden Vernunftwissenschaftsgedanken muß mit dem philosophisch-praktischen harmoniren, sonst entsteht eine solche Anhäufung des stinkenden Unsittlichkeitsgefühles, daß jeder Mensch davonlaufen muß. —

Genug des Unsinnes! —

Was für Vortheil erwächst der journalistischen Literatur durch das ewig wiederkäuende Gerede über die bildende Kunst. Wo steckt die bildende Kunst, worin besteht sie? Etwa in der stereotypen, immer über einen und denselben Leisten geschlagenen Dreivierteltaktmusik, die den Tanz, diesen armen Träger des geselligen Ennui hervorruft, und die den Eintagsfliegen der Journalistik, vulgo Bierhausreferenten, Stoff gibt, sich wichtig zu machen, und den Herrn X. und den Herrn Y. über den grünen Klee zu loben: „wie er wieder gar so klassische, herz- und fußhebende, sentimentale und juckende Walzer komponirt hat!" — Und da sprechen sie von dem „geselligen Vergnügen," welches ihnen verschafft wurde, während Tänzer und Tänzerin sich lastthiermäßig ab-

hetzen und abschwitzen, und walzen und galoppiren, als hätten sie den Veitstanz.

Sie springen so hoch und drehn sich so geschwind,
Daß sie in eigner Gluth wie Schnee im Thauwind schmelzen,
Und jedes zappelnde Herz bis an die Kehle schlägt.

Da wird an nichts Gemäßigtes, an nichts Rhythmisch-Schönes, an nichts Ästhetisch-Formelles, an nichts Graziös-Reizendes gedacht; da wird nur gehoppst und toll hinter einander hergejagt, bis man endlich keucht und dampft wie ein „Wettrenner," und total abgemattet der Schwind-, Bleich-, Lungen- und anderen Suchten in die Arme fällt. Fragt man dann die eine Hälfte der Tanzenden, warum sie sich so schinden, so werden sie antworten: „Um uns einen Mann oder eine Frau zu ertanzen," und die andere Hälfte wird sagen: „Uns hat der Arzt verordnet zu — schwitzen." — Oder steckt vielleicht die bildende Kunst in der Musik, in der Oper — die so viele Schmeichler und Lecker unter den Journalisten zählt? Vielleicht finden wir sie in dem versüßelten, verzärtelten, wälschen Misere, das im Gefolge von Ariettchen, Duettchen dem Sänger Stoff gibt, alle Schmerz-, Jammer- und Hinreißungsmittel zu versuchen, um den Zuhörer breiweich zu stimmen, oder in den langweiligen, zähen, deutschen Kunstwerken, wo vor lauter schwerfälligen Mitteln der Zweck außer Acht gelassen wird, wo vor lauter Harmonie und gut durchgeführter Instrumentirung die Melodie zur Thüre hinausgeworfen wird, kurz, wo durch ein Suchen nach der Tiefe dramatischer Charakteristik, nach Gründlichkeit in der musikalischen Ausführung, nach umständlicher Durchbringung des Stoffes zuletzt — doch nichts gefunden wird; oder finden wir die Kunst in der französischen, krassen, unnatürlichen Oper, wo mit einer ohrbetäubenden, bizarr-tollen, höllenlärmmachenden Instrumentirung das Gefühl erzwungen, erstürmt werden soll? Oder ist die bildende Kunst in der vielgerühmten Malerei und Skulptur zu finden? Wenigstens ich glaube, daß im Genre und im Historischen eine bedeutende Finsterniß herrscht, daß die Porträts, dieses Langweiligste unter dem Langweiligen, seit Rembrandt und Van Dyck seligen Andenkens, beinahe halb todt sind, und daß die Skulptur ganz auf der Bahre liegt.

Was gewähren uns die Volkslieder für Nutzen, vor denen manches Journal im Staube des Angesichtes sich windet, wie die Juden

vor dem goldenen Kalbe, und diese Verehrung so weit treibet, daß kein Blatt das Tageslicht erblicket, in dem sich nicht ein Volkslied in seiner ungeheuren Einfachheit, in seiner naiven Einfalt, in seiner tristen Beschränktheit breit macht, und den Leser unbeschreiblich anekelt. Wo man in einem solchen Journale hinblickt, grinst ein Volkslied entgegen; wo man hintritt, verwickelt man sich und stolpert über ein Volkslied, Volkslieder hier, Volkslieder dort, Volkslieder überall. Wo ist das Verdienst überhaupt, daß man diese Lieder so sehr protegirt? Unser Jahrhundert hat leider von seiner Volksthümlichkeit so viel verloren, daß das Vorführen dieser Poesie nur als Wiederhervorrufung eines verloren gegangenen Strebens angesehen werden kann, und insbesondere die slavischen Gedichte dieses Genres sind so beschaffen, daß wir herzlich froh sein sollen, uns dieser kulturfeindlichen Richtung enthoben zu sehen. Sobald ein Volk in der Civilisation vorgeschritten, ist es nur als ein Rücktritt zu betrachten, wenn es solche Gedichte auftischt, die einer früheren, unausgebildeten Epoche angehören. — In einem „Volksliedblatte“ las ich ein Gedicht, das folgendermaßen lautete:

Das Lied vom Jäger.

Nach dem Böhmischen des Kuzokrzyrak.

Auf der Wiese grün,
Weiden Hirsche,
Weidet sie der Jäger,
Auf der Wiese grün.

Warte auf mich, Geliebte,
Tödt' ich dir den Hirschen;
Damit dir gefällt,
Die Jacke grün.

„Das ist dumm, albern, abgeschmackt, widersinnig!“ wird der Leser ausrufen, — o mein Verehrtester! es ist ein — Volkslied!!

Ich könnte noch Manches über die schwarze Seite des Journalismus sagen, doch für dießmal genug. Daß es viele, sehr viele lichte Seiten gibt — wer möchte daran zweifeln! Ich werde vielleicht — einen eigenen Aufsatz diesem Gegenstand widmen. Daß ich dießmal, vielleicht

hie und da etwas zu hart dem Zeitungsthume an den Leib ging, nun — das bringt die Sache selbst mit sich; das Gute wird darum doch ungetrübt bleiben, während das Schlechte in seiner eigenen Nichtigkeit zerfällt.

Das Falsche ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

---

## Ein Beitrag zur Emancipations-Geschichte unserer Zeit.

Von F. Guido Lange.

Man hat Vereine gegen die Thierquälerei gestiftet. Eh bien! Wir sind damit einverstanden. Man soll kein Thier martern, es ist ein Zeichen von Roheit, von Grausamkeit. Man erbarmte sich der Thiere, es war recht. Wer erbarmt sich aber der Menschen und gründet einen Verein gegen die Menschenquälerei, die da heißt: Thier-Liebhaberei? Wer, frag' ich, wer? — Keine Antwort. Bin ich die Stimme in der Wüste, die da ungehört verhallt? Es scheint beinahe.

Ich spreche zuerst von Euch, Ihr schönen Damen, von Euch, die Ihr, mit weichem Herzen, Eure zarten Hündchen emancipirt habt, um sie zu Euch heraufzuziehn, sie zu Euren Freunden, mehr noch — zum Gegenstand Eurer Liebe zu machen. O, seid barmherzig und hört mich an!

Dort auf den schwellenden Pölstern eines seidenen Divans sitzt ein blauäugiges Weib. Blond wallen die Locken über ihre zarten Schläfe und gießen ihr Gold über Brust und Nacken. Ein weißes Morgenkleid umschließt ihre schlanken Glieder und hebt den Reitz des blendenden Teints statt ihn zu verdunkeln. Leichtes Roth, wie Morgenwölkchen, lagert auf ihren Wangen, zu schwach, um Farbe der Gesundheit zu sein, zu zart, um ein Toilette-Geheimniß zu offenbaren. Das Köpfchen ruht auf der Schulter, das Auge ist anmuthig gesenkt. Die ganze Gestalt ist Liebe und Hingebung. — Ich trete näher. Was sehe ich? — Ein Hund ruht auf ihrem Schooße. Sie bemerkt mich nicht, sie bemerkt auch jene Jünglingsgestalt nicht, die, lange schon vor mir eingetreten, den Hut in der Hand, weh-

müthig auf sie hinblickend im Fenster steht, halb von den rothen Vorhängen desselben verborgen. Sie sieht nur ihn. Wen? — den Hund. Leise kosend neigt sich ihr Haupt über den Liebling, ihre wallenden Locken berühren ihn, und — nein es ist nicht möglich, es kann nicht sein — ihre rosigen Lippen neigen sich schwellend, wie zum Kuß. Jetzt — jetzt ist es geschehn, sie hat den Hund geküßt. — Armer junger Mann, was kehrst du dich ab, was zerdrückst du den Hut, wie ein Schulknabe beim Examen? Ist dir die Prüfung zu stark? Du wirst doch nicht eifersüchtig sein? Was willst du von dannen? Bleibe doch! Jezt oder später vielleicht kömmt ja die Reihe auch an dich. Sie liebt dich ja, beinahe so sehr wie ihr Hündchen. Bist du so selbstsüchtig, willst den Platz in ihrem Herzen nur allein besitzen? Was murmelst du vor dich hin von entweihten Lippen, von Hundeliebchen? — Aberwitziger Thor! Du kennst das Thier nicht. Das ist ein emancipirter Hund.

Es ist einer jener Hunde, deren Besitzern es klar geworden, daß in diesen ihren Lieblingen, nach der Lehre des großen Samos'er Philosophen, eine Seele wohnt, die, der Nothwendigkeit einer Reinigung von allen Schlacken des irdischen Lebens unterworfen, in solcher Hülle sich zur Aufnahme in eine bessere Wohnung vorbereitet. — Solche Hunde mußten der Knechtschaft entzogen werden, in welche sie die Blindheit einer frühern unaufgeklärten Zeit geschleudert. Unserer Zeit war es vorbehalten, diese Sklaven einer frühern Periode zu emancipiren. Das große Werk ist gelungen.

Komm mit mir, junger Mann, dessen Auge sich wehmüthig abwendet von den Lippen eines liebreitzenden Weibes, das seine Küsse an einen Hund vergeudet; komm mit mir in die Zimmer jenes Antisthenes, der, in freundlichem Umgang mit seinem schmutzigen Hunde lebend, sein Weib vergißt, das schmerzlich vielleicht seine leeren Arme ausstreckt um ein Kind an seine Brust zu ziehn! Armes Weib! Was hilft dir deine Sehnsucht, was fruchtet dir der Drang ein Wesen zu besitzen, in dem deine Liebe verdoppelt, verzehnfacht sich erblickt. — Du bist allein und thränenschwer sinkt dein Auge auf deine Arbeit nieder. Du hörst nicht das Lallen eines Kindes, das, nach Nahrung rufend, seine Händchen aus der Wiege zu dir emporstreckt, du hörst nicht all die süßen Laute, für die die menschliche Brust tausend Ohren, die menschliche Sprache aber nur einen Namen hat, den Namen Mutter; — du hörst nur das Bellen des Hundes, und

deine warme Brust wird zu Stein, und Spott und Hohn spielt um deine Lippen, die so gerne in Liebe lächeln möchten. — Was sagst du dazu, Jüngling, dem der Kuß, den ein schönes Weib an ihren vierfüßigen Liebling verschwendet, das Blut in die Wangen und bittern Groll in's Herz treibt? Hieher komme, sieh und schweige. —

Dahin hat es der Geschmack unserer Zeit gebracht! Wer wird läugnen, daß wir die Bildung bis auf's Höchste getrieben. Wir haben diese Hunde, diese gebornen Kettenträger des menschlichen Bedürfnisses, emancipirt und ihnen Menschenrechte eingeräumt.

Den Damen vor Allen gebührt dieß Verdienst, Sie haben jene Geschöpfe der Niedrigkeit aus dem Staube gehoben und ihnen mit weichen Händen ein weiches Lager bereitet, sie haben ihnen Raum an ihren Tischen gegeben, sie mit Milch und Zuckerbrod groß gezogen. — Nun wohl, es mag d'rum sein. Aber hier wollen wir auch stehen bleiben, gehen wir ja nicht weiter, wir könnten sonst zu weit gehen.

Das Weib soll, das Weib muß lieben: Seine große Bestimmung ist Liebe, jeder zarte Gedanke seiner Brust, jedes kaum sich selbst gestandene Geheimniß seiner Seele, jedes milde Lächeln seiner Lippen, jeder Thautropfen seines Auges ist eine Note aus dieser großen Lebens-Symphonie des weiblichen Herzens. — Und dieses Weib, dasselbe, das da ist, „die immergrüne Rose, die Gott in's winterliche Leben warf,“ dasselbe, das „himmlische Rosen in's irdische Leben webt“, dasselbe, das da lebt „rein in des Andern Herzen“, dasselbe, das da „liebt, was ihr Geliebter liebt“, dasselbe, das da „stirbt an seiner Noth“ — dieses Weib, dessen Lebensaufgabe Liebe ist, Liebe in ihrer schönsten Bedeutung, Liebe als durchglühende Sonne über dem rauhen Lebenspfade des Mannes, oder als schützender Stern über dem Haupte des neugebornen Kindes — dieses Weib drückt einen — Hund an ihr Herz. — Kann der Eure Brust ausfüllen, was bedürft Ihr unser, versteht der, wie Ihr behauptet, jeden leisen Wink, die Sprache Eurer Augen — was bedürft Ihr unser, liebt er Euch, wie Ihr sagt, mehr als wir, ist er treu, unterwürfig, ohne Launen — wohl, was bedürft Ihr unser? — Staunenswerthe, unglaubliche, unnatürliche Abirrung des menschlichen Herzens! Muß das Weib, dem die Natur oder das Geschick versagt hat Mutter zu sein, um die Leere, die, bewußt oder unbewußt, in ihrem Herzen gähnt, auszufüllen, ein Thier lieben lernen?

Wehmuth, nicht Zorn, ergreift mich, seh' ich einen Hund von Armen umfaßt, die geschaffen sind, ein Kind zu umfangen, von Lippen geküßt, die auf dem blühenden, frischen, aufknospenden Munde eines lieben Kindes ruhen sollten, von Händen geliebkost, die mit sorglicher Hast die wirren, blonden Ringellocken einem frischen, wilden, blauäugigen Knaben aus seinem Gesichte streichen sollten. — Ich spreche von Euch, Ihr Frauen, deren Brust, noch empfänglich für alle bessern Regungen des Herzens, ein Thier wohl nur als Spielwerk des Augenblickes betrachtet, und nur aus drängender, übel angebrachter Liebe, vielleicht aus Langeweile an sich zieht. — Ihr werdet mich hören und nicht unbeachtet mein Wort an Euch vorüberziehen lassen. — Von jenen Geschöpfen aber, deren Herz, abgestumpft für jede höhere Empfindung, deren zerstörter Körper, bar jeder Hoffnungsblüthe, hineinragt, wie ein dürrer Baum in den blauen Liebeshimmel des weiblichen Lebens, von jenen Geschöpfen, die im Gefühle ihrer Ohnmacht das schmähliche Mundlecken eines Hundes dem Kuße eines blühenden Kindes, die Pfote dem Händchen vorziehn, die da sich gering schätzend von der Liebe zu einem Kinde wenden, die süße Hoffnung einer künftigen Mutter mitleidig und doch im Herzen voll Neid belächeln über die Erziehung eines Kindes die Achseln zucken, und doch ihren eigenen Hund zu erziehen nicht vermögen — die da frevelhaft die Empfindungen Anderer kränken und im Schlamme ihrer eigenen Niedrigkeit selbst zu ihrem Hunde herabsinken — die da voll Mitleid sind für das Winseln ihres Lieblings und kalt für die Thräne, für die Bitte ihres Nächsten, die da ein „verkanntes" Herz wie einen Klingelbeutel vor sich hertragen und die Münze, die das Mitleid ihnen zuwirft, bei Seite legend, am Kusse ihres vierbeinigen Lieblings sich erlaben — von solchen Geschöpfen spreche ich nicht, sie mögen der Verachtung verfallen, der sie gehören, für ewige Zeiten, sie sind unverbesserlich.

Zu Euch, Ihr Frauen, wende ich mich, die Ihr geschaffen seid zu lieben und geliebt zu werden, die Ihr geschaffen seid, Rosen zu streuen und zu empfangen, mit milder Hand die Sorgen von der Stirne eines Mannes zu scheuchen und ein liebes, holdes Kind in sanften Schlummer zu wiegen, zu Euch, deren Verstand, überragend den Schlamm der Gewöhnlichkeit, mit einem verwandten Geiste in jenen Räumen sich zu ergehen vermag, die Phantasie und Poesie mit ihren Himmelsgestalten bevölkern, zu Euch wende ich mich, laßt mich nicht vergebens bitten. Dul-

det Eure Hunde um Euch, wenn Ihr nun einmal Hunde zu Gesellschaftern haben müßt, tändelt mit ihnen, wenn Ihr gerade nichts besseres zu thun wißt — aber liebt sie nicht, vergöttert sie nicht, bethet sie nicht an. Liebe ist zu edel, zu heilig, um, selbst in der kleinsten Dosis, an ein Thier weggeworfen zu werden, Liebe macht zum Gott, den, der sie gibt, wie den, der sie empfängt. Erhebt den Mann Eurer Wahl, erhebt ein Kind dazu und ich bin zufrieden.

---

# Eine Stunde auf dem Stephansthurm.

Mitternacht war vorüber, und ich schied mit den Worten: „Also morgen um die zehnte Stunde am Stephansdome,“ und mit einem etwas ironischen Lächeln ging ich von meinen neuen Freunden. Es waren Ausländer, geistreiche, gebildete Leute, aber schlecht österreichisch gesinnt, das herrliche Land einseitig nach Laube und Mundt beurtheilend, welche bekanntlich unsere Saatfelder für Sandsteppen und unsere Grenadiere für verkleidete Bären halten. Sie waren freilich etwas verblüfft, und zogen ungläubige Gesichter, als sie die Wirklichkeit ganz anders fanden, als die Schilderung; aber die alte Mähre von dem Schlaraffenleben der Fajaken klang noch immer in ihren Ohren, und so kamen sie nicht zur Bewunderung. Ich hatte ihnen eine kleine Lehre zugedacht, ich wollte eine Predigt beginnen, und daß sie keine Stimme in der Wüste sei — donnernd und doch spurlos verklingend — wählte ich den riesigen Stephansthurm, der damals noch Knopf und Kreuz trug, zur Riesenkanzel.

Die Stunde zur Predigt schlug. Wir hatten die Riesentreppe erstiegen, und mein Herz schlug in stolzer Freude, als die Fremden die Augen, die halbgeblendeten Augen nicht wegwenden konnten von dem unermeßlichen Panorama. Ich sandte ein stilles Stoßgebet nach dem griechischen Berge, und vier Unsterbliche vom Olymp traten unsichtbar als Souffleurs an meine Seite. Darauf führte ich den einen Fremden, der ein sächsischer Maler war, auf die Westseite des Thurmes, und sprach wie folgt:

„Sie haben gestern von der sächsischen Schweiz gesprochen, und im Interesse der Landschaftsmalerei mein armes Vaterland hart mitgenommen. Sie meinten, Ihre Mappe würde wenige österreichische Veduten verschließen. Ich will nicht von der nächsten Umgegend der Kaiserstadt sprechen, ich will kein Wort über die Donauansichten verlieren, welche keck mit den Rheinveduten rivalisiren dürfen — aber blicken Sie gefälligst nach Südwesten, dort liegt wenige Tagreisen von der Residenz entfernt, die österreichische Schweiz. Dort liegt Ischl, von welchem einer unserer geistreichsten Schriftsteller sagt: „Ischl, diese Frucht- und

grüne Opfer- und Gesundheits-Schale, um deren Rand die verschwenderische Natur wie eine künstliche Porzellanmalerin die schönsten Gebirgs- und Waldränder zog! Wenn man dort Abends im Dunkeln hinausgeht in die Gebirgskette, und die fantastischen und gigantesken Fernen der Berge um uns aufsteigen aus dem Nebelmeere, welches sich wie eine Baumwolldecke auf die Tiefen gelagert hat: so ists, als ob man in dem geheimnißvollen Halbdunkel einer Phidiaswerkstätte säße, und um uns herum ständen all die riesigen Gebilde von Göttern und Halbgöttern, alle die Titanen und Giganten, und streckten ihre Arme hinein in den unendlichen Raum, als erhöben sie ihr ewigweißes Haupt zur Himmelsdecke, und leise Schauer von Ahnungen, Bewunderung und Anbetung gehen durch unsere Seele. Die Aussicht, die man bei Sonnenaufgang von der höchsten Höhe genießt, steht dem vom Righi um Nichts noch." —

Der Maler schwieg verduzt. — Darauf führte ich seinen Bruder, einen sächsischen Militär, der sich in der vergangenen Nacht nicht eben lobend über unsern Ehrenspiegel ausgesprochen, an die Nordseite, und wies auf die Marchfelderebene, mit den strafenden Worten:

„Auf dieser Ebene floß vor Jahren Blut, viel Blut, als die Söhne der deutschen Freiheit mit dem übermüthigen fränkischen Neutitanen rangen. Der Kampf wankte lang unentschieden, und der freche, rothe Guillotinenmarsch hallte schaurig, doch siegessicher durch den Donner der Kanonen. Da eilte das Regiment Erbach vor, zerbrach die feindlichen Harste, und trommelte sich mit den Kolben seiner Musketen auf französischen Schädeln das Recht heraus, den Grenadiermarsch schlagen zu dürfen. Die österreichischen Reiter umschwärmten schnell wie die Söhne Numidiens die ungeschlachten, handfesten Eisenmänner, und dreitausend Harnische stürzten als Siegestrophä auf die Wahlstatt. — An der Spitze seines Volkes erstürmte der österreichische Hektor aus dem grünen Helenenthale bei Baden die friedlichen Schanzen, und schrieb mit blutiger Schrift den Namen „Erzherzog Karl" in das Buch der Unsterblichkeit, und der Guillotinenmarsch verhallte unter dem Vivat und Éljen der siegenden Österreicher, und ein zitternder Kaiser floh wie Xerxes über den Hellespont, wie Soliman über die Drau hinüber über die Wogen des blutrothen Isther!"

Der fremde Offizier biß sich in die Lippen, entgegnete aber kein

Wort. — Und wieder eilte ich in die Mitte meiner neuen Freunde, und wandte den Dritten, der sich Dichter nannte, und poesielose, schlechte Verse machte, wie sie eigens für die Leute an der Spree erfunden wurden, mit dem Antlitz nach Süden.

„Sehen Sie,“ sprach ich nach einer Pause, „jene Alpenkette? — Viele Meilen hinter ihr liegt ein alterthümliches Schloß, das im Lande unter dem Namen Thurm am Hart bekannt ist. Dort wohnt der Sänger „des letzten Ritters,“ dessen Harfe zuweilen donnernd braust, wie der Bardenruf zur Schlacht, und dann wieder wehmüthig flüstert und bebt, wie die Nachtigall in der letzten Nacht vor dem Südlandszug. Kennen Sie ein träumerischeres Lied als das berühmte:

Ich habe eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat;
Es liegt in dem alten Buche
Ein welkes, dürres Blatt.

So dürr ist wohl auch die Hand schon,
Die ihrs einst im Lenz hat gepflückt —
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt!

Sagen Sie mir gefälligst, glauben Sie auch jetzt noch, wie gestern Abend, daß unsre Poesie stark nach Backhühnern rieche?“

Der Fremde schwieg verlegen, und ich wandte mich rasch zu dem Kaufmann, der auf der Ostseite in tiefen Gedanken stand, und wahrscheinlich den Kurs berechnete.

„Sie entschuldigen, wenn ich störe,“ begann ich mit satyrischem Lächeln, „aber Sie haben über unsern Handel Äußerungen vernehmen lassen, die ich zu beantworten mich ungemein verpflichtet fühle. Für was halten Sie jenen langen, vielfach gebogenen Silberstreif unten im Thale? Sie werden mir sagen, es sei die Donau. Ja wohl ist es die Donau, aber es ist auch ein Riesenarm, den Österreich nach Trapezunt und von da hinüber nach Ostindien ausstreckt. Was es mit diesem Manövre erzwecken will, brauche ich Ihnen als Kaufmann nicht zu sagen, ich erinnere Sie nur an die schlichten Verse, die ich vor

zwei Jahren in einem inländischen Taschenbuche, das allen englischen Albums die Stange hält, niederlegte. Dieses Taschenbuch heißt Iris, und die aus Pesth herüber schallenden Verse lauten:

Ich bin des schwarzen Meeres Neuvenedig,
Des Morgenlandes tüchtigster Wardein;
Die Themsestadt sei des Geschäftes ledig,
Europas einziger Sensal zu sein!

So war der letzte Gegner abgefertigt, und meine Strafpredigt zu Ende. Wir verließen schweigend den Stephansthurm. Als wir auf die Straße kamen, wurde der Faden des Gespräches wieder aufgenommen, viel gesprochen, viel geschwatzt, aber die fatalen Worte: „Bei uns hat man oder macht man das besser'" kamen nicht mehr über die Lippen der Fremden. Levitschnigg.

# Alphabetisch geordnete Seufzer
über
# modernes Leben und Treiben in Wien.

(Fortgesetzt von —ger.)

Fenster. Diese dienen in der Stadt Wien nur noch zum Einlaß des Lichtes der Luft, und zum Hinaussehen bei besonders feierlichen Gelegenheiten, am Frohnleichnamsfeste, bei Krönungs-, Hochzeits- und Leichenzügen. Ihren einstig poetisch-romantischen Zweck haben die Fenster ganz verloren. Wenn man früher ein interessantes Frauenzimmer auf einer Promenade traf, ihr bis zum Hause nachging, da beim Hausmeister die nöthigen Erkundigungen einzog, und Tags darauf einige Male vorbei ging, war man ein gemachter Mann, denn man konnte gewiß sein, die Dame am Fenster zu sehen, und da seine Manövres fortzusetzen: wenn einem Andern die Ehre wiederfuhr, daß ihm die Thür gewiesen wurde, konnte er mit der Heißgeliebten durch das Fenster in Brief-, Blick- und Seufzer-Rapport bleiben; jetzt aber, wo man tagelang die Stadt passiren kann, ohne eine weibliche Seele am Fenster zu sehen, jetzt, wo das zum Fensterhinaussehen als Kleinstädterei, ja, als Unschicklichkeit verschrieen worden, wo die Romantik immer kleiner wird, je desto größer die Fenster werden, jetzt haben alle Fenster-Abentheuer und Promenaden aufgehört, und die Ritter Toggenburgs, welche ehedem nicht in's Haus durften und viele Tage, ja viele Jahre vor dem Fenster stunden, „bis die Liebliche sich zeigte,“ sind jetzt gezwungen, auf der Treppe der Geliebten zu harren, ein Umstand, der bei dem noch immer nicht genug romantisch ausgebildeten Sinne unserer Hausmeister verschiedene Unannehmlichkeiten nach sich zu ziehen pflegt. — — Wenn so viele Mädchen in der Stadt jetzt sitzen bleiben, so ist das nur, weil es die leidige Mode will, daß sie gar nie am Fenster stehen dürfen, weil durch das Nichthinaussehen zum Fenster ein gewaltiges Bekanntschaftsmachungs- und Verbindungs-Mittel der beiden Geschlechter aufgehoben worden ist. — In Provinzstädten, sogar in unsern Vorstädten, wo die gute alte Sitte noch zu Hause, daß die Mädchen, die Brautpaare und

die jungen Eheleute, an Sonn- und Feiertagen, oder auch an Wochentagen, nach gethaner Arbeit, zum Fenster hinaussehen, sind weit weniger Mädchen Männer- und Liebhaberlos zu finden, als in der Stadt. Die Mädchen sehen, werden gesehen, werden ohne trügerischen Putz und Flitter, einfach gewissermaßen im häuslichen Kreise gesehen, die vergnügten Brautpaare und jungen Eheleute sind die freudenbringenden Commentare der Zukunft dazu, die Heirathslust, der Sinn für's Familienleben wird rege gemacht; man geht drei Sonntage nach einander vor einem Fenster vorüber, am vierten wird angehalten, am fünften ist die Verlobung, und am zehnten wird geheirathet. Das machen Alles die Fenster, d. h. das Hinaussehen zum Fenster. — Also städtische Fensterhinaussehungs-Emancipation.

Freibilletts. Der freundliche Leser, der unsere Theater und Conzerte besucht, wird bisweilen einige glückliche Besitzer derselben erblicken. Sie sind Menschen, wie alle Andern, sie athmen, sie sehen, sie hören, sie sind nicht Anders gewachsen, nicht Anders gekleidet wie die andern Menschen, aber dennoch kennt sie der Freibilletforscher aus Tausenden heraus. Ihre sorglose, heitere Physiognomie, hervorgerufen durch das erhabene Bewußtsein, daß man das Entré zu zahlen erspart hat, und daß man sich nach dem Theater, nach dem Concert für das Ersparte, wie man so sagt, einen guten Tag anthun werde; ihr Einnehmen der ersten, besten Plätze bei vollem Hause, und ihr unstätes Herumirren von einem Platze des Parterres zum Andern bei minder vollem Hause; ihre großen, ausgebreiteten Kenntnisse des Kunsttempels und dero Jünger; ihr vieles Hin- und Hergrüßen; ihr geselliges Zusammenrotten mit Freibillets-Kollegen; ihre Unaufmerksamkeit auf den Kunstgenuß selbst, und vorzüglich ihr plötzliches, wie aus einem Traume erwachendes, officielles Applaudiren sind untrügliche Kennzeichen von Freibillets-Besitzer. Diese unter sich selbst, erkennen sich wie die Mitglieder einer geheimen Brüderschaft auf hundert Schritte, so sehr Einer von dem Andern sein erhebendes Freibillets-Gefühl zu verleugnen bemüht ist — —! Wie in allen großen Städten, so gibt es hier in Wien auch zwei Klassen von Freibillets-Besitzern. Die Einen besitzen sie gewissermaßen pflichtschuldig: Glieder der Behörde, Redakteure, Kritiker; die Andern aus Freundschaft, als Applaudir-Sold vom Direktor, von Theatermitgliedern, von Concertgebern, mit einem Worte — Claqueurs. Die Ersteren sind mit ge-

ringen Ausnahmen, wenn auch nicht die unbefangensten, freundlichsten Theater- und Concertbesucher, doch die friedlichsten, ruhigsten Kunstgenossen, sie geben weder Zeichen des Bei- noch des Mißfalls von sich, es spiegelt sich selten Enthusiasmus, noch seltener Schadenfreude auf ihren kritischen Gesichtern, sie sind ernst, in sich gekehrt, aufmerksam; die Letzteren sind die unleidlichsten, widerlichsten Theaternachbarn. Dieses Manövriren und Forciren des Applauses, diese pflichtschuldigen, maßlosen und athemlosen Zeichen des Beifalles, dieser taglöhnerische, knechtische Enthusiasmus, hat für den unbefangenen Zuhörer etwas Ekles, zum Tempel Hinaustreibendes. Wüßten Schauspieler, Direktoren und Concertgeber, wie sehr sie ihrer Kunst, ihrem Interesse durch das Verabfolgen von Freibillets an ähnliche „stehende Figuren," an ähnliche Herrausruf-Automaten und Applaudir-Maschinen schaden, wie sehr der freie, ungezwungene Beifallserguß unter dem pflichtschuldigen, gemachten leidet, sie würden, wenn auch nicht mit größerer Ökonomie, doch wenigstens mit größerer Wahl diese ihre beglückenden Auszeichnnngen für Klatschverdienste vertheilen; denn hier kann es auch heißen: „Behüth mich Gott vor meinen Klatschern, vor meinen — Zischern werde ich mir schon selber helfen — —!" Das einzige Mittel aber gegen das große Unglück, ein stehendes, oder vielmehr wanderndes Freibillet zu werden, besteht darin: der verführerischen, unheilbringenden Lust des — Ersten zu widerstehen. Hast du einmal in einer geldschwachen Stunde ein Freibillet angenommen, hat dich ein Concertgeber, ein Dichter, ein Schauspieler nur ein einziges Mal zum Applaudiren gemiethet, dann ist es geschehen um deinen unschuldigen, heitern Theatersinn und Kunstgenuß, und du bist unwiderruflich den finstern, unheimlichen Mächten des Musikanten- und Komödiantenwesens geliefert. Wehe, Wehe, Wehe!! —

---

## Lokal-Charaden.

1. (Viersylbig.)

Das erste Paar sang einst so süß,
So weich, wie Nachtigallen,
Doch macht es jetzt noch wunderbar
Der Blindheit Schleier fallen.
Die letzten wurden einst bezahlt
Mit blanken Guineen,
Doch war es ja Lord Byron selbst,
Dem solches Glück geschehen.
Das Ganze ist für Mann und Roß,
Was sonst in einem Bade
Für reichgeputzte Damen ist,
Die Sonntagspromenade.

2. (Zweisylbig.)

Stutzer schmachten, Dandys kosen,
Gaffen sich halb blind,
Nahen Damen, die, wie Rosen,
Meine Erste sind;
Mägde schütten an der Zweiten
Ihre Herzen aus;
Mit gefüllten Krügen schreiten
Trillernd sie nach Haus.
In dem Ganzen Pracht und Milde
Sommerüber haus't,
Bis aus Norden durch's Gefilde
Kalt der Nordwind saus't.

Ig. G—d.

Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.

# Auflösung

der Lokal-Charaden im 3. Hefte des „Wiener Volksgartens“:

Nr. 1. Klosterneuburg. — Nr. 2. Fischhof.



# Charakteristische Daguerreotypen.

Von M. G. Saphir.

## 1.

## Der Allerweltsmann.

Es gibt Leute, die man nur „die Beliebten“ nennt; es sind die Badeschwämme der menschlichen Gesellschaft, sie lassen sich füllen und auspressen von jeder Sache, und von Jedermann. Solche Allerweltsleute werden stark konsumirt; man findet sie fast in jedem Hause; man achtet sie nicht, aber man hat sie gerne um sich, wie ein Handbesteck, das man zu allen Dingen gebraucht und gebrauchen kann. Ein solcher „Allerweltsmann“ muß von Jugend auf dazu erzogen werden, ein Allerweltsmann zu sein. So wie man von den Laufern erzählt, daß ihnen Milz oder Leber herausgeschnitten wird, so muß dem Allerweltsmann Herz und Gehirn herausgeschnitten werden, wenn er ein tüchtiger Allerweltsmann werden soll. Es wird damit angefangen, daß er schon in der Jugend zu einem Allerweltskinde erzogen wird. Ein solches Allerweltskind muß alle Augenblick einen „schönen Diener!“ machen, dabei die Beinchen einknicken, wie eine alte Jungfer; es muß alle Augenblick „danke schön!“ sagen, muß alle ledernen Hände und alle Schnupftabaksfinger der Gesellschaft abküssen, muß jeden Kerl „Onkel!“ und jede Furie „Tante!“ nennen; es darf nichts be-

gehren, damit es nur ja nicht lerne, einen eigenen Willen zu haben; es darf nicht laut und wacker herum rumoren, damit sich nur ja keine thätige Kraft entwickle; es darf bei Leibe nicht widersprechen, und wenn es auch Recht hat, das schickt sich nicht! Es gibt Jedem die Hand, und geht zu Jedem wie ein Möpschen; ein solches Allerweltskind wird einmal gewiß ein Allerweltsmann! Nach dem Allerweltskinde wird er ein Allerweltsjüngling. Ein solcher Allerweltsjüngling macht pflichtmäßig allen Mädchen seines Reviers die Cour, bringt regelmäßig allen zu ihrem Geburtstage ein Ständchen, besorgt ihnen Musikalien, pflegt ihre Blumen, füttert ihre Kanarienvögel, hält ihnen die Elle, wenn sie Band messen, bringt ihnen die Bücher aus der Leihbibliothek, holt die Theater und Konzertbillete, arrangirt die Pfänderspiele, tanzt bei Quadrillen vor, sendet den Klavierstimmer ins Haus, wählt Stickmuster, fädelt Perlen auf Seide, gibt den Goldfischen Wasser, vertreibt Sommersprossen und Leberflecken u. s. w. u. s. w. Ein solcher Allerweltsjüngling hat die größte Anlage zu einem Allerweltsmann!

Ein „Allerweltsmann" ist und ißt in jedem Hause, wo man gut ist und gut ißt. Er findet alle Gerichte und Meinungen gleich vortrefflich; er lobt alles, was die Hausfrau lobt, und tadelt alles, was sie tadelt. Ein solcher Allerweltsmann ist die Toleranz selbst. Religionsfreiheit ist sein Prinzip; Jude oder Christ, das gilt ihm gleich, wenn der Tisch nur menschlich ist. Ein solcher Allerweltsmann schimpft auf A., wenn B. auf ihn schimpft, und lobt ihn, wenn ihn C. lobt. Er beklatscht einen Künstler, weil sein Nachbar klatscht, und tadelt ihn beim Abendessen, weil sein vis-à-vis ihn tadelt. Er sagt in einem Athemzuge Ja und Nein auf eben dieselbe Sache zu zwei verschiedenen Personen. Ein solcher Allerweltsmann lieset vor, macht Kartenkunststücke, putzt die Lichter, stellt die Stühle zurecht, gibt Gesellschaftsspiele an, findet alle Dilettanten himmlisch, und macht sich heimlich darüber lustig; er geht aus einer Gesellschaft in die andere, wie eine Münze ohne Gepräge, meint des Morgens, was sein Nachbar zur Rechten meint, und am Abend beschwört er dem Nachbar links das Gegentheil. Er dringt sich angekommenen Künstlern und Künstlerinnen auf, besorgt ihnen

Lohnwagen, Visitenkarten, führt sie in Zirkel ein, macht Parteien für sie, wirbt Claqueurs für sie, betreibt die Insertionen, küßt ihnen zehntausendmal die Hand u. s. w. Ein solcher Allerweltsmann hat immer ein Lächeln für Jedermann, und wenn er den Rücken gekehrt hat, zuckt er die Achseln; er ist das Organ von Gesellschaften, er widerspricht nur solchen Sachen, von denen er haben will, daß sie stark behauptet werden sollen; er beleidigt blos, um rührend abzubitten. Ein solcher Allerweltsmann ist wie eine Serviette, für Jedermann; ein Rechenpfenning, der heute für diesen, morgen für jenen zählt; ein leerer Spiegel, der stets das zurücksehen läßt, was in ihn hineinschaut; seine Seele ist wie gesottene Butter, sie nimmt jeden Eindruck an, und rinnt sogleich wieder ineinander; sein Urtheil ist wie ein Botenläufer, der heute für diesen und morgen für jenen sich die Füße abläuft, und sein Herz ist wie ein Durchhaus, das Alles durchpassiren läßt, und nichts festhält. Ein solcher Allerweltsmann ist beliebt, denn er bezeugt Alles, wozu man ihn aufruft, und von einem solchem sagt Madame A. zu Madame B.: „Kennen Sie den Herrn X.? Das ist ein lieber Mann! die Gütigkeit selbst!“ Und Madame A. erwiedert: „O ja, ich kenne ihn, ein gemüthlicher Mensch! Morgen Mittag wird er bei mir essen!“

---

2.

## Der weibliche Wildfang und die männliche Kokette.

Alles in der Natur und im Leben scheint ausgetauscht oder verwechselt worden zu sein. Der Sommer ist kalt, der Winter warm, und unsere Tage sind finster, die Nächte erhellt; die Weiber sind männlich, und die Männer weibisch; daher tragen die Damen Reitkleider und die Männer Damenmäntel. Wenn ich nicht hörte, daß Sybilla Fräulein genannt wird, ich würde sie Musje heißen, und wenn ich nicht hörte, daß Midor Monsieur titulirt wird, ich würde

ihn nur Mamsell nennen. Sybilla steht des Morgens auf, und greift — nach dem Morgengebet? Nein! — nach den Tagszeitungen. Darauf zieht sie an — die Schürze? Nein! — die Schreibe-Ermel, und geht — in die Küche? Nein! — in das Schreibezimmer; da schreibt sie — einen Wäschzettel? Nein! — eine Rezension! Bald darauf spielt sie — Pianoforte? Nein! — eine Partie Billard; dann macht sie — Gurken ein? Nein! — den Rothen in's Eckloch. Darauf nimmt sie Lektion — im Tanzen? Nein? — im Fechten! Sodann ruft sie — der Haushälterin? Nein! — dem Reitknechte, und setzt sich — an den Nähtisch? Nein! — aufs Pferd, und eilt hinaus — in die Speisekammer? Nein! — in den Prater! Nachdem sie ein Paar Stunden in kurzem Trab, in gestrecktem Galopp, und auch ventre à terre geritten, wobei dem zarten Mündchen alle Kunstwörter der edlen Stallkunst entschlüpften, gehts nach Hause. Am Tische trinkt sie ein paar Gläser Wein, prüft ihn mit einer Kennermiene und mit der Zunge schmeckend. Abends klatscht sie im Theater, wie ein Mann, und ruft laut: „Bravo!" oder spielt eine Partie Whist oder Hazard, und liest noch im Bette ein Buch über die Dressur der Pferde! Soll man nun ein solches Wesen Mamsell oder Musje nennen?

Das männliche Geschlecht, entrüstet darüber, daß die schwachen Wesen, Frauenzimmer genannt, sich ihrer Weiblichkeit ganz entäußernd, zu Männern, Reitern und Jägern ausbilden, rächen sich dadurch, daß sie sich selbst zu Frauenzimmern umbilden, und manche unserer jungen Herren haben die Manieren des weiblichen Geschlechtes so eigen, daß sie es zur Virtuosität darin gebracht haben. So gibt es eine Anzahl junger Leute, die förmliche Koketten sind. Wir wollen Melindor in wenig näher betrachten, und wir bemerken alles an ihm, was wir an einem Frauenzimmer mit dem Namen Kokette bezeichnen. Melindor will ausgehen, (wir wollen einen Blick in die Werkstätte seines Seyns und in sein Ankleidezimmer werfen) Jean und mehrere Stühle sind vollgepackt mit Kleidern! das Halstuch und die Nadel ist endlich in Ordnung; nun wird die Weste angezogen, wieder ausgezogen, eine andere probirt, eine gelbe Unterweste zu einer weißen Oberweste, oder eine weiße Unterweste zu einer schwarzen Oberweste u. s. w.; die Uhrkette wird um

den Hals geschlungen, und durch ein Westenknopfloch gezogen; noch wird sie zu wenig gesehen, sie wird also in ein anderes Knopfloch gezogen; nun bildet sie aber keinen Zirkel über der Weste; sie wird also noch einmal durch's Knopfloch und durch den Kopf der Busennadel gezogen, und die geheimnißvolle unwiderstehliche Chiffre ist fertig. Der Leibrock sitzt endlich auch, und von dem Taschentuche wird der gestickte Zipfel hervorgesucht, und mit einer Rückendrehung nach dem Spiegel so postirt, daß er aus der Tasche wie ein Täubchen aus dem Neste hervorguckt. Ein gelber Handschuh wird angezogen, der Hut aufgesetzt, umgedreht, abgepustet, noch einmal in den Spiegel geguckt, und Melindor geht aus. Auf der Straße wird in Conspectu populi noch in den andern Handschuh hineingeblasen, und derselbe sanft auf die Finger gezogen. Nun geht Melindor — kokettiren. Er geht durch die Jägerzeile; drüben gehen zwei Damen, er schlängelt schnell hinüber, wirft ihnen einen Diagonalblick zu, zieht den Handschuh von der Hand, und haucht, wie in Gedanken, seinen Siegelring an; er geht einige Schritte vor den Damen, um seine Taille zu präsentiren, grüßt einige Damen, die vorübergehen, ohne sie zu kennen, und blickt noch einmal nach den Damen zurück. Plötzlich sieht er auf der andern Seite ein Frauenzimmer, das zufällig nach der Seite hinsah, wo er ging. Das war ein Wink! Er schwebt hinüber, umzüngelt sie, zieht das feine Taschentuch bei dem Zipfel heraus, und entfaltet seine Weisheit. Darauf geht er vor ihr, dreht die Steine seiner Ringe nach der flachen Hand, legt diese nachlässig auf den Rücken, und läßt das Feuer der Steine für sich sprechen. Da lächeln drei Damen an einem Fenster in der ersten Etage. Das galt ihm, er hüpft, die Füße hübsch auswärts, über die Straße, und präsentirt sich bei dem Fenster. Zum Glücke kömmt ein Bettler, und zum allererstenmale fühlt er sich bewogen Almosen zu geben, blos um da verweilen zu können. Er zieht erst die Handschuhe ab, dann ein seidenes Börschen heraus, und macht es langsam auf, sucht die kleinste Münze, und läßt sie graziös in die Hand des Armen gleiten. Dabei läßt er wohlweislich seinen Handschuh fallen, um den Fensterdamen seine Tournure beim Aufheben zu zeigen. Aber das Hauptmanöuvre einer solchen männlichen Kokette ist Abends im Theater. Melindor steht da, die

gelben Handschuhe wie zwei Glaslaternen immer vor sich erhoben, wie ein aufwartender Bär. Nun kömmt das Opernglas, das wird erst mit dem weichen Taschentuche zart zwischen den Fingerspitzen abgestäubt, dann wird es zwischen die zwei Finger genommen, während die andern drei gespreizt abstehen. Rechts sitzt eine Dame, links ein Mädchen, gegenüber mehrere Damen, und weiterhin sind auch mehrere niedliche Gesichtchen. O, du armer Herr Kokette! Wo blickst du zuerst hin? Wo verweilt dein Blick am längsten?! Jeden vorüberschweifenden Blick hält er an, und glaubt, er sey an ihn spedirt, und immer streicht er sein Lockenköpfchen, das wie eine verlorne Schildwache auf dem Gehirne steht nach jener Gegend hin, in der er mit Jemand zu kokettiren glaubt. Im Zwischenakte geht er auf die andere Seite und läßt die gelben Handschuhe vis-á-vis hinüberspielen und blitzen. — Selten sieht er auf die Bühne, immer nach dem Publikum, noch seltener lispelt er jungfräulich ein dünnes „scharmant.“ Er hüstelt und nimmt ein Bonbon aus der Tasche, oder er nimmt ein Flacon vor die Nase, daß sich der Geruch durch das ganze Haus verbreitet, und ein seliges Lächeln lagert sich auf sein leeres Gesicht, wenn die Damen es zu bemerken scheinen. Wenn das Stück zu Ende geht, schlägt er sich den Rockkragen in die Höhe, denn sie — daß heißt, er hat zarte Nerven, und ist empfindlich gegen die Zugluft. Bevor er herausgeht, hält er es für Schuldigkeit, noch mit einem Rundblick von allen Damen Abschied zu nehmen; darauf geht er nach Hause und zieht behaglich die gelben Handschuhe aus, mit deren Spiel er heute sehr zufrieden war. Nun aber frage ich: Soll man eine solche männliche Kokette „Musje,“ oder „Mamsell“ nennen?

---

3.

## Die männliche Schöne.

„Eine Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheinet
lieblich dem Herzen, dem Auge lieblich erscheine sie stets.“
Schiller.

Schönheit ist das Gnadenband der Natur, der Freibrief der Schöpfung, ein passe-par-tout des Lebens. Allein Schönheit ist eben wie ein Empfehlungsschreiben, blos die Gelegenheitsgeberin der ersten Bekanntschaft; derjenige, der diesen Brief mitbringt, muß dann ihn selbst erst rechtfertigen, sein Geist, sein Herz, seine Gesinnungen, sein Betragen, kurz sein ganzes Wesen muß auch schön sein, wenn er dem Empfehlungsschreiben entsprechen soll.

Schönheit allein ist ein Bild ohne Seele, eine Landschaft ohne Licht und Schatten, ein Himmel ohne Sonnen-, Mond- und Sternenlicht, eine Blume ohne Duft, ein Sommer ohne Frucht, ein Meer ohne Salz, ein Wechsel ohne Accept, ein Auge ohne Leben, ein Spiegel ohne Bild, kurz ein gemaltes Feuer.

„Bei des stillen Reizes Mangel
Zieht kein stilles Angesicht,
Denn der Bissen sonder Angel,
Lockt wohl, aber fänget nicht. —

Bei dem Manne ist Männlichkeit,
Bei den Frauen Weiblichkeit,“

jener stille Reiz, der den anziehenden Hacken an dem Angel der Schönheit macht. Weiblichkeit ist Lieblichkeit. Man sagt nicht: „das ist ein lieblicher Mann!“ eben so wenig wie man sagt: „das ist ein liebliches Schwert!“ aber man sagt: „das ist ein liebliches Mädchen!“ so gut wie man sagt: „das ist eine liebliche Blume!“ — Diese Lieblichkeit läßt sich nicht beschreiben, nicht andeuten, nicht malen, eben so wenig als sie sich erringen, erwerben, erhaschen oder erkünsteln läßt. Diese Lieblichkeit ist das Nadelgeld der ver-

schwenderischen Schöpfung an ihre liebsten Töchter. Sie ist die unschätzbare Mitgift für ihr ganzes Leben; ihr Brautkleid und Witwengehalt; sie ist die süße, herrliche Ausstattung ihres ganzen Daseins.

Lieblich kann das schöne Geschlecht nur dadurch sein, daß es unaffektirt weiblich ist. Weiblichkeit im zarten Sinne des zarten Wortes ist der feine Glanz, den eine Person des schönen Geschlechts auf dem Psyche-Flügel ihres Wesens trägt. Er wird nicht begriffen, nicht befaßt, aber er schimmert freundlich und wohlthuend, glänzend und doch einfach uns entgegen. Wo daher dieser Göttergürtel der weiblichen Anmuth in der Toilette einer Schönen fehlt, ist Schönheit nichts, als ein nichts geltendes Formular.

Hier sehen wir Azilia. Sie ist schön, wie eine Juno, ein rosiges Antlitz, durch zwei blitzende Augen beleuchtet, wird von dem Dunkel mächtiger Locken noch mehr gehoben; die Gestalt ist verkörperte Harmonie; sie besitzt dabei Geist und Wissen, aber es fehlt ihr Weiblichkeit, sie ist männlich, thut männlich und ringt nach Männlichkeit; und ihre ganze Schönheit steht da, wie ein prächtiger Göttertempel, in welchem ein fremdes Götzenbild verehrt wird, und wir bedauern blos, daß dieser Tempel so schön ist.

Azilia liebt alles Unweibliche. Sie fährt nicht etwa, nein, sie reitet, sie spielt nicht etwa Klavier, nein, die Violine; sie spricht nicht etwa, nein, sie donnert; wenn sie geht, so schreitet sie aus wie ein Feldwebel; wenn sie sitzt, so wiegt sie sich auf dem Stuhle, wie ein Mann; wenn sie spielt, so schlägt sie mit den Karten heftig auf den Tisch; wenn sie ißt, so ißt sie mit Hast; wenn sie trinkt, so leert sie das ganze Glas auf einmal; wenn sie disputirt, so fährt sie mit den Händen in die Luft, wie eine Windmühle; im Theater geht sie wie ein Mann von einem Sitz zum andern, stellt sich in den Zwischenakten auf und lorgnettirt umher, urtheilt laut viel; wenn sie tanzt, so betreibt sie es wie eine Arbeit, stundenlange, die tollsten Tänze, und lacht die Herren aus, daß sie früher ermüden als sie; ist sie in Gesellschaft, so nimmt sie auch eine Prise; in der größten Gesellschaft sitzt sie mit übergeschlagenen Beinen; im Konzerte applaudirt sie laut und anhaltend; wenn sie schreibt, so sind es kecke Züge mit langen, auslaufenden Strichen; ist eine Exekution oder Hinrichtung, sie muß dabei sein, und erzählt dann, wie

sie es bis zum letzten Augenblicke mit ansah; ihre Kleidung ist stets schreiend und von auffallendem Schnitt; sie ficht und schlägt, sie spielt Billard und Pharao, sie spricht wie verteufelt von Krieg und Türkenschädel; kurz Azilia ist — ein schöner Mann!

Ihre Tournüre ist scharf, eckig, ohne Rundung, ohne Grazie; ihre Stimme ist schroff, hart, ohne Milde, ohne zarten Wohlklang; ihr ganzes Wesen ist stark, bestimmt, ausgetrieben und Amazonenhaft, ohne Duft, ohne Zartheit, ohne Annehmlichkeit, ohne Reiz. Azilia hat Bewunderer, aber keine Verehrer; tausend Anbeter, aber nicht einen Liebhaber; man sieht sie denken und hört sie fühlen, aber man denkt und fühlt nicht mit, weil sie frevelnd aus ihren Grenzen getreten ist und eine Bilderstürmerin der sanften, zarten weiblichen Natur wurde. Azilia hat viele Courmacher, aber sie wird keinen Mann bekommen, denn es will jedermann eine Mutter, aber nicht noch einen Vater für seine Kinder.

---

## Offenes Sendschreiben an einen Tonkünstler.

Sie haben sich neulich tüchtig mit mir herumgezankt, und eine donnernde Rede über das heillose Treiben der jungen Poesie, wie Sie sich ausdrückten, gehalten. Sie schmähten die Romantiker wie die affektirten Klassiker, verlästerten Victor Hugo, verachteten mit Recht die Giftromane der Dudevant, wiesen auf das lyrische Schisma, welches bald Politik, bald Philosophie in die Poesie schmuggeln möchte, und schloßen mit den Worten:

Das ist ein Künsteln, ist ein Toben,
Ist ein Elend, eine Noth;
Erschlagen ward Apollo oben,
Und unten ist der Teufel todt!

Ich werde mir die Freiheit geben, diesen Angriff zu pariren, und benütze dazu die alte Finte, den Krieg in Feindesland zu spielen. Ich bringe in das Gebieth der Tonkunst, und demonstrire, wie folgt:

„Im Thale Schinear an dem Thurme zu Babel standen vor Jahrtausenden zornbleiche, hadernde Menschen, und konnten sich nicht verständigen, und zuletzt floß Blut. Da trat Jubal, der Erfinder des Saitenspieles vor — sie entschuldigen doch und vergeben dem Poeten diesen Anachronismus — und warf weiche, träumerisch flüsternde Klänge in die Wogen des Zornes; da glätteten sich die gerunzelten Stirnen, die geballten Fäuste lösten sich, und Stamm für Stamm zogen die künftigen Völker in kleinen Haufen nach Misroch und Marob, nach Osten und Westen. Die Sprachverwirrung hatte den Nationalsamen nach allen Welttheilen geschleudert. Seit dieser Stunde blieb die Musik die Weltsprache. Ist sie doch der Dollmetsch der Empfindung, und diese ruht in jeder Menschenbrust wie der Duft im Kelche der Rose.

Die Zeit bringt solche Rosen, sagt das alte Sprichwort, zuweilen aber auch mehr Dornen als Düfte, und ob dann ihr Geschenk noch wünschenswerth sei — that is the question! Giltiger ist ein andres Proverbium, das die alte Wahrheit enthält, die Sonne bescheine nichts Neues, oder mit anderen Worten gesagt, Alles wiederhole sich im Leben. In Folge dieser alten Wahrheit kehrten die Tage zu Schinear, die Hindufabel von der Seelenwanderung wurde zur Thatsache, die Sprachverwirrung zur Tonverwirrung. Euterpe hat den Parnaß verlassen, und thront dermalen in einem musikalischen Babel. Das ist die alte deutsche Schule, deren Banner der Mann aus der Pfalz auf dem Helikon aufpflanzte, und welches Panier sieghaft flatterte, bis seine „letzten Ritter,“ Beethoven und Weber, starben. Das musikalische Wien ist nun verwaiset, und vertanzt seinen Kummer, nach dem $^{3}/_{4}$ Takte der Walzerkönige Strauß und Lanner, welche den Elfen Oberon um sein Horn bestohlen haben, und nächstens, oder vielleicht auch erst nach ihrem Tode unter die Wilden gehen werden.

In Paris ruht ein alter Mann auf einem Divan, mit Notenpapier überzogen und mit Lorbeern bedeckt, und läßt sich bei dem

Lever erzählen, daß er der Schwan von Pesaro heiße und einen neuen musikalischen Koran geschrieben habe. Diesem Koran geht es übrigens wie dem Moslemitischen; es will Niemand mehr recht an ihn glauben. Die Italiener glauben zwar noch an den alten Allah: Melodie, aber sie neigten sich vor einem neuen Profeten. Der Moses der Halbinsel hieß Bellini; in seiner Seele lag ein Stück kandirter Gluck, und er hätte ein zweiter musikalischer Reformator werden können, aber er starb am Genuße unreifer Lorbeerblätter. In Berlin gab es in der neuesten Zeit gemischte Ehen, welche auch unter den Tondichtern viele Liebhaber fanden; aus diesem matrimonio mischiato entsprang die gemischte, oder wie E. T. A. Hoffmann sagen würde, die schattirte Musik, und der erste Vater, der sich eines chamäleonartigen, übrigens bildschönen Wunderkindleins erfreute, war der Berliner Jakob Mayerbeer. Das Kind wurde ein Riese, das, friedlicher gesinnt als die alten Titanen, den jüngsten Zevs auf den Thronstuhl des musikalischen Olymps in der Seinestadt setzte. Darüber ärgern sich die französischen Klangbonboniers; nur Einer blieb gelassen und ist seines Purpurs sicher; er denkt an den Feuerberg in Süden und an den kronenfischenden Bruder der Stummen von Portici.

Nun haben wir noch in Deutschland tüchtige Tondichter wie Lindpaintner, Spohr u. s. w., die wie Gränzbewohner mit einem Fuße in der alten Schule, mit dem andern Beine in der neuen Akademie geboren wurden. Ein Mitglied der Pariser Akademie will auch noch den musikalischen Ton angeben, und schlägt bei seinem Rückzug den Marsch, bei dessen Klängen auf den Befehl des Cortez die Mauern von Terochtitlan einstürzten. Seine Nachhut bedrängen die Nachfolger Haydn's in modernen Siebenmeilenstiefeln unter Anführung des Enkels des großen Mendelssohn.

Nun frage ich, geht es dem musikalischen Anfänger oder Laien um ein Haar anders wie dem Lehrling unter den Philosophen, der nach Schiller sagt:

„Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt?"

Er will kein Fetischanbeter sein, und unter den blinden Götzendienern zu dem wahren musikalischen Glauben kommen. So treiben es die Tonkünstler, welchen Aufkläricht schütten uns erst die ausübenden Tonkünstler vor die Schwelle. Die Nachtigall aus Bergamo ist

sangmüde geworden, die schöne Maria, die unvergeßliche Malibran hat sich für die Kasse ihres Gatten zu Tode gesungen; ihre Nachfolger sind wie die Vögel des Waldes — jede Kehle hat einen andern Klang und eine eigene Manier. Die Klavierspieler schnallten sich noch zehn Finger an, und überbrausen ein vollstimmiges Orchester; die Violinisten schnitten vier Saiten von der Fidel, und spielen wundersam auf einer Saite; das Waldhorn ist ein Seiltänzer geworden und als Bajazzo unter den Instrumenten schnarrt die Holzharmonika. In Aachen wurde sie nur scheinbar begraben, als der arme polnische Jude starb; denn das Stroh auf ihr ist ein bezauberter Besen, der von selbst lyrisch tänzelt. Kurz die Musik wurde nie häufiger betrieben als in der Gegenwart, aber nie auf eine tollere, chamäleonartigere Weise.

Wahrlich, es ist die höchste Zeit, daß bei den tausend Dialekten und Jargons, die man in dem musikalischen Babylon spricht oder besser gesagt, singt, daß ein neuer Jonas auftrete, der da zu sprechen hätte: „Hört mein Organ. So klang die reine Mundart eurer Väter. Thut Buße und streut Asche auf euer Haupt, sonst wird Babel zum Ninive, das Apollo in seinem gerechten Zorn sicher nicht verschonen wird!“ Wo ist aber dieser Profet mit dem donnerstimmigen, alle Dissonanzen überbrausenden Organ zu finden? Wo lebt dieses reformirende Genie? Das Echo sagt: „Nie!“

Sie sehen also, mein Freund, daß ihr Tonkünstler uns Wortdichtern nicht viel vorzuwerfen habt, und daß ich daher mit vollem Recht ihren Handschlag zu erwarten habe, wenn ich spreche:

Soyons amis Cinna!

# Das Wiener Fuhrwerk.

## 1.
### Karosse.

In Karossen fährt Noblesse,
Edle nur und Elegante,
Manche unbekannte Größe,
Mancher große Unbekannte.
Wagen sinds von allen Formen,
Wechselnd stets nach Modenormen,
Treſſenrock und Mohrenjacke,
Nach dem neuesten Geschmacke,
Herr muß auf die Pferde schlagen,
Diener sitzt kommod im Wagen.

## 2.
### Fiaker.

Schnell und sicher fährt Fiaker, stets bereit in jedem Wetter,
Und es freut sich drob die Menschheit und die kleinen Liebesgötter.
Edler wird gewiß ein Jeder, den zur Fahrt Fiaker laden,
Denn sie sagen auch zum Schneider freundlich: „Fahr'n mer euer Gnaden?“

## 3.
### Omnibus.

Menschen, Hunden, Katzen, Vögeln, Allen heißt es, Allen offen,
Schachteln, Bündeln, Körben Flaschen, Manchem auch — vom Wein betroffen! —
Kleinen Kindern, noch in Windeln, sündlichen Cigarrenschmauchern,
Träumend hektisch zarten Wesen, die da keifen mit den Rauchern.
Aber schnell wird expedirt, denn es geht wie angeschmiert,
Wie man nur hinaufgeklommen, ist man auch schon angekommen.

## 4.
### Postwagen.

Wer da reiset im Postwagen,
Kommt zuweilen auch post festum,

Dennoch läßt von Diligencen
Sich im Ganzen Gutes sagen.
Menschen sind auch Postillone,
Haben auch für's Trinken Sinn,
Und entschädigt für den Schwager
Nicht oft manche Schwägerin?

5.

Eisenbahnwagen.

Von dem Netz der Eisenbahnen
Ist die Welt nun bald umhängt;
Eins dem andern zum Gewinne,
Und der Wagen ist die Spinne,
Die gewiß im schönsten Sinne,
Statt der Fliegen Menschen fängt.

6.

Zeißlwagen.

Rastlibindli und Kroaten,
Handwerksburschen und Soldaten,
Höckerinen, Wäscherinen
Sitzen recht gemüthlich drinnen.
Wohlfeil kommt es für die Börsen,
Hoch zu stehn nur den — Reversen
Von den braven Passagieren,
Wenn sie das Hopp hopp verspüren. —

7.

Bierwagen.

Wehe! wenn sie losgelassen, wachsend ohne Widerstand,
Aus der Gasse nach der Gasse wenden sich um Eck' und Wand!
Denn die Stadtfußgeher hassen dieß Gebild der Brauershand.
Durch der Straßen lange Zeile dehnt es sich wie eine Meile;
Keinem Hast'gen kann auf Erden irgend Etwas länger werden,
Länger Keinem, der schon trinken will, der Weg nach Liesing dünken!

8.

Kälberwagen.

Dumme Kinder dummer Eltern, muß der Mensch sie dennoch preisen,
And're sind nicht zum Genießen, aber Diese kann man speisen.

9.

Mistwagen.

Dieser Thät'ge führt so Vieles, daß man ordentlich gerührt ist,
Dennoch findet man in Büchern, daß nicht Alles noch verführt ist.

10.

Todtenwagen.

Die Welt soll von Euch nur Gutes sagen?
Dann legt Euch in den — Todtenwagen.

F.

---

## Lokal-Charaden.

1. (Dreisylbig.)

Ein Ellenritter quälte sehr
Die armen ersten Beiden,
D'rum wollten sie nicht länger mehr
Das arge Treiben leiden;
Sie sehnten nach der dritten sich,
Und warfen d'rum den Ritter,
Gerade als sein Liebchen schlich
Zum kleinen Fenstergitter,
Gewaltsam mitten in den Koth
Der wohlbekannten Gasse,
In der das Ganze steht, und roth
Vor Scham, mied er die Straße.

2. (Viersylbig.)

Erstes Paar.

»Bleiche Schwester, Deine Schande
Lösch' ich aus im Blut!« —

Also sprach am Meeresstrande
Einstens ich voll Muth.

Zweites Paar.

Ueber mich in Viertelstunden
Hüstelnd Mancher schlich,
Der vor Jahren in Sekunden
Uebersprungen mich.

Das Ganze.

„Köchin, willst Du nicht verweilen?“ —
„„Herr, sind Sie ein Christ?““ —
„Ueber's Ganze muß ich eilen,
Weil heut' Fasttag ist.“

Ig. G—d.

Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.

---

# Auflösung

der Lokal-Charaden im 4. Hefte des „Wiener Volksgartens“:

Nr. 1. Jägerzeile. — Nr. 2. Schönbrunn.






Bilder-Beilage zum Wiener Volksgarten.

# Modernes Leben im Reich der Thiere.

## Eine Reihe von Humoresken aus der Thierwelt,

von M. G. Saphir.

---

### 1.

### Redaktions-Geflügel.

(Hiezu eine Bilder-Beilage.)

Der Mensch, seine Thorheiten und seine Kleider wechseln alle Augenblicke, aber sie sind im Grunde stets dieselben! Sie kehren im reichen Zirkelgang wieder! Die Kleider-Kiste und die Thorheiten-Kiste werden am Ende umgestürzt, was unten war, kömmt wieder ans Tageslicht herauf, und so ins Unendliche!

Auch die Satyre über die Thorheiten der Welt wird am Ende wieder nur ein Schondagewesenes! Der Mensch, dieser ewige lebendige Kleider- und Satyren-Stock wird nach dem Ablauf einer gewissen Zeit wieder der Träger derselben Kleider und derselben Satyre, die er schon einmal als abgetragen und außer Mode in die Kiste gepackt hat.

Kleider machen Leute, Satyre macht Menschen! Aber wie wenig Leuten stehen Kleider gut, und wie wenig Menschen steht die Satyre gut! Es ist eine schwere Kunst, Satyre gut zu machen, aber es ist eine noch schwerere, eine liebenswürdige Kunst: Satyre gut zu tragen!

Unter allen Nationen tragen die Franzosen die Satyre am elegantesten, am ungenirtesten, und die Deutschen am unbeholfensten, am

unwirschesten! Wenn man einem Deutschen das kleinste, das feinste, das reizendste Stückchen Satyre an den Hals hängt, geberdet er sich wie ein Wildfang, dem ein Halfter übergeworfen wird, wie ein zum ersten Mal gejagter Ur! Das ist die einzige Feinheit der Deutschen, daß sie eher eine Ohrfeige annehmen, als ein Epigramm, eher einen Rippenstoß, als ein Bonmot, eher einen Ueberfall, als einen Einfall.

Lassen wir also die Deutschen und die Menschen ganz aus dem Spiel. Lassen wir das unbefiederte Gabelthier gehen, welches vor den Thieren Sprache und Verstand voraus hat, und halten wir uns an die Thierwelt, welche anstatt der zwei Gaben: „Verstand und Sprache" „zwei Füße" oder „zwei Flügel" vor dem Menschen voraus hat, mit denen sie aber auf jeden Fall weiter und höher kömmt, als der Mensch!

Der Verstand wär schon gut, und die Sprache auch, wenn nur die vielen „Verstandeslosen" und „Sprachlosen" nicht wären! Wenn der Himmel hätte ahnen können, welch endloses, konfuses Zeug die Menschen über den Verstand sprechen und unter Sprache verstehen werden, er hätte den Menschen gewiß andere Vorzüge vor der Thierwelt eingeräumt, z. B. Clavierspielen und Charadenmachen!

Doch genug schon! Nichts mehr von Sprache, nichts mehr von Verstand! Blos Satyre, ohne alle Rücksicht auf Sprache, auf Verstand, wie man sie jetzt trägt.

Ich sage es meinen Lesern jetzt deutlich und klar, das was jetzt kömmt, ist Satyre, und wenn es der Leser am Ende doch nicht gemerkt hat, so ist dies nicht meine Schuld, ich habe ihn ja, so zu sagen mit der Lesenase darauf gestoßen!

Es geht uns jetzt mit unserer Satyre und unserem Humor wie mit den eleganten Boutiquen, in der Auslage ist Alles, im Gewölbe selbst gar nichts; im Titel unserer Aufsätze ist stets Alles, im Aufsatz selbst gar Nichts.

Welche ehrliche deutsche Biederkeit, gleich oben über den Aufsatz zu setzen: „Humoresken" — „humoristisches Genrebild" — „satyrisches Kalleidescop" — „launige Erzählung" — u. s. w. u. s. w.

Da braucht der Leser nicht erst zu rathen, und zu spintisiren: „Ist dieses Humor? Ist dieses satyrisch? Ist dieses launig?“ Es steht ja oben was es ist, der Verfasser sagts ja selbst, und der Verfasser wird doch eher wissen, was der Leser gelesen hat, als der Leser weiß, was der Verfasser geschrieben hat?!

Also Leser, was du jetzt lesen wirst, ist Satyre, ich sag dir's gleich, damit du mirs nicht hinterher abläugnest! So ein Leser ist im Stande und lies't einen Artikel, über welchen ich aus Vorsicht mit deutlichen Lettern setzen ließ:

„Humoresken u. s. w.“

lies't ihn bis ans Ende und sagt dann: „da ist ja gar kein Humor darin!“ — Gehorsamer Diener! das kann Jeder sagen! Das gilt nicht! Da oben steht einmal „Humoresken“, also muß es humoristisch sein! Schau einmal ein Mensch den Leser an! Schau einmal der Leser die Menschen an! Sie wollen im Aufsatz selbst auch noch Humor! Wenn ich den Humor in den Aufsatz hinein haben will, werde ich kein Narr sein, und werde noch oben auf setzen: „Humoresken!!“ Doch genug jetzt, wenn man bei Allem, was man schreibt, auf den Leser Rücksicht nehmen wollte, so könnte man bald kein Wort mehr schreiben, welches vielleicht die meiste Rücksicht für den Leser, id est, Nichtleser bewiese! also, noch einmal:

„Humoresken aus der Thierwelt.“

Wir hätten große Lust diese Humoresken mit dem Artikel:

„Leser!“

zu beginnen, allein wir lassen dieß bis ans Ende und da die moderne Nächstenliebe: Satyre, wie jede Nächstenliebe, bei sich selbst anfängt, so beginnen wir bei dem

„Redaktions-Geflügel.“

Dazu ist nun das Federvieh vorzüglich ausersehen und berufen. In der Feder ist die Federkraft der Welt. Die Feder ist die Feder in der großen Weltenuhr, und man weiß darum jetzt nicht wie viel die große Weltenuhr geschlagen hat, weil sie zu viel Federn

hat! Man könnte sagen die ganze Welt steht jetzt zu spät auf, denn sie kömmt gar nicht aus den Federn! Seitdem die Gänse mit ihrem Geschrei eine Stadt gerettet haben, haben sie mit ihrem Kiel tausend Städte zu Grunde gerichtet. Ja der Flügel, mit welchem der Genius der Zeit die Welt überflügelt, steckt voll Gänsefedern.

Also das Federvieh hat sich hier zu einer Redaktion constituirt.

Als Hauptredakteur präsentirt sich uns ein possirlicher Kakadu. Dieser Klettervogel auf dem Baume der Literatur lebt wohl in der heißesten Zone der belletristischen Erde! Die Natur hat diesem Kakadu den behaubten Schopf in gütiger Berücksichtigung des Umstandes verliehen, da kein Vogel so oft beim Schopf genommen wird, als ein Redaktionsvogel, zumal wenn er ein Spaßvogel dazu ist!

Hinter dem Herrn Redakteur Kakadu sitzt der Hahn, als Flügel-Adjutant; der Hahn ist eben beschäftigt, „Auszüge“ zu machen, Auszüge aus verschiedenen Zeitungen; aus welcher und von wem die Auszüge sind? da kräht eben kein Hahn darum! Ein solcher Redaktions-Compilator, ein solcher Auszugs-Mann ist ein wahrer Hahne-Mann, indem er lauter Tröpfchen und Kügelchen zerzweiet und damit die Bulimine der Leser kurirt. Ein solcher Auszugs-Hahn, der wie jeder Hahn, die Augen zudrückt, wenn er kräht, und daher nicht wissen kann, von wo und von wem er auszieht, ist oft Veranlassung zu großen Hahnengefechten, und da fast jede Redaktion einen solchen Hahn hat, so ist's oft eine Weltenschlacht, in welcher sich die Ausziehenden und Ausgezogenen mörderisch balgen, und im Grunde ist doch das ganze Redaktionswesen auf einen Schlag, auf den Hahnenschlag nämlich, das Ganze lebt vom Ausziehen und Ausgezogenwerden, und wenn die Deutschen nichts hätten zum Ausziehen, so hätten sie auch bald nichts zum Anziehen.

Nun kömmt das Redaktions-Geflügel pèle-mêle, als ob sie bei den „drei Raben“ säßen, und ein „Rabe“ macht sich sogleich als Rezensent über Tenorstimmen geltend.

Ob dieser Rabe ein Rezensent ist oder nicht, oder ein Tenorsänger selbst, lassen wir dahin gestellt sein, denn wir hören jetzt Raben krächzen, die schon vor zwanzig Jahren von ihrem Tenor nichts übrig hatten als ein gewaltiges Heldenspiel in den zwei ausgespreizten Armen.

Die andern Exemplare des Redaktionsgeflügels erklären sich wohl von selbst, und ersparen uns die Mühe. Sie bringen alle ihre Beiträge in's Redaktions-Büreau, ob aber ihre Beiträge gut sind, ob sie angenommen werden, und ob sie Honorar bekommen, das alles sind Redaktionsgeheimnisse, und wir dürfen nichts ausplaudern, indessen so viel können wir durch die Federspalte den Leser sehen lassen, daß sämmtliches beitragendes Geflügel mehr Federn in der Redaktion lassen als für sich behalten wird!

---

# Im Volksgarten.

Eine alltägliche Geschichte, von Levitschnigg.

Ich bin kein sonderlicher Freund von den sogenannten eleganten Promenaden, auf welchen die Schönheiten der Kaiserstadt mit den Blumen rivalisiren, und die Löwen der Mode den Schmetterling an Glanz und Flatterhaftigkeit übertreffen. Sie erinnern mich zu stark, diese Promenaden, an den Bazar in Kairo, wo die rothharige Tochter Cirkassiens und das sonnverbrannte Kind Abyssiniens die Schönheitsrevue als Freiwillige wider Willen passiren müssen, und oft an einen alten, abgemagerten Haremiten mit vollem Geldbeutel und zahnloser Liebe licitando verkauft werden. Ich meine, daß die Morgenländerinnen noch obendrein vom Schicksale, von ihrem Schicksale nämlich, begünstigt werden; was da schön ist, geht um den höchsten Preis weg — das dolce far niente, die Sieste voll süßer, goldner Träume und flauer, erbärmlicher Wirklichkeit im Seraile ist jedem reizenden Weibe gewiß, verbrieft und besiegelt. Bei uns ist diese Gewißheit keine newtonische, und die Zeit, die Runzelnerfinderin und Rosenblanchisseuse flüstert zuletzt so mancher einst stadtberühmten Schönheit höhnisch ins Ohr: „Geh' in ein Kloster, verblühte Ophelia, und dies bald!" Wie gesagt, ich bin kein Freund eleganter Promenaden.

Neulich trieb mich die Alte überall und nirgends aller Weltstädte, die Langeweile aus Uebersättigung an allen Genüssen und Freuden, an allem Honig und Duft des Lebens Abends in den Volksgarten.

Ich hatte ihn um diese Tagesstunde, eigentlich um diese Dämmerungsstunde seit vielen Jahren nicht betreten. Sage Euch, fühlte mich auf Ehre ganz fremd, unheimlich, also stark unbehaglich bei der eben mit gesunden Augen und kranken Lorgnetten beginnenden Schönheitsmusterung. Ich zog auch meinen Taschenspiegel hervor, und wollte meine grauen Haare zählen, die ich gottlob nicht besitze, und gotthoffnung erst in mehreren Olympiaden bekommen werde. Was sollte dies Manöuvre? Ich kam mir entsetzlich alt vor, kannte ich doch keine einzige der reizenden Landsmänninnen, und kein verstohlenes Lächeln, kein Zeichen des Wiedersehens, des Wiedererkennens spielte um irgend eines Mädchens rosige Lippen. Ich stand unter dem jüngsten Nachwuchse, der eben die Kinderschuhe ausgezogen, und die junge Brust dafür in das heillose Mieder gepfercht hatte. Die Ueberwinderin der Welt, die sieghafte Amazone par excellence, Frau Venus — als Göttin wurde sie noch in den letzten Tagen von Hellas mediatisirt — sandte ihre junge Garde in dichter Colonne gegen die geschniegelten, parfümirten Dandy's, diese Plänkler im Heere der Liebe, die heute dort fechten und morgen auf der entgegengesetzten Seite das Tirailleurfeuer verliebter Blicke unterhalten.

Wo aber weilte die alte Garde der Liebesgöttin, gegen welche ich selbst vor Jahren im Felde gestanden und gelegen war, und dies, wie ich mir schmeichle, mit Ehren, nicht ohne den Orden des blassen Gesichtes und der Falte auf der Stirn? Wo blieben jene gefeierten Schönheiten, um deren freundliches Lächeln, verstohlenes Nicken vor wenigen Jahren ein Heer von schlachterprobter Liebesritter gerungen und gekämpft hatte? Arme alte Garde! Die Zeit hat deine festgeschlossenen Glieder schmählich gelichtet. Viele Garden fanden die Schlacht an den Pyramiden und den Untergang in der Gluth der Wüste, in der Treibhaushitze der Tanzsalons, und der Trommelwirbel, der sie in den Tod jagte, der Trompetentusch, der sie wie schlechtes Kanonenfutter in das Grab beorderte, waren die Klänge des stürmischen, deutschen Walzers und die Wiligesänge nach dem Takte der wüthenden Gallopade. Auch an der Berezinabrücke der Eroberungssucht verkrüppelten tausend weibliche Reize, und die Koketterie war das trügliche Eis, auf dem die gediente Soldateska der meerentstiegenen Griechin aus dem Schritte kam, und mit dem Schritte die Ordnung und den Sieg verlor. Die Meisten

ereilte die Vergeltung bei Watterloo; Gott Hymen sprengte das Quarree, und die stolze Losung: „La garde meurt, la garde ne se rend pas,“ wurde eine neue Lüge.

Mir war ganz erbärmlich zu Muthe, und ich hätte an dem Fetisch, welchen Voltaire der Zeit mit der Inschrift: „à celui, qui console“ weihte, unmöglich mein Knie beugen können. Ich hielt mich beinahe für den nie rastenden Ahasver, der theilnahmlos unter lauter wildfremden Gesichtern herumwandelt, und dessen Auge „längst sein Fenster zugeschlagen hätte, müßte es nicht dem unstäten Fuße leuchten.“ Ich würde mich für ein bekanntes Antlitz ohne Bedenken in das größte Unglück gestürzt haben, ich hätte es selbst ins Leben gerufen, verfertigt dieses Unglück. Ein Räthsel? O nein. Die Sache ist einfach und klar. Ich nannte einmal in einer aufrichtigen Stunde in meinem poetischen Glaubensbekenntnisse die Lyrik das ewige Mädchen aus der Fremde, das Gebilde aus Himmelshöhen; das Epos galt mir als das Siegel an dem Unsterblichkeitsbrief eines Helden, das Trauerspiel hieß ich den Cypressenkranz am Grabe der Geschichte, und das Lustspiel, wie es heute zu Tage im Allgemeinen betrieben wird, war mir die Parole, an der sich die guten Leuten erkennen, welche sich für Dichter halten, aber keine sind. Dann kam noch der Roman als die geistreichste Unterhaltung geistloser, aber mit Geistern gesalbter Weiber, ferner die Novelle als sehende poetische Ader, die Jedermann ohne Gefahr besitzen und pflegen kann, indem mit ihr alle poetischen Gemüthsbeschwerden, alle für das gewöhnliche Leben gefährlichen Träumer beseitigt werden. Zuletzt grins'te mir das Gelegenheitsgedicht freundlich entgegen, und da rief ich nach kurzer Ueberlegung wie der Verfasser der Reisebilder: „Das ist bloß ein Unglück!“

Also dieses Unglück, nämlich ein Gelegenheitsgedicht hätte ich auf das nächste, beste bekannte Gesicht verfertigt. Lupus in fabula! Täuscht mich mein Auge? Diese hohe Gestalt sollte ich kennen? Ein blasses Gesicht — einst war es freilich roth wie die Rose am Morgen — ein blaues, kühnblickendes Auge — einst war es blau und bescheiden wie das Veilchen im Moose — ein fester, fast männlicher Schritt — einst erinnerte er an die griechische Tänzerin, welche über Blumen lief, ohne sie zu knicken! Selbst die blonden Locken waren durch die Scheere der Zeit gelichtet worden, und hatten einen fremdartigen Glanz. Vegeta-

bilische Pomade willst du das mählige Ergrauen verhüllen? Mein Auge hatte mich getäuscht? „Nein,“ rief mein Herz, o sie war es dennoch.“ Armes Kind, verblühte Schönheit, eine Thräne muß ich dir weinen, klingt es auch strafend in meiner tiefsten Brust: „Tu l'as voulu!“

Ich will euch die Geschichte, die ganz gewöhnliche Lebensgeschichte dieses Mädchens erzählen, das in der letzten Zeit nur ungern am St. Stephansdome vorübergeht. Mütter und Töchter spiegelt euch in diesem Bilde! Leila, um einen fremdländischen Namen zu wählen, und mit diesem jeden Verdacht einer Geißelung eines wirklich lebenden Originales abzuwälzen, Leila erblickte das Sonnenlicht in keiner Bettlerhütte, und das Glück legte manchen Silberbarren an ihrer Wiege nieder. Ich sah sie zum ersten Male im Volksgarten als vierzehnjähriges Mädchen. Die äußere Erscheinung war über alle Beschreibung liebreizend, wundersam anmuthig. Wer die Lewana von Jean Paul gelesen, bedarf auch keiner Schilderung. „Er denkt an eines jener kindlichen Wesen, die besser sind als wir Erwachsenen, und denen schon der Herr das Himmelreich zusicherte, deren Anblick uns Sinn zu haben lehrt für die einfachen Freuden und Leiden des Kindes, und ganze Zauberländer längstentschwundener Glückseligkeit und rührender Menschenmilde vor das innere Auge zurückführt.“ Aber im kindlichen Herzen wucherte bereits der böse Samen der Gefallsucht, und die thörichte Mutter nährte ihn, statt ihn auszujäten. Die blöde Kleine befrug jeden Morgen den Spiegel, theils ob sie hübscher, theils ob sie größer geworden sei. Wachsen war ihre einzige Sorge und darüber vergaß sie, das märchenhafte Glück der Kindheit zu genießen, um das man im Alter heftiger, schmerzlicher weint als um den Tod seiner ersten Liebe. Der Volksgarten war das erste Schlachtfeld, auf dem sie ihren Liebreitz erprobte. Ein Männerblick, der mit Wohlgefallen auf dem hübschen Kind verweilte, machte sie selig, und ihr heißester Wunsch war ein wolkenloser, heiterer Abend — getödtet im Volksgarten.

Das Kind wurde zur Jungfrau, und ihre Schönheit kam in die Mode. Tausend Stutzer umgaukelten die rührende Gestalt, ein Heer von Anbetern zog an ihrem Triumphwagen, und wenn sie um die neunte Stunde aus dem Volksgarten zurückkehrte, sprach sie stolz wie Cäsar: „Ich kam, ich sah und siegte!“ Sie war die Königin auf so manchem Balle, und selbst ein Dichter nahm zu ihren Füßen Unter-

richt im Wahnsinne. Er wurde unglücklich, er machte ein Gelegenheitsgedicht auf ihre Reise, und ein Redakteur war noch unglücklicher, denn er ließ es drucken, und verlor dadurch zwanzig weibliche, bereits etwas alternde Abonnenten. Sie aber schwebte im letzten Himmel der Freude über ihre im Drucke geschwärzte Schönheit. So ging es mehrere Jahre. Leila war im Winter die Löwin des Carnevals, Leila hieß im Sommer die sieghafte Nebenbuhlerin der Rose. Der Carneval kehrt noch mit jedem Winter und seine Geigen klingen lustig wie früher, die Rose erblüht mit jedem neuen Lenze, aber, Mädchen, kein Tänzer par excellence fordert dich im Winter zum Tanze auf, und deine Wange ist im warmen Sommer kalt und weiß wie der Schnee der Alpe. Die Salons hast du bereits aufgegeben, aber den ersten Tummelplaz deiner Koketterie kannst du nicht verlassen, obgleich diese Koketterie und deine Siege auf diesem Tummelplatze den redlichen Freier verscheuchten, und deinen guten Ruf den leichtsinnigen, prahlhännsigen Worten eitler Stutzer auf Gnade und Ungnade überlieferten.

Dieser Tummelplatz ist der Volksgarten. Am Abend, wenn sich die Sonne hinter die Berge stürzt, beim Schlage der siebenten Stunde eilt die verwelkte Schönheit am Arme ihrer mühseligen Mutter auf das ehmalige Siegesfeld, und hört nicht, oder will nicht hören das höhnische Flüstern der Jugend: „Was will die Ruine unter Rosen? Was sucht die Bleiche, Abgehärmte, Unschöne, Ungeschmükte in unsern fröhlichen Reihen?“ Mancher Stutzer läßt die Lorgnette verächtlich sinken, und raunt seinem Freunde hämisch ins Ohr: „Voila un dictame, qui doit guerir l'amour!“ Was kümmert sie dieses Flüstern, dieses Zischen? Wie die Spanier um die Trümmer ihrer Größe zu Mexiko, wie der Invalide der Kaisergarde um das Grab des Gewaltherrschers, wie der büßende Moslim um die Kaaba zu Mekka, wie die weiße Frau um die Gruft ihres Ahnenhauses zur bestimmten Stunde lustwandelt — schlechter Ausdruck! sollte heißen, „schmerzwandelt“ — wankt sie um das Orchester in der Mitte des Volksgartens, und jeder Ton von Lanner's Zaubergeige klingt ihrer Seele wie ein freudiges Echo aus verklungenen Siegesmärschen, wie eine stolze Erinnerung an die Tage der Eroberung! Sie weiß es längst, daß es ihr wie dem Prometheus auf St. Helena erging, der durch zu vielen Sieg die Krone eines Reiches verlor, in dem die Sonne niemals unterging; sie fühlt es tief, daß sie

die Triumphe flüchtiger Stunden mit ihrem Lebensglücke bezahlte; sie gewann längst die Ueberzeugung, daß ein redlicher Freier die künftige Mutter seiner Kinder auf keinen öffentlichen Promenaden mit der Aufschrift: „Hier sieht man, um gesehen zu werden," sucht, und daß der Dichter Recht hatte, als er die Frauen mit den Staaten verglich, und jene Frauen und Staaten die Besten nannte, von denen Niemand spricht. Dies Alles weiß sie, fühlt sie, dieser Ueberzeugung lebt sie, stirbt sie. Zu spät! Wo weilt man am Liebsten? Bei seiner Liebe. Und wenn diese stirbt? An ihrem Grabe. Leila's Schönheit — das Einzige was Weltdamen lieben, versteht sich nur an sich selbst — ist schon längst begraben. Der Volksgarten sah sie entblühen und verwelken, in ihm ward sie begraben — darum eilt Leila in den Volkgarten, und dieser hat nun einen Theseus und eine Ariadne, er aus, sie bleich wie Marmor.

Ich ging an ihr vorüber. Sie erkannte mich und lächelte verlegen. Ich grüßte artig. Ein Schimmer von Freude flog über das verkümmerte Antliz, sie warf sich in die Brust, wie ein gedienter alter Soldat, der Alter und Müdigkeit vergißt, wenn er den Feind erblickt, und ihre blauen Augen eröffneten und unterhielten ein mörderisches Tirailleurfeuer, jenes Feuer, in dem ich bereits vor vielen Jahren als Rekrut meine Achselschnüre verdiente. Diese Koketterie aus Gewohnheit verdroß mich. Einem Feldherrn kann man es verzeihen, wenn er im Tode „en avant epaulettes" ruft, ja der Doppelsinn in diesem Satze ist sogar poetisch erhaben — ich meine nämlich der sterbende Sieger will seinen Kriegern auch auf dem Pferde zum Himmel vorangehen — aber ein alterndes Weib, das noch am Krückenstab liebelt, und sich auf dem Sterbebette schminkt, ist eine unheimliche, eine verächtliche Erscheinung. Strafe mußte sein. So flüsterte ich denn einem Bekannten, einem Freunde des Walzerkönigs eine Bitte in das Ohr. Dieser verständigte den Letzern. Ich aber pflanzte mich ihr gegenüber auf, unbekümmert um die Blickbatterie, die in demselben Momente aus ihren Augen zu spielen begann, schwach unterstützt von dem Kleingewehrfeuer aus den Brillen der Mutter.

Da erklangen als Erfüllung meiner Bitte die ersten Töne eines allbekannten, weiland beliebten, nun längst rococo gewordenen Walzers, unter dessen Klängen sie einst zum ersten Male als Königin des Balles proclamirt wurde, der sie an den Abend erinnern mußte, an dem

ein Blatt von der Rose an ihrer Brust mit blankem Gold bezahlt worden wäre. Ich glaube, ich habe Bruchstücke dieser Rose noch daheim in meinem „Souvenir“ liegen, meine Rache war vollständig. Eine glühende, fliegende Röthe trat auf ihre Wangen, um in Kürze einer Todtenbläſſe zu weichen und in den blauen, einſt ſeelenvollen, nun buhleriſch blickenden Augen glänzte — eine große Thräne. Ich eilte verſtimmt hinweg. Nicht weit von mir ſtand ein angehender Liebesritter, wie ſie jezt zu hunderten die Cigarre im Maule, die Näſſe der Windel noch hinterm Ohre im vierzehnten Lebensjahre auf den Promenaden herumtölpeln, ſtatt ihr Penſum zu ſchreiben oder ſich mit dem Ballſpiele zu vergnügen. Der Knabe hatte jenes Batteriefeuer auf ſich bezogen und mit aller Inſolenz eines Befliſſenen der Flegeljahre ausgehalten. Zu Hauſe aber ſchrieb ich nachſtehende Strophen:

1.

Der Sommer floh, die Sonne drückt vergebens
Den Nebel, welcher Berg und Thal umzieht —
So blickt ein ſchönes Weib im Herbſt des Lebens,
Wenn ſeiner Reize letzter Sklave flieht —
Sie ſpiegelt ſich umſonſt im Felſenquelle,
Doch ewig kalt und froſtig bleibt die Welle —
Ein Männerherz aus dem die Liebe ſchied!
Kalt liegen Feld und Flur, die Blühensmüden,
Die Vögel rüſten ſich zur Fahrt nach Süden,
Und ſingen laut ein Wanderburſchenlied.

2.

Die Bäume ſchütteln bang die dürren Aeſte,
Faſt klingt dies Rauſchen wie der ſtille Fluch
Verarmter Junker, denen Schmeichelgäſte
Nicht länger läſtig fallen mit Beſuch.
Nur welke Blätter ſind zurückgeblieben
Als Todesſcheine, die der Herbſt geſchrieben.
Ein Schmetterling fliegt ängſtlich hin und her;
Er iſt zu ſpät der Puppenhaft entwichen —
Die Roſenſtaude leider längſt verblichen,
Hat keine Düfte für den Spätling mehr:

3.

Ein ſchönes Weib mit längſtvergilbten Wangen —
Ein Pergament d'rauf Zeit, der Schönheitsdieb

Vom ersten Kuß, vom letzten Schmerz umfangen,
Gestorbener Liebe kalt die Kunde schrieb.
Es blickt versagend auf den jungen Freier,
Hört theilnahmlos die Klänge seiner Leier
Und wehrt ihn zitternd ab mit welker Hand.
Er senkt das feuchte Auge schmerzverloren,
Ach Gott! und weint, daß er zu spät geboren,
Vermorscht die Perle, welk die Rose fand!

---

## Korrespondenz der Wiener Bäume.

Von Mahler.

---

### Erster Brief.

### Der Praterbaum an den Volksgartenbaum.

Geehrter Herr Collega!

Da bin ich! — Mehr weiß ich bei allen Göttern nichts von mir zu sagen. Sie werden meinen, daß eine solche Bescheidenheit einen großen Klecks auf meinen bäumlichen Schriftstellercharakter wirft; Sie werden meinen, ein honetter Baum, der mit der Zeit und ihren Anforderungen fortgeschritten sei, müsse auch der liebenswürdig-modernen Ichomanie huldigen? — Nun — eines Theiles mögen Sie Recht haben; aber gibt es nicht Gegenstände um mich in Hülle und Fülle von denen ich Ihnen erzählen könnte, bis Sie gelb vor — Langeweile würden, könnte ich Ihnen nicht die Praterwelt mit ihren hundert und hundert lokalen Ansichten öffnen, könnte ich nicht — —

Und warum sollte ich nicht? Warum sollen wir unsere Ideen nicht gegenseitig austauschen? Stehen uns etwa nicht genug Blätter zu Gebote? — — darum frisch darauf losgekorrespondenzelt, und um gleich mit der Thüre in's Haus zu fallen beginne ich mit dem

**noblen Prater,**

wie sich der Wiener gerne ausdrückt, wenn er von jener Abtheilung

des Praters spricht, wo sich eine Kastanienallee so lang wie ein dreibändiger, moderner Roman hinzieht.

Also der noble Prater?!

Nun, wie man's nehmen will. Wer sich in den spazierengehenden Menschenknäuel hineinwindet, merkt bald, daß unter mancher schwer seidenen Echarpe ein simples Marchandemodeherz schlägt, daß mancher räthselhafte, mit königlichem Anstande daherschreitende, aufgebiegelte und aufgeschniegelte Elegant ein Ladendiener ist, kurz daß die noble Praterwelt auch Schminke auf ihrer Bevölkerung trägt, d. h. daß nicht alles ächt ist, was sich gentlemännisch zeigt, was parfumgeschwängert sich in die Brust wirft und groß- und wichtigthuerisch „noble Welt“ sein will.

Ja, ja, es gibt Augenblicke in unserem bäumlichen Leben, von denen sich die Philosophie der Menschen nichts träumen läßt; in solchen Augenblicken wird mir oft schwül um die Rinde, ich schüttle in Unmuth meine Blätterlocken, und dann lispelt und säuselt und rauscht es wunderbar in meinen Zweigen, und in solchen Momenten beugen wir uns Praterbäume lauschend an einander und erzählen uns vom — — Menschen!! — — Was sagen Sie dazu Herr Collega? Das wird doch reichen, niezuerschöpfenden spaßigen Stoff geben?! Und wir wissen ihn auszubeuten — gewiß, gewiß — wenn mancher da verstehen möchte, was wir unter uns von ihm wispeln — hm, hm, — der würde seine blaue Wunder hören; —

Es ist doch gut, daß wir Bäume nicht die Sprache der Menschen reden, es gäbe sonst Fatalitäten in schwerer Menge. Ich könnte mich z. B. nicht enthalten, jener Dame, die mit affektirter Nonchalance im Wagen liegt, und die Nase in die Wolken streckend die Menge belorgnetirt — ich könnte mich nicht enthalten, ihr zuzurufen: Nicht Alles, was glänzt ist Gold, d. h. nicht auf jedem Wagen steht der Name Jantschky*) geschrieben. Aber was Teufel will denn diese Dame mit ihrer unverschämten „Koketur?“ — Was sie will? Einen Mann. — Sie ist Witwe zum dritten Male, und wenn ein Weib drei Männer auf den Währinger Friedhof spedirt hat, dann geht's schon noch einige Male. Sie ist,

*) Ein Wagenverleiher.

wie Jean Paul sagt, eine von den Witwen, die man fünfmal, wie den grünen Thee, aufgießen d. h. heirathen kann, ohne sonderlichen Verlust der aromatischen Kraft.

Ferners, wie gerne möchte ich so einem arroganten Studentenjungen das Handwerk legen, der da glaubt die Welt auf der Nasenspitze balanciren zu können, wenn er mit den erpreßten Geldtropfen seiner Eltern sich in einem „feschen," nummerlosen Fiaker die Allee von oben herab und von unten hinauf rädern läßt!

War es immer wie Jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen,
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

Mein Gott! diese Herren geben es in kurzer Zeit sehr billig. In ihren Studentenjahren glauben sie sich wie der Schatten am Morgen — unendlich groß, doch gegen den Mittag ihres Lebens schrumpfen sie immer mehr und mehr zusammen, bis sie ihre eigenen Schattengröße — mit Füßen treten! — Laßt sie leben! — das sind die Jünglingsschwärmereien der burschikosen Flegeljahre, mit denen man es nicht so genau nehmen darf, so lange noch die Nase blutet, so lange derlei Teufelskerle hinter den Ohren noch nicht trocken geworden, so lange wachsen nicht die Weisheitszähne, und — die dummen Streiche finden leichter Entschuldigung.

Der noble(!) Prater ist reich an solchen Lebensbildern, und ich könnte Ihnen manches davon sagen, manche Karrikatur zeichnen, manche Wahrheiten erzählen, denn es gibt da reichen Stoff und reichliche Gelegenheiten die Thorheiten der Menschen mit der satyrischen Seife zu waschen, doch ich fühle mich immer behaglicher, wenn meine Wenigkeit in das Wiener Eden in den

**Wurstelprater**

hinblickt. Sehen Sie, werthgeschätzter Volksgartenbaum, in diesen heiligen Räumen, wo man kein gutes Bier kennt, da schaut man noch Wiener „Volk!" — Ich weiß, nicht warum man Ihrer werthen Geburtsstätte den Namen „Volks — garten" gegeben hat; dieser Name ist von Ihren Besuchern so weit entfernt, wie jeder gesunde Menschenverstand den Erzeugnissen unserer modernen Novellisten.

Bei uns im Wurstelprater da sieht man Volk, jeder Wurstelpratermensch ist Volk, durch und durch Volk, Volk, wie es an

den Brüsten der Wiener Natur und des „baierischen" Bieres großgesäugt wurde, Volk, wie es sich in ungeschminkter, ungetrübter Lust und Freude gibt. — Da braucht der Mensch eines ariadnischen, Strickes anstatt Fadens, um sich durch das sinnverwirrende Gedränge, durch das ohrenbetäubende Gelärme, durch das bunte, immer neue, immer abwechselnde Gewirre auf eine honette Art durchzubringen. Alles ist froh, heiter, lustig, glücklich! keine pestilenzischen Moschusdüfte und keine gelben Glacehandschuhe, kein fränzösirendes Scheinthum, keine Salonpupppen und keine schöngeistigen Stehaufmännchen trüben das tägliche Volksfest; — da ist eine eigene Welt, und diese heißt: Wurstelprater! — darum herrscht auch ein Leben und Treiben, wie es die kühnste Fantasie eines concertgebenden Klavierspielers nicht zu fassen vermag. Man könnte hier beinahe das Sprüchlein anwenden:

Qui non habet in nummis,
Dem hilft nicht, daß er frumm ist,
Qui autem habet in summis,
Der macht g'rad was krumm is.

Dort kreischen einige Dirnen in einer hochfliegenden Schaukel, während schallendes Gelächter der Umstehenden das Accompagnement bilden, hier wackelt aus einem „Ringelspiel" ein Bursche mit seiner Maid, und beide ungewohnt des Drehens, tappen mit den Füßen so unsicher herum, als bewege sich noch der Boden unter ihnen, während die an das jüngste Gericht mahnende Trompete neue Theilnehmer am „Ringelspiele" zusammeutrompetet, da ladet eine fürchterliche Baßstimme zu einer „außerordentlichen Kunstvorstellung um sechs Kreuzer Schein" ein, hier schreit ein dünner Tenor „Bretzen," da bittet ein „Kotscheberbub" mit sentimentalem Tone, man möchte „Lemoni oder Pomerantschen" kaufen; mit näselnder Stimme kräht ein altes berußtes Weib ihre „g'selchte Würst'ln" feil, und zieht sie rührend apetitlich mit den Fingern aus dem Wurstkessel; Harfenisten schreien, agiren und „jodeln" mit weit aufgerissenen Mäulern, und singen Lieder, in welchen oft mehr Witz ist, als in zehn Couplets der Possenschreiber von Nestroy abwärts; Salamimänner lobpreisen ihre vor der „Hundsthurmer Linie" angefertigten „echten Veroneser Salami" und ihren „Käso" trotz

einem Buchhändler, der seine Waare im Intelligenzblatte anrühmt; Werkelmänner bringen in den „Geist“ der Lanner- und Strauß'schen Tondichtungen ein; Kegelschieber lärmen um die Wette, und wetten um zwei Kreuzer, wer mehr „vom Ersten scheibt;“ das Wursteltheater führt seine dramatischen Produkte mit vieler Intelligenz auf, seine Charaktere sind edel und dichterisch, die Hauptpersonen haben poetische Verdienste, die tragi-komische Handlung endet zwar meist mit Todschlag, aber das ist die dramatische Gerechtigkeit in den Bühnenstücken des Wursteltheaters! — des Wursteltheaters allein? — Ach! ach! ach! —

Und so mein theuerster Volksgartensprößling ist der Wurstelprater bunt und wechselvoll, wie das Leben, d. h. wie das Wiener Lebeu selbst. — Darum ärgert es mich im innersten Marke, wenn die journalistischen Commis voyageurs, diese Straßenbettler der Literatur, diese literarischen Musterreiter und Fabriksarbeiter so einseitig und böswillig beurtheilen. Man kann eine solche Schrift nicht ohne den größten Eckel, ohne vollen Wiederwillen lesen; es ist eine knabenhafte Wuth, eine gemeine, pöbelhafte Ungezogenheit, eine rohe, hohle Unwissenheit, welche diesem obskuren literarischen Pöbel, die erschütterndsten Nichtigkeiten in die Feder diktirt. — Sie haben kein Gefühl, keinen Sinn für unsern ächteu wahren Volkshumor, für die biedere, traute Jovialität, für das herzliche, lautere, traute Entgegenkommen des Wieners; sie werfen prahlend das in die Wagschale, was dieses oder jenes Volk mehr besitzt, ohne dessen Mängel zu gedenken; sie erwägen nicht, welche Gesittung und Bildung, welchen Geist und welches Leben in unseren Volksformen blüht; sie vergessen in ihrem kochenden Grimme, in ihrer rüden Renomisterei, welchen Maßstab man an unsere Verhältnisse anlegen müsse, und bringen paradoxe, extravagante, verkehrte Dinge zu Markte, vor denen einem jeden ehrlichen Wiener Baume die Rinde schaudert! — Und was will dieses literarische Wegelagerungsvolk mit seinen Gemeinplätzen? Was sie wollen? — Was will ein bekanntes Hausthier, wenn es sich im Schlamme badet? — Schmutz! Schmutz! Schmutz! —

Uf! uf! — ich habe mich ein wenig ereifert! — Thut nichts — ein Beweis, daß ich Patriot bin. — Wenn so einer von dem Touri-

stengesindel verbrannt werden sollte, ich gäbe freudig mein bäumliches Dasein zur Flamme her, — ja, das würde ich thun! —

Da ist so ein lyrisches Gemüth das sich eine

**einsame Pratergegend**

zum Schauplatze seiner unschuldigen Freuden auserkiest, ein viel harmloseres Geschöpf. — Die Welt hat nichts von ihm zu fürchten, als daß er die Ausgeburten seiner krankhaften, gefühlsüberschwenglichen Fantasie, seines bizarren, wundersam begeisterten, unmenschlich rührenden Hingerissenseins, seines tiefen, herzinnigen Leides in einer weltschmerzelnden Poeterei aushaucht. Ich kenne diese poetischen Vögel schon von weitem.

Itzig Veitl leidet am Weltschmerz und handelt mit Leder! Er kommt mit einförmig-langsamen Schritten daher, wirft sich trübtraurig zu unseren Füßen und — poetisirt! — Ach, du lieber Gott, was hat der Mann verschuldet, daß er solche Gesichter schneiden, und sich schinden und rackern muß? doch nicht darum, daß er einige schlechte Gedichte auf's Papier kleckst? —

Seht wie er sich abmüht, die Brust aufzureißen, und das gramzerstückte, schmerzzerfressene, trübsalblasende Herz zu zeigen, seht wie er sich plagt den Weltschmerz eines Byron und die Schmerzwelt eines Heine nachzuäffen, seht wie er sich glauben machen will, der bleiche Todesengel der Liebe habe sein Herz gebrochen, und nun müßte er mit geflicktem Herzen, in schmerzlicher Genußsucht liebeln und verseln!! — — Es ist eine traurige Geschichte das, nicht wahr? — Man könnte darüber weinen, wenn man nicht wüßte, daß diese moralische Schwindsucht, diese hektischen Dichterwehen, diese sehnsuchterweckenden Klagen Itzig Veitl's im Wurstelprater bei einer „Halbe Baierischen" ein Ende fänden.

Damit will ich jedoch nicht gesagt haben, als wären unsere wahrhaft schönen und romantischen Partien immer nur der Heimsuchung solcher karrikirt-zerrissenen Quälgeister ausgesetzt, o nein; manches gramgebeugte Herz, in dem die Schauern der Einsamkeit wohnen, dem der Jugendsonnenschein erbleicht, dem die Frühlingslebensblüten erstorben, dem die Kindheitsnachtigallentöne verklungen, manches leidzerrissene Gemüth, das todbetrübend stumm

und traurig sich in wahrhafter, herzerhebender Poesie ergießt, manche zerstückte Seele, der das Leben ein trostloses Harren und Hoffen nach Jenseits ist, der es schwül und schwer am Herzen ruht, manche Seele findet sich in dieser dicken Waldeseinsamkeit herzinnig erfreut, längst verlorne Ruhe kehrt in sein krankes, mit sich selbst zerfallenes, mutterseelen allein dastehendes Herz zurück, er fühlt sich erleichtert, gehoben, und

Froh des neuen ungeahnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt, und sinkt und sinkt.

Pardon! pardon! — Ich wäre da bald sentimental geworden, und das schickt sich nicht für einen Praterbaum, der an der Urquelle der Wiener Freuden wächst. Gott und die Herren Wiener sorgen schon dafür, daß ich nicht traurig werden kann. — So z. B. sehe ich mir nur über die Achseln und erblicke die

**Kaiser-Ferdinands-Nordbahn**

mit ihrem buntbewegten Treiben, ich erblicke diese Eisenbänder, mit welchen das segensreiche Oesterreich seine und in Bälde fremde Länder verbinden wird, ich berechne im Geiste die Vortheile, welche die rasche Verschmelzung der Völker unter einander hervorbringen muß. —

In Zukunft, wenn die Eisennetze den Erdball einschließen werden, in jener Zeit wird man die Länder links und rechts neben der Eisenbahn nicht mehr der Mühe werth finden zu besuchen. Man wird dorthin fahren, wo Jahrtausende ihre Fußstapfen zurückließen, wo die Geschichte mit ehernem Griffel ihre Spuren zeichnete, wo die Einbildungskraft in abenteuerlichem Genusse noch Abenteuerlicheres sucht, und wenn ein Reisebeschreiber sagen wird:

Weltsysteme, Fluthen im Bach,
Strudelten uns auf der Eisenbahn nach,

so wird man das ganz natürlich finden.

Dampf ist ja die Losung unseres Jahrhunderts, und wir Praterbäume bekommen ihn gleich von der ersten Hand, d. h. von zwei Seiten; im Norden grenzen wir an den Eisenbahndampf im Süden an den Dampf der

## Dampfschiffe.

Die Donau, dieser majestätische Strom mit seinen pittoresken Ufergegenden, öffnet uns seine Wasserader, und seine Dampfboote führen uns ins weite Meer zu Völkern, welche an ihrer vergangenen Größe nagen, und zu Völkern, welche auf eine zukünftige Größe hoffen. — Ein weites Feld des Nachdenkens für den gelehrten Forscher! — — Selbst der gedankenloseste Blick muß sich gefesselt fühlen, wenn er Länder durchsegelt, wo sich einerseits die geistblühenden, lebensfülligen, abgerundeten Formen im Leben und im Staat, so wie anderseits wunderlich gegliederte Staatskörper, sonderbar gebildete Nationalitäten aussprechen!

Das Leben ist bunt und wechselvoll in und um unsere Gauen, und ich könnte Ihnen hölzerner Freund einen Band im Styl „der Akademie der Komplimente“ über den Prater schreiben, ohne mit Hast nach Stoff zu jagen und zu rennen.

Apropos Rennen! das führt mich gleich auf das

## Wettrennen im Prater.

Es ist doch eine schöne Sache um so ein Rennpferd! nicht wahr? Solche Hetzrennen sind im Grunde nichts als die Verlängerungsmaschinen der Menschen. Was der Schöpfer dem Menschen an Beinen zu wenig ertheilte, das hat er dafür dem Pferde gegeben, und nun wird es dafür abgejagt, abgehetzt und abgequält, als wenn es eine moderne Tänzerin und ein edles Roß wäre, das der Himmel zur Erholung und zum Nutzen der Zweibeinigen erschaffen hat. — Gott sei's geklagt! mir zuckt es immer bis zur Wurzel herab, wenn ich dem Rasen, Rennen und Hinstürzen zusehe, und ich denke mir oft, wenn so ein Pferd die Peitsche in den Huf nehmen und an so einem Stallknecht das Wiedervergeltungsrecht üben könnte, — mit dem würde es schlimm genug aussehen.

Doch die Pferde sind ein moderner Artikel, eine fashionable Gourmandise geworden, und so lange es Pferdeenthusiasten gibt, so lange wird es keinen Verein gegen Thierquälerei geben. —

Beim Himmel! wenn ich mich rühmen dürfte, einen ästhetischen Magen zu besitzen, ich hätte mir ihn schon längst verdorben über das Gespräch solcher entzückter Pferdekenner.

„Sehen Sie," spricht der Eine, „diesen himmlisch-zarten Wuchs der Beine, diese schwellende üppige Brust, diese blühenden Perlenzähne, diese — —"

„Und sehen Sie," unterbricht ihn der Andere, „dieses holdselig gebaute Köpfchen, wie er sich stolz auf dem Schwanenhalse schmiegt, diese glutentbrannten, göttlichleuchtenden Augen, und diese eirunde, venusartig gebaute Reversseite! ach! — oh! — s'ist ein famoser Hengst!!! — Nun was sagen Sie dazu, Herr Collega? Das wird doch schön gesprochen sein, ha?

Ich könnte Ihnen noch so Manches von unserem Prater vorrauschen, ich könnte Ihnen von der

## Schwimmschule

und von manchem modernen Leander erzählen, der unter seinen Freunden prahlhännsisch sich mit seiner Schimmkunst brüstet, und mit Byron spricht:

— — Wie oft hab' ich getheilt
Mit stärkern Armen, kühner Brust die Fluthen,
Wenn's stürmte, hab' mit einem Schwimmerstreich
Von meinem nassen Haar zurückgeschlagen
Die Weg', — —

während er zähnklappernd heult wie ein altes Weib, wenn ihn der Schwimm-Meister mit Stange und Gurt in's Wasser hinabstößt: ich könnte Ihnen vom

## Feuerwerk

erzählen, von Stuwers Meisterschaft in der Kunst, das wechselnde Spiel von Feuergebilden, in immer neuem Glanze, in immer neuer Formenpracht zu entfalten, ich könnte Ihnen erzählen von dem flammensprühenden, nachtdurchstrahlenden, glutschimmernden Brillantenmeer, das der unvergleichliche Pyrotechniker zischend, prasselnd und sausend gegen den gestirnten Himmel sendet, der sich ob den blitzenden, strahlenden und feurigen Kunsterzeugnissen erbleichend zurückzieht, und darum jedesmal vor dem Feuerwerke sich mit Wolken verhüllt und Regen herabfluthen läßt, ich könnte Ihnen überhaupt noch Manches von Manchem erzählen, was sich in meiner Heimath ereignet, doch mein Brief hat für Sie, d. h. für jeden Volks-

gartenfreund eine reputirliche Länge angenommen, und ich schließe, indem ich mich ihrer grünen Huld und bäumlichen Gewogenheit bestens anempfehle, und Sie freundschaftlichst bitte, binnen Monatsfrist einer Antwort zu würdigen

Ihren

unterthänigst gehorsamsten
Praterbaum.

(Wird fortgesetzt).

---

## „Fort mit Schaden."

Bagatelle von Ferdinand Joh. Bapt. Thalhammer.

In den niederen Regionen unserer Handelswelt hat sich das „Fortmit Schaden" leider so ziemlich zu verbreiten gewußt. Ob dieses „Fort" auch wirklich immer „mit Schaden" verbunden ist, oder ob dabei manchmal auch ein kleiner oder wohl gar größerer Nutzen herausschaut, das mag Gott Mercur wissen; ich weiß vor der Hand bloß das, daß das Publikum sich häufig über jene Kaufleute lustig machte, welche angeblich „mit Schaden verkauften", und dagegen die Kaufleute sich noch häufiger über jenes Publikum lustig machten, das wirklich „mit Schaden kaufte."

Wenn ein Kaufmann eine Tafel vor seinem Gewölbe aushängt und darauf die nun freilich schon abgenützten Worte: „Ausverkauf, fort mit Schaden" schreibt, so ist dies ein moderner Laconismus, womit er sagen will: „Ich habe auf dem Lager Mode-Artikel, welche nicht mehr in der Mode sind — — kauft sie! — — kauft sie! — — denn ich lasse dieselben sogar mit Schaden ab; weil es damit auf die Länge der Zeit nur noch schlechter werden kann, und ich bei raschem Absatze doch nicht auch Verlust an Interessen zu erleiden habe."

Ein so motivirtes „Fort mit Schaden" ist gar nicht so unklug; unklug ist nur, daß die Kaufleute solch unvermeidlichen Schaden

aller Welt auf die Nase binden; indem sie die Preis-Herabsetzung als unter dem Einkaufs-Preise, veröffentlichen, und ihrem Kredite einen Krebsschaden zufügen, nur um einige Kunden mehr als der Nachbar zu erschnappen.

Gegen ein kluges „Fort mit Schaden" kann man daher mit Recht nicht eingenommen seyn, und es dürfte sich zuweilen nicht bloß in der kleinen Handelswelt ersprießlich erweisen; da es uns in vielen Verhältnissen des Lebens, noch bei Zeiten angewendet, vor bedeutenderem Schaden bewahren könnte. Der kluge Leser wird aus nachstehend angeführten Erlebnissen wohl leicht herausfinden, wann das „Fort mit Schaden" klug, wann unklug ist.

---

Ein Prinzipal liebt seinen thätigen Geschäftsführer außerordentlich; so außerordentlich, daß er diese Liebe sogar bis auf dessen Frau ausdehnt. Der Geschäftsführer findet das etwas anstößig; aber der Prinzipal beschwichtigt ihn durch seine schönen Worte von Werthschätzung und Liebe für einen treuen Untergebenen, und versichert, daß wenn er außer seinem Lieblinge auch noch dessen Frau liebe, so sei dies nur, weil Mann und Weib ein Leib, und er somit in der einen oder anderen Ehe-Hälfte das Ganze, den Geschäftsführer nämlich, lieben könne.

Der etwas begriffsstützige Geschäftsführer gibt hierauf eine barsche Antwort, der Prinzipal droht mit Entlassung, die Frau macht den Mann auf den Schaden aufmerksam, den er sich an seinem Ein- und Auskommen durch sein eifersüchtiges Benehmen selbst zufüge; allein der ehrliche, keine Arbeit scheuende Mann erwidert:

„Besser ein Schaden in der Tasche als an der Ehre," und sagt zu seinem Weibe: „Komm, fort mit Schaden."

---

In einer Familie herrscht ein sehr guter Ton; denn alle Glieder derselben sind musikalisch; die ganze Bildung der Nachkommen besteht darin, Töne bilden zu können; der zarteste Sprößling dieser musikalischen Nomaden, welcher Statt eines Zuzels das Mundstück eines Fagotts bekam, ist daher auch mit anderhalb Jahren schon ein gemachter Virtuos, und die von edlen Hoffnungen durchglühte

Mutter macht sich auf zur großen Kunstreise mit ihrem Kleinen, und besänftigt den Einspruch thuenden Vater mit den kühnen Worten: „Mir schwanet, daß unser Söhnleinchen einst noch groß werden wird; aber jetzt schon muß er fort in die Fremde und Concerte geben, er muß unter dem Volke, unter der Kritik aufwachsen; damit man seine Fortschritte von Concert-Saison zu Concert-Saison genau wahrnehmen und anstaunen könne.“ Der liebende Vater ließ sich am Ende doch von dem Nutzen dieser Kunstreise überzeugen und die Mutter rief „Fort“ „mit Schaden“ setzten schon die in Europa zerstreuten Concert-Frequentanten hinzu, wenn sie den Saal jedesmal unbefriedigt verließen; getäuscht in ihren Erwartungen, und bloß erleichtert in dem Bewußtseyn ihres Taschengehaltes.

---

Ein Doktor behandelt schon seit vielen Jahren einen Kranken, dessen Zustand, anstatt sich zu bessern, sich immer verschlimmert! der Aermste hat schon alle Kuren ausgestanden, welche der moderne Aesculap als zweckdienlich erachtete. „Nur noch die letzte Kur, dann haben Sie gewiß Alles überstanden“; so sucht der seltene Heilkünstler den Kranken zu persuadiren, und fügt dann zum Schlusse seiner gehaltvollen Rede bei: „Bedenken Sie nur, Herr v. N. N., daß die Kosten meiner Kuren sich schon auf mehrere Tausende belaufen, ohne diese letzte Kur das ganze Geld rein zum Fenster hinausgeworfen wäre, und Sie somit bedeutenden Schaden ohne den geringsten Nutzen erlitten hätten.“ — Der Patient jedoch welcher wahrscheinlich nicht sobald Alles überstanden haben wollte, zahlte dem Doktor den Lohn für seine zahllosen Kuren, verbat sich seinen ferneren, unheilbringenden Beistand, und dachte sich: Fort mit Schaden mit dir, es ist höchste Zeit.

---

Ein Jüngling läßt sich bei einem Verleger melden, dem er sich stolzen Ganges mit den Worten nähert. „Mein Herr, ich will Sie bereichern!“ —— Der ob dieses Antrages höchlich erfreute Buchhändler bittet den großmüthigen jungen Mann, sich näher zu erklären; worauf dieser einen Bündel weltschmerzelnder Gedichte hervorzieht und

überreicht. Der Verleger stuzt, besinnt sich aber bald der riesenhaften Meinung, welche moderne Poeten im Allgemeinen von ihren Werken zu hegen pflegen, blättert die angeblichen Sinn-Gedichte durch, und verlangt dann gleich eine namhafte baare Summe Geldes von dem Dichter, wenn er diese seine Gedichte gedruckt haben wolle.

Der Musensohn behauptet zwar, er habe gemeint, ihn, den Verleger nicht selbst, sondern nur mittelbar, durch das Publikum nämlich, zu bereichern, welches sich um seine Gedichte reißen werde; — — allein ohne Anticipazion der Kosten, weigert sich der Buchhändler standhaft, diese Gedichte zu verlegen; der moderne Lyriker weigerte sich aber eben so standhaft, noch länger der Welt im Allgemeinen, und den Journalen insbesondere unbekannt zu bleiben, zählte den Betrag bar auf, und überlieferte mit großer Uneigennützigkeit die Erstlinge seiner viel versprechenden Muse mit den Worten „Fort mit Schaden."

---

Ein Hauslehrer weiß sich in kurzer Zeit in einer reichen Familie beliebt zu machen; besonders will er den Töchtern zu einer ungewöhnlichen Virtuosität behilflich sein. Die Mama sagt: „Solch ein gebildeter Mensch ist mir noch nicht vorgekommen" — — natürlich, er küßt ihr jedesmal beide Hände. Die Töchter erzählen freudig dem Herrn Papa, daß ihnen der gute Herr Hofmeister außer den bedungenen Lektionen, ein Paar Stunden des Tages auch noch Mehreres gratis lehren wolle. Der Papa macht indessen ein finsteres Gesicht und sagt: „Ich weiß jetzt genug, und will überhaupt nicht, daß sich Jemand für meine Familie unentgeltlich aufopfere; darum möge der junge Mann zu seinem eigenen Vortheile nur ausbleiben. —

Der sich fest eingenistet dünkende Herr Lehrer stellt sich alsbald zur Wehre, liest dem Herrn Papa den Text, und behauptet, derselbe könne nur darum so undankbar verfahren, weil er noch gar nicht wisse, was er als Hauslehrer für die junge Familie schon Alles gethan habe. — Die Mama hält gleichfalls ein Lamento und schreit: „Du Barbar, du kannst gar nicht kalkuliren, was der höfliche Mensch für unsere Kinder noch thun könnte — — in unseren Cafeh und Chocolade dansants, hat er Alles belebt und unterhalten; aber ein so trockener Mann

wie du, kann den Schaden gar nicht berechnen, der uns durch seine Entlassung wird."

Der klügere Hausvater jedoch welcher wahrscheinlich den Schaden schon sehr genau berechnet hat, weist dennoch dem etwas zu anmaßenden Hauslehrer mit den einfachen Worten die Thüre: "Fort mit Schaden."

---

"Die Heirath ist abgeschlossen," ruft Herr Krabs dem ängstlich harrenden Vater von fünf ledigen Töchtern zu, welcher grade vor Freude ob dieser Heil verkündenden Phrase aufjauchzen möchte, wenn nicht eben der genannte Zwischenhändler fortführe: "Aber Sie müssen Ihrer Tochter wenigstens eine Aussteuer von Acht Tausend Gulden Münze in Möbeln, Wäsche, Schmuck ꝛc. ꝛc. geben, und obendarein noch dem reichen Bräutigam versprechen daß Sie Ihrer Tochter nach Ihrem Tode etwas hinterlassen werden; denn die Parthie ist zu gut." —

Ach!" erwiedert der betroffene Vater, das Letztere könnte ich schon versprechen — — aber der erste Punkt mit der Aussteuer — — lieber Freund! woher nehmen und nicht stehlen?"

"Ach Gott"! entgegnet Herr Krabs, "Sie haben ja Kredit, und die Frau Tochter kann dann kleinweise dem Herrn Papa die Schuld sammt zwölf Prozent Zinsen zurückzahlen, wenn sie einmal in der steinreichen Familie fest drin sitzt, und Ersparnisse (?) macht." — Der Herr Papa findet den guten Rath wohl theuer, borgt aber doch die Kosten der verlangten Aussteuer aus, und bringt die erste Tochter richtig an Mann, indem er sagt: "Vorderhand — Fort mit Schaden"

---

## Lokal-Charaden.

### 1. (Dreisylbig.)

Ein König, halb vom Feind geschlagen,
Hat doch den Sieg davon getragen,
Da sich um ihn die Ersten thürmten,
Des Gegners Lager kühn erstürmten. —
Auf meiner Dritten, welch ein Lärmen,
Welch lautes Drängen, Feilschen, Schwärmen;
Willst Leser Du nach Stambul reisen,
Wird man auf's Ganze hin Dich weisen;
Doch gibt man dorten zur voyage
Dir sicher keine Equipage.

### 2. (Zweisilbig.)

An geheimen, tiefen Schmerzen
Wie am Ersten bluten Herzen,
Und es ahnt nicht eine Seele,
Welches Leid die Aermsten quäle,
Was verstört den heitern Sinn. —
An der Zweiten saß der Knabe,
Blumen, seine einz'ge Habe,
Trug sie rasch, wie Liebesgrüße,
Trug sie sanft wie Liebesküsse
Zu der fernen Liebsten hin.
In dem Ganzen bin ich neulich
Lustgewandelt, hab' erfreulich
In Behaglichkeit versunken,
Trefflichen Kaffee getrunken,
's ist ein Ort nicht weit von Wien.

Jg. G—d.

Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.

# Auflösung

der Lokal-Charaden im 4. Hefte des „Wiener Volksgartens“:

Nr. 1. Klepperstall. — Nr. 2. Fischerstiege.



# Charakteristische Daguerreotypen.

Von M. G. Saphir.

## 4.

## Der Gelegenheitsdichter.

Mit den Gelegenheitsdichtern geht es uns wie mit den Ärzten, es gibt fast mehr Ärzte jetzt als Kranke, so gibt es auch mehr Dichter als Gelegenheiten. Man betrachte nur einmal bei Gelegenheit eine Gelegenheit, als z. B. ein Jubelfest, eine gewonnene Schlacht, ein Todesmahl und zähle die Gelegenheitsdichter, die diese eine Gelegenheit besangen! Bei dieser Gelegenheit wird denn gelegentlich zusammengestohlen, was einem eben gelegen ist, denn: Gelegenheit macht Diebe! Ich habe mir die Mühe, nein die Pein gemacht, seit Jahren alle Wiegen-, Hochzeits-, Geburts-, Kindtaufs-, Namens-, Neujahrs-, silberne und goldene Hochzeits-, Todes- und Todestagsfestgedichte zu sammeln, habe sie alle im Schweiße meines Angesichts und mit zerknirschtem Gemüth noch einmal gelesen, um ungefähr den Umriß heraus zu bekommen, nach dem sie alle gemacht sind. Sie hatten alle eine gewisse Familienähnlichkeit, und ich fand, daß alle ihre Väter einen Katzenbuckel hatten. Ich habe den Generalzuschnitt dieser Dinge gefunden, die Grundrisse und das Urbauholz, und es ist mir ein wahres Vergnügen, meinen Lesern und besonders meinen schönen Leserinnen, den Plan und das Bauholz aller Minuten-Kinder und àpropos Geburten mitzutheilen. Man kommt so oft in die betrübte süße Nothwendigkeit, ein Gelegenheitsgedicht machen zu müssen, daß man die Materia-

lien dazu, wie Schmalz und Eier in jeder soliden Wirthschaft finden muß. — Folgende Grundpflöcke und Giebelbalken werden Jedem bald den Grundriß lehren, woraus leicht ein Gelegenheits-Gebäude zu machen ist.

Bauholz zu einem Wiegengedicht: Drei Strophen.
Erste Strophe. Grundpflock: Vaterliebe,
Seitenbretter: Liebe, Flamm', Triebe, Stamm.
Zweite Strophe, Grundpflock: Mutterliebe.
Seitenbretter: Freuden, Lust, Neiden, Brust.
Dritte Strophe. Grundpflock: Enkelfreuden.
Seitenbretter: Henkel, rinnt, Enkel, Kind.

Dieses von der ersten Sorte dieser Gattung, es wird sich dasselbe leicht ein Jeder für seine Gelegenheit zurecht hobeln können.

Bauholz zu einem Hochzeitsgedichte. Zu einem solchen Gedichte muß junges, frisches Bauholz genommen werden, da alle Frauen wie grünes Holz, am Hochzeitstage, zugleich weinen und brennen. Zu einem solchen Gedichte sind vier Strophen nöthig.
Erste Strophe. Grundpflock: Aufruhr der Musen.
Seitenbretter: Musen, Reich, Busen, weich, Leyer, Feier.
Zweite Strophe. Grundpflock: Minnelohn.
Seitenbretter: Cythere, blos, auf Ehre, Schooß, Ringe, finge.
Dritte Strophe. Grundpflock: Ehefreuden.
Seitenbretter: Stunden, schlägt, entbunden, hegt, Segen, regen.
Vierte Strophe. Grundpflock: Zukunft.
Seitenbretter: Jugend, einst, Tugend, weinst, weise, Greise.

In der ersten Strophe ruft man in seiner Noth Apoll und die Musen an. Dieses Zehnaufgebot ist ein Entrechat zu der Strophen-Quadrille, das übrige wattirt man nach Belieben aus, sollte es zu kurz sein, läßt man etwas größere Buchstaben setzen. Anfang und Ende wird mit Stöcken und Buchhändler-Verzierungen vermehrt, zwischen die Strophen kommen einige Sternchen u. s. w.

Bauholz zu einem Geburtstagsgedicht. Das Maaß nimmt der Verfasser an dem Kuchen oder Braten, der zu diesem Feste bereitet wird, da

das Gedicht gewöhnlich Arm in Arm mit einem von diesen auf der Tafel erscheint. Drei Strophen reichen gewöhnlich hin.

Erste Strophe. Grundpflock: Geboren werden.

Seitenbretter: Geboren, Welt, erkoren, Held, Sonnenschein, Wonne sein.

Zweite Strophe. Grundpflock: Dasein.

Seitenbretter: Wesen, ist, erlesen, küßt, Beschwerdenzahl, Erdenthal.

Dritte Strophe. Grundpflock: Glückwunsch.

Seitenbretter: wundert, Art, hundert, zart, Welt und Blut, Geld und Gut.

Diese Gedichte gerathen um so leichter, da der Dichter Alles mitfühlt, Geburtsschmerzen und Geburtsfreuden.

Bauholz zu einem Leichengedicht. Vier Strophen.

Erste Strophe. Grundpflock: Nasenstüber für den Tod.

Seitenbretter: Jahre, roth, wahre, Noth, Bahre, todt, Eiche, Leiche!

Zweite Strophe. Grundpflock: Trauergeschrei.

Seitenbretter: Hammer, Kerz', Jammer, Schmerz, Kammer, Herz, Zähren, nähren.

Dritte Strophe. Grundpflock: Todtenlob.

Seitenbretter: Weise, gelind, Kreise, Kind, leise, blind, Gaben, laben.

Vierte Strophe. Grundpflock: Trost.

Seitenbretter: Fröhlich, fort, selig, dort, allmälig, Ort, Getümmel, Himmel.

Diese Leichengedichte sind den Erben am nützlichsten, sie finden doch Stoff wirklich zu weinen, und ist der Gestorbene nur scheintodt, so überlebt er doch ein solches Gedicht nicht. Das Gedicht wird schwarz eingefaßt und mit einem Stundenglase verziert. Ja, man könnte auch den Verfasser dazu abdrucken, um die Zeit darzustellen, wie sie kurz und lang wird.

Bauholz zu Schmarotzer- und Magengedichten.

Dazu sind Sonette die beste Form.

Grundpflock: Kriecherei.

Seitenbretter: Alexander
lagern,

hogern
mit einander,
Mänander
Magern
Gagern
Brander!
Helden
melden
Aeonen,
beglüken
entzücken
Millionen!

Ein solches Gedicht einem reichen Mäcen auf die Schulter gepicht, zieht wie ein Vesikatoire, d. h. es zieht etwas seiner Säfte, id est Kräfte, id est Vermögen, zu deutsch: „Geld“ an sich. —

Bauholz zu Theaterfesten und Prologen.

Gar nicht in Strophen, langer Redetalar.

Grundpflock: Kunst ohne Welt, Welt ohne Kunst.

Seitenbretter: Gränze
flicht,
Kränze
flicht,
Tühne
fiel,
Miene
Spiel,
erweiten
Feld,
bedeuten
Welt,
Bretter
Kunst,
Wetter
Dunst,
Versifiziren

sittig,
applaudiren
bitt' ich u. s. w.

Die letzten Zeilen müssen immer eine Bettelei an das Publikum enthalten, um Beifall, um Nachsicht, um Klatschen ꝛc. Man braucht nur alte abgetragene Prologe ein wenig auszuklopfen und aufzuputzen, dem lieben Zuschauer grade auf den Kopf zuzusagen: er ist hochweise, einsichtsvoll, gelehrt, scharfsinnig, so wird der Dichter herausgerufen.

Bei allen diesen Gedichten ist nicht zu vergessen, daß man der Person, welcher man eine Artigkeit zudenkt, nur keck ganze Tiegel Schmeichel- und Speichelsaft ins Gesicht werfe, probatum est.

---

5.

## Der Süßling und der Sauertopf.

Wer kennt nicht Herrn Fontmann? und wer ihn kennt, hat der ihn je anders als süß gefunden? Ein ewiges Lächeln zieht sich, wie ein Honigkreis, nichts bedeutend und ausdruckslos um seine Lippen; die Augen sind in einer steten oscillirenden Bewegung, ich möchte es ein Augenzwinkern nennen, seine Worte sind immer verzuckert, und sein Mund gleicht einer Conditorei, aus welcher für die ganze Welt blos Süßigkeiten herausgehen. Er trifft uns Morgens auf der Straße, fällt uns um den Hals, küßt uns, ist entzückt, schwört: „Morgenstund hat Gold im Mund!“ Wir nämlich sind das Gold; er erzählt, er habe die Nacht von uns geträumt, das kam aber daher, weil er den vorigen Abend so viel Liebes und Gutes von uns gesprochen u. s. w.; er fragt mit demselben Syrupgesicht: „Wie befindet sich Ihre englische Frau Gemahlin, Ihre himmlische kleine Louise, Ihr niedlicher Jokey und Ihr herrlicher Grauschimmel?“ Er findet unsern Leibrock excellent, unsere Halsbinde einzig und unser Aussehen deliciös! Beim Abschied küßt er uns wieder, lächelt uns noch einmal selig an, und stürzt auf einen Andern zu, um ihn zu überzuckern. Wir treffen ihn des Mittags, er ist entzückt, preis't die köstliche Luft, die uns ihm zuführt, lächelt selig, schwört, uns schon in einer Ewigkeit nicht gesehen zu haben, drückt uns

eifrig die Hand, fragt, wo wir essen, und versichert, obwohl er da und dort ausgebeten ist, so zieht er doch unsere genußreiche Gesellschaft vor, und speist mit uns in der Restauration. Des Abends trifft er uns im Theater, preist den Tag selig, grüßt ganz verklärt eine Dame rechts, reicht der andern links, ganz aufgelöst, den Zettel hin u. s. w.

Gegen Vornehm und Gering, gegen Reich und Arm ist ein solcher Süßling dieselbe Honigscheibe; er lächelt, wenn er eine Prise nimmt, er lächelt, wenn er eine anbietet, er lächelt, wenn er ein Compliment macht, er lächelt, wenn man ihm eine Sottise sagt, er lächelt, wenn er einem etwas gewährt; er lächelt, wenn er einem etwas abschlägt; er lächelt, wenn er sich amüsirt; er lächelt, wenn er gähnt; er unterschreibt im nöthigen Falle ein Todesurtheil und lächelt, und gibt dem Bedienten eine Maulschelle und lächelt; ja ich glaube, wenn ihn einst der Engel der Auferstehung erweckt, es ist ein Lächeln, mit dem er ihn begrüßt; wenn man ihn des Nachts mit dem Rufe: „Feuer!“ aufweckt, er fragt: „Feuer?“ und lächelt! Ein Mörder packt ihn bei der Gurgel und ruft: „La bourse ou la vie!“ er reicht die Börse hin und lächelt. Eine solche ausgewässerte Süßigkeit ist jedem Vernünftigen ein ekelhaftes Ding! es ist die candirte Seelennichtigkeit, eine Mienenverflachung, ein geprägeloses Schaustück nichtssagender Seelen.

Sehen wir hingegen Herrn Holzapfel, den Sauertopf, an! Er sieht beständig aus wie ein angelaufenes Doppelfenster in Dezembertagen. Man glaubt stets, es ziehe ihm Jemand die linken Fußzehen beim rechten Nasenflügel heraus. Immer trübe, immer mit einem Leichenbittergesicht. Wenn er sagt: „Ich freue mich, Sie zu sehen!“ so klingt es als sagte er: „Scheren Sie sich zum Teufel!“ Wenn er uns zu unserer Verlobung Glück wünscht, so meint man, er kündigt uns den Tod eines Freundes an; wenn er einen Lottogewinnst macht, ist er verdrießlich, daß es nicht mehr war; erbt er unvermuthet eine Summe, so jammert er, daß er Miterben hat; wenn es regnet, sieht er aus wie ein Rohr, und wenn schönes Wetter ist, ist er ärgerlich, daß es nicht immer so bleiben wird. Ist seine Frau zärtlich, so nennt er es überlästig, ist sie gleichgültig, so schilt er sie aus. Bringt ihm der Bediente den Leibrock, so wollte er den Oberrock, und bringt er den Oberrock, so will er den Mantel.

Kurz, sein ganzes Wesen ist Essig, und sein Humor die Essigmutter, die stets neue Säuren erzeugt. Er ist verdrießlich, daß er nicht froh

ist, und ist froh, daß er verdrießlich ist! Er ärgert sich, wenn ein Anderer lacht, und brummt, wenn Andere trillern. Er ißt, er trinkt, aber stets als ob er damit ein Opfer brächte! er tanzt sogar, aber mit einem Ausdruck der Resignation! Er macht eine Liebeserklärung, mit einer Miene, die sagt: „das ist doch fatal!“ Er küßt die schönsten Lippen mit dem Unmuthe, mit dem ein Anderer Rhabarber trinkt! Kurz, Alles widert ihn an, er findet an nichts Lust, Niemand gefällt ihm, nichts erheitert ihn, er geht durch's Leben, wie eine dunkle Wolke, seine Existenz ist personifizirter Sauerteig, jeder Blick ist ein Essigstich, und jedes Wort hat eine stringirende Säure.

Beide, der Süßling und der Sauertopf gehören zu den Ueberbeinen des geselligen Lebens, wovon das Eine durch ewiges Kitzeln, das Andere durch ewiges Stechen das Leben verkümmert.

---

## Korrespondenz der Wiener Bäume.

Von Mahler.

---

### Zweiter Brief.

#### Der Volksgartenbaum an den Praterbaum.

Verehrungswürdiger Pratersprößling!

Der Baum von Ehre beantwortet nach Monatsfrist Ihr werthes Schreiben, — Die „Radiwurzen“ hätte sich ein Vierteljahr Zeit gelassen; das ist der Unterschied zwischen dem Baum von Ehre, und der „Radiwurzen.“ — Diesen Satz hat zwar nicht Schiller aufgestellt — der sonst ein gescheidter Mann gewesen sein soll — aber, er ist doch wahr und das ist das Schöne bei dieser Gegend. — Doch lassen wir das Bekomplimentirungswesen bei Seite, heutzutage ist das aus, und die Polemik in die Mode gekommen, und um Ihnen einen freundschaftlichen Beweis davon zu geben, packe ich Euer Wohlgeboren gleich beim Wipfel; ja, ja, das will ich thun.

Sie sagen in Ihrem Briefe: „Ich weiß nicht, warum man Ihrer werthen Geburtsstätte den Namen Volks-garten gegeben hat." — Sie wissen es nicht? Ich will es Ihnen sagen.

Der Volksgarten ist insoferne der Garten des Volkes, als sich ein recht hübsches Volk da einfindet, das immerhin auf den Namen Nation Anspruch machen kann!*) — Sie werden meinen, daß ich mit diesem Satze Ihre Behauptung nicht klar widergelegt habe! — Mein Gott, was bedarf es einer klaren Widerlegung? Klar wiederlegt sich nichts mehr auf dieser literarischen Erdenrunde; man muß sich gegenseitig die Köpfe oder die Wipfeln einschlagen, dann hat jede beschränkte Phantasterei, jede lächerliche Dialektmummerei, jeder lichtscheue Mysticismus das wohlthätige Ende erreicht.

Und dennoch fragen Sie: was ist der Volksgarten? — Es soll Ihnen Antwort werden.

Der Volksgarten ist die Velinausgabe des volksthümlichen Lebens Wiens, es ist eine respektable Seitenlinie der öffentlichen Vergnügungsorte der Residenz, er verhält sich zu anderen Unterhaltungsorten, gleich wie sich Shakespeare zum Hans-Jörgel verhält.

Heben wir die Hauptfiguren des Volksgartengemäldes hervor, betrachten wir zuerst die Herren der Schöpfung, die Race der Petitmaiterei, welche hier vegetirt. — Der Volksgartendandy gehört zu jenen Fashionables, welche ich die Plebsstutzer nennen möchte, d. h. einen Stutzer, der Kreuzerzigarren raucht, und sich den Filzhut mit Bier begießt, damit er das Ansehen eines glänzenden Seidenhutes bekomme. Dieser Stutzer, bildet das Extract des Volksgartenbengelismus. Er stolzirt im Bewußtsein seiner stutzerlichen Größe und seines freien Eintrittes, mit kühn in die Höhe gereckter Nase herum, beschnüffelt dann und wann eine Volksgartenschöne, pflanzt sich vor Strauß hin, ohne ihn jedoch zu applaudiren, kurz er fühlt sich sehr wonniglich, denn er hat das Sein und Wesen der Volksgartenbevölkerung begriffen, und schöpft von der Oberfläche das Beste ab, unbeschadet des Bodensatzes, um den er sich nicht kümmert.

*) Ein Nestroy'scher Witz in wahleuischer Verballhornung.

Die Red.

Sein Gegensatz ist der elegante Modeflegel, der zu uns kommt, seine lackirten Stiefel und gelben Glacehandschuhe ansehen zu lassen, und — sich zu langweilen. — Er lebt für Niemanden, als für sich selbst, verwirft jede sociale Annäherung, ist suffisant, phlegmatisch und — lächerlich. — Sein löbliches Wollen und Trachten geht dahin, in Kleidung und Benehmen einem jener Söhne Albions zu gleichen, die sich und ihren Spleen sterbenslangweilig durch die Welt schleppen; er antwortet kaum, wenn man ihn um etwas fragt, und ist so verdammt faul, daß er den Volksgarten zu sich kommen lassen möchte, um sich das Hingehen zu ersparen.

Und die Volksgartenschönen?

Beugen Sie Ihren Wipfel, keuscher Praterbaum, von denen muß man mit Andacht sprechen. Das sind keine weichliche Seelen, auf die ein gut gedrehter Schnurbart und ein Lorgnon Eindruck macht, nein, das sind Jungfrauen, an deren stahlgepanzerter Brust die Pfeile des Liebesgottes wie an einem Sägespäneiaxt abprallen. Wehe dem, der es wagt Ihnen von Liebe zu sprechen! Sie hassen, sie verachten diese Leidenschaft, sie gehören durchaus nicht zu jenen Schönen, welche gleich nach Sicht mit allen ihren Reizen zahlen, sie sind tugendsam, sittsam, fromm

Und in der Grazie züchtigem Schleier,
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Der Volksgarten ist ferner das Miethspferd der geselligen Freuden und Leiden der Residenzler, und wer die Zeit mit dem langen Fliegenpracker der Langeweile todtschlagen will, der setzt sich auf diese Mähre und jede Unterhaltung wird ihm zur Chimäre. Pardon ein Wurstelpraterwortspiel!

Sie staunen vielleicht, daß ich meinen heimathlichen Boden mit so viel Schärfe bekrittle?! — Mein theuerster Praterspresse, die Erde, in welcher meine Wurzeln fußen, ist mir heilig, aber die Menschen, welche diese Erde treten, die kommen mir lächerlich vor. — Erlauben Sie, ich will Ihnen einige solche Exemplare schildern.

Einsam aufgeschossener, verdammt eng zugeknöpfter Engländer, ein Gentleman, dessen Beine bis in die Ewigkeit hinüberreichen, dessen blond bestripptes Haupt hoch oben im Winde wie der Knopf eines Kirchthurmes über die Berge und Thäler der Umgegend lugt, kurz,

ein echtes Kind des nebligen Albions, das schon von Weitem nach Kohlendampf und Baumwolle riecht, um dieses Mannes Lippen spielt ein schadenfrohes Lächeln, und er murmelt geistreich in den dünnen Bart: „Wiener sin ouch Deutsche — essen Sauerkraut mit fette Knödl, Whims!“ Englische Kritik!!!

Hier lehnt ein Exjournalist und denkt darüber nach, wie lange man beim Journalismus Plagiate veröffentlichen könne, um aus sämmtlichen Blättern ausgemerzt zu werden. Als letzter der Mohikaner umarmt er das Korrespondenzlerhandwerk, und pilgert in ein ungelesenes Provinzjournal, wo er den Rest seiner Albernheiten veröffentlicht.

Hart an Strauß' Orchester steht ein junger Walzerenthusiast und geberdet sich ob der Lust, welche ihm die Dreivierteltaktmusik gewährt, wie ein Wahnsinniger. Er zuckt vor Tanzwuth bald mit einem, bald mit dem anderen Beine in die Höhe, klatscht sich die Hände wund und schreit sich heiser!

Mit strahlendem Gesichte sitzt eine wohlbeleibte Mutter zwischen ihren langlockigen Töchtern, und schenkt einem ziemlich bejahrten Mann die höchste Aufmerksamkeit, die man einem männlichen Wesen nur schenken kann. Das männliche Wesen ist ein Rentier, wiegt fünfzigtausend Gulden, und schneidet der einen Tochter etwas Cour vor. Die Mutter denkt innerlich: „Das wäre so ein Packwagen zur Fortschaffung der einen töchterlichen Last! Das wäre so eine Nadel, mit der wir unsere zerrissenen Finanzzustände flicken könnten! Ach! Oh! —

Dort jenes fröhliche Männchen hat sich eines Nestroy'schen Sprichwortes bemächtigt, und Alles und Jedes beantwortet er mit diesem Sprüchlein. Eine sentimentale Dame stößt ihm auf und girrt schmachtend: „Ach, mein lieber N., wie ist mir der Volksgarten so herzlich zuwider! Ich liebe das süße Landleben, ich liebe die grünenden, blühenden Fluren, ich liebe die purpurumsäumten, waldlichromantischen Haine, ich liebe wenn

In gold'nen Flammenblitzen
Der Berge Wolkenspitzen —“

„Oder was!“ antwortet Hr. N. — Ein Gläubiger des Hrn. N. schießt plötzlich wie ein Pilz aus der Erde hervor und nimmt ihn ernst bei der Hand: „Hr. N. Sie werden mich doch morgen besuchen?“

— „Oder wann!“ — Eine junge Frau, die ihren bejahrten Mann als alten Wein betrachtet, dem man mit Jungen nachhelfen muß, sagt zu Hrn. N. ganz melancholisch: „Stellen Sie sich mein Unglück vor, mein liebes Männchen verreist auf acht Tage, und ich muß allein zurückbleiben!“ — „Oder wer.“ — — „Freundchen,“ spricht eine Gestalt mit einer gurkendicken kupferigen Nase, „ich habe eine Entdeckung gemacht — eine Entdeckung! — klassisch! — Im Dominikanerkeller schenkt man einen Guldenwein — einen Gulden! — delizióse! — beim zwölften Seitel bin ich ganz nüchtern!“ — „Oder wie!“ —

Solche Originale könnte ich Ihnen in Menge beschreiben, wenn ich nicht befürchten würde zu lange zu werden; zuweilen belustigen sie mich, zuweilen schüttle ich bedächtig meine Krone, doch läßt sich darüber keine gelben Blätter wachsen.

Ihr bäumlichst ergebener
Volksgartenbaum.

(Wird fortgesetzt.)

# Spaziergänge in und um Wien.

Mitgetheilt von Anton Uyk.

„Müßiggang ist aller Laster Anfang“ Es ist dieß zwar ein altes berühmtes Sprichwort, ich mag ihm nicht widersprechen, aber gewiß ist es doch daß der Müßiggang auch sein Gutes hat. Immer kann der Mensch doch, nicht arbeiten, und mag die Arbeit nun eine körperliche oder geistige sein, einmal erschlaffen die Kräfte, und da, man mag wollen oder nicht, muß man sich in solchen Augenblicken wieder auf Augenblicke dem Müßiggange ergeben. Mancher meiner freundlichen Leser kann mir zwar einwenden, daß dieses Nichtsthun in einem solchen Falle kein Müßiggang ist, ich mag jedoch die Sache betrachten von welcher Seite ich will, es ist doch nichts anderes, und in dieser Beziehung gibt es denn der Müßiggänger sehr viele. Aber gerade in solchen Augenblicken, wo man sich mit Nichtsthun beschäftigt, gelangt man oft zu einer klaren deutlichen Weltanschauung, die man sich weder in einer dunklen Studierstube noch an der Hobelbank hohlen kann. Kein ernsteres Geschäft, das unser Interesse fördert, fesselt da unsere Aufmerksamkeit, und ich möchte beinahe behaupten, man ist in solchen Stunden weniger egoistisch gesinnt. Die Lebensbilder, wie sie das gewöhnliche Alltagsleben mit sich bringt, gleiten da leichter an unsern Sinnen vorüber, und man bemerkt so manches, sammelt sich dabei so manche Erfahrung, die unter andern Umständen für uns verloren gegangen wäre. Freilich ist dabei oft nicht viel gewonnen, aber der Mensch ist da, um das Leben kennen zu lernen, nicht nur in der egotstischen Beziehung zu sich, sondern in einer allgemeinen.

Da ich nun so gut ein Menschenkind bin, wie jeder andere, mit all den Schwächen und Untugenden, so sucht denn auch mich, und leider nur zu oft der liebe Müßiggang heim, den ich so gut es geht damit zu tödten suche, daß ich in den Straßen unserer volksbelebten Hauptstadt, unserm freundlichen Wien mir das Wogen und Treiben der Menschen ansehe, und an dieses so meine Ideen meine eigenen Gedanken anknüpfe; und so will denn auch ich die Ideen wie sie manchmal in meiner Brust aufkeimen in den freundlichen, gerne gelesenen „Volksgarten“ übertragen, und dem gütigen Leser, wenn er mich auf meinen

Wanderungen dann auch noch ferner zu begleiten Willens sein wird, so die einzelnen Bildchen, wie sie mir gerade begegnen vorführen. Bunt wie das vielbewegte Leben in und um Wien sollen sie sein, bald ernst bald heiter, und wenn die Farben auf selben auch nicht immer gleich stark aufgetragen sein sollten, so möge der gütige Leser nur denken, daß dieses ja nur Ideen sein sollen, die in einer andern Brust vielleicht schöner und herrlicher aufzublühen vermögen.

Der Sommer hat seine Blumen aus der Erde hervorgelockt, Lebendiges frisches Laub schmückt die Aeste, und um die Stämme lagert sich am Fuße derselben ein grüner duftiger Wald aus Grashalmen. Ein regeres Leben und Treiben, als in der kalten öden Winterszeit, wo man mehr an die warme Stube gebannt war, ist jetzt in den Straßen sichtbar, am auffallendsten tritt jedoch dieser Unterschied in dem freundlichsten Orte unserer Hauptstadt, im Prater hervor. Da wo im Winter höchst selten ein Fußgeher zu erblicken war, strömen jetzt ganze Schaaren von Menschen und geben sich der Lust und der Freude in den verschiedensten Weisen hin. Und wahrlich dieser Ort ist auch ganz dazu geeignet, um den Menschen, welcher Klasse der Gesellschaft sie auch angehören mögen, Genuß in vielfachen Gestalten zu verschaffen. Hier scheinen sich die Extreme des Lebens zu berühren, neben dem hohen gewaltigen Ernst desselben der leichte bewegliche Sinn sich zu lagern und den schönen Beweis geben zu wollen, wie alles in einander greifen müsse, damit das Leben seinen Werth erhalte, damit sich um den denkenden Sinn — um die schaffende Kraft die Epheugewinde des Frohsinns und der Heiterkeit schlingen. Ja selbst dem, den Schmerz und Erdenweh die sonnigen Frühlings- und Sommertage verkümmert, biethet dieser Ort Labung, vielleicht auch Hilfe.

Willst Du mich nun, lieber, gemüthlicher Wiener, auf meinem heutigen Spaziergange begleiten, so folge mir und ich will Dich hinabführen in jenen Theil Deiner schönen Vaterstadt, dessen Werth Du nie zu überschätzen vermagst.

Die breite schöne Allee, die herrliche Hauptstraße ist stark belebt, Leichte Karossen und Prunkwägen wallen hinab und hinauf, dort sprengen Reiter auf leichtfüßigen Rossen und hier bewegt sich in bunten Gruppen eine große Zahl Fußgeher. Es ist die elegante Welt, es ist jener Theil des Publikums, der sich zu den Gebildeten zählt, theils dazu gehört, theils auch nicht. In unsern Tagen, wo es leider dahin gekommen ist, daß man

den Menschen nur zu oft nach dem Äußern beurtheilt, seinen Werth nach diesem abschätzt, da sondern sich auch meist die Menschen ab, nach ihren Kleidern, nicht nach ihrem Verstande, ihrem Herzen, und so zieht sich denn der Ärmere unwillkürlich zurück und überläßt dem, welchem die launige Glücksgöttin der Gaben mehr ertheilte, gerne jene Orte, die er, wie es ihm dünkt, mit seinem Äußern verunstalten würde. Aber nicht Alles ist Gold, was glänzt. Unter manchem rauschenden Seidenkleide schlägt ein leeres, todtes Herz. In dem Einen ist die Freude erstorben, und es würde den vergänglichen, werthlosen Überwurf gerne vertauschen mit dem fröhlichen Tumulte, der ihm durch die Bäume aus einem anderen Theile des Praters herüber winkt. — Auf einem Andern da lasten schwere Sorgen, nicht für sich, nein, für die, welche sich ungestört der Freude und dem Vergnügen hingeben, und von denen sie oft um den Schimmer beneidet werden, welcher sie umgibt, und der doch kein Lohn sein kann für Müh und Sorge. Es ist ein Bild des wechselvollen Lebens, das, wenn es auch in einer Hinsicht den Einen mehr betheilt als den Andern, Jenem dafür wieder Lasten aufbürdet, die oft schwerer zu tragen sind, als eine einfache Lebenssorge. Lustig und fröhlich erklingen nun die Dreivierteltaktstöne und stören den ernsteren Beobachter aus seinen Träumen auf, denn er ist einem der beiden Kaffeehäuser in der Hauptallee nahe gekommen. Der Mensch will leben, so geht die alte Sage im Volke herum, und dazu gehört, daß er genieße und sich freue. Für Beides ist hier gesorgt.

Doch Mancher, der sich die bunten Gruppen, die einander hier folgen, nur angesehen, um den guten Ton mitzumachen, d. h. in der Hauptallee einmal auf und abzugehen, schlägt jetzt hinter dem Wagner'schen Kaffeehause den Weg in den sogenannten Wurstelprater ein, denn dort geht es lustig und lustiger zu. Policinell treibt dort sein närrisches Spiel, gerade wie im Leben. Da wird auch über so manchen albernen Witz gelacht, gerade deßwegen, weil er albern ist, über manche Dummheit, und hier ist es gerade so. Das Spiel eines solchen Policinells ist aber auch possierlich, und doch will mir's dünken, als liege eine psychologische Tiefe darin. Wie so Mancher muß sich im Leben winden und krümmen, damit er sich sein hartes Stückchen Brot verdient, muß vielleicht seinen Verstand Bocksprünge machen lassen, während ihm das Herz dabei blutet, denn — der Hunger thut weh. Oft geschieht dieses

der Menge unbemerkbar, oft tritt es jedoch auffallend hervor, und wird dann nur zu oft von denen gerügt, die in dem tollen Wahne sind, es könne anders sein. Nirgends ist dies häufiger der Fall als im Künstlerleben. Es ist ein großer Fehler, daß der Künstler einen Magen, und daß der Magen Hunger hat. Von Himmelsäther und Blumenduft kann der Mensch nicht leben, von seinen Träumen und Ideen noch weniger, und gibt er den letzteren Form, Laute oder Sprache, so ist dieses selten für die Menge, wird zwar von dem edleren, gebildeteren, ihm gleich gesinnten Theile aufgefaßt und gewürdigt, doch dieser ist in der großen Zahl Menschen leider der kleinere. Da muß er denn auch so manches unternehmen, was ihm nicht zusagt, was ihm geradezu widerstrebt, was ihm Schmerz, tiefen Schmerz macht, wenn er für seine Kunst erglüht ist, aber er muß leben, zum Leben gehört Brot, und Brot gibt die Menge. Es ist zwar nicht immer der Fall — aber sehr oft.

Noch allerlei ist zu sehen in dem Wurstelprater, in dem sich der niedere Theil des Publikums ungestört seinen Freuden überläßt. Das Lebensdrama ist hier in eine Lokalposse umgestaltet, und diesem fehlt es wahrlich nicht an Handlung. Guckkastenbilder aus dem Leben sind die einzelnen Theile, und ich glaube, wer Psychologie praktisch studiren wollte, der hätte hier die schönste Gelegenheit dazu, da die verschiedenartigsten Charaktere hier ganz ungezwungen gegeben sind. An Ausstattung fehlt es auch nicht. Mutter Natur ist ohnehin bekanntlich die beste Malerin, und ich weiß noch keinen Maler, der eine Baumgruppe schöner gegeben hätte, als jene sie wachsen ließ.

Doch wir wollen uns in dem bunten Gewühle nicht zu lange aufhalten — für die Länge wird der Tumult langweilig — und uns über einige Fußsteige einer Fahrstraße nähern und von dieser dann wieder einen kleinen Fußweg betreten. Nachdem wir über eine Wiese gekommen, nimmt uns ein schattiges Dunkel auf, und wirkt recht wohlthätig auf uns ein, wenn uns die schon etwas heißen Strahlen der Sonne einigen Schweiß auf die Stirne getrieben haben. Der chaotische Lärmen ist so ziemlich in unsern Ohren verklungen, und nur einzelne Schläge auf der großen Trommel tönen bei Windesstille zu uns herüber. Der sich schlängelnde, recht angenehme Pfad hat bald ein Ende, wir betreten einen einfachen, hölzernen, etwas schwankenden Steg, und als wir über diesen hinüber kommen, bietet sich uns ein imposanter, herrlicher Anblick dar.

Majestätisch rollen die Silberfluten des breiten Donaustromes an uns vorüber, einige leicht gebaute Schiffmühlen plätschern mit ihren Schaufelrädern in den Wogen, die sich zwar brechen an jenen, aber dennoch, wie so mancher oft unbeugsame Menschenwille, unaufhaltsam vorwärts wollen. Rechts von diesen jedoch lagern sich auf die schöne, glänzende Wasserebene wie Herren, welchen die Wellen unterthan sein müssen, kolossale Bauten, denen der Menschen rastloser Erfindungsgeist die Bewegung zu geben wußte, ohne der Hände schwankende oder des Windes veränderliche Kraft dazu benützen zu müssen. Wie ein lebloses, starres Ungethüm liegt so ein Dampfschiff vor uns da, und bietet schon in dieser Gestalt einen ehrfurchtgebietenden Anblick. Man sieht, welch' eine Kraft in den Menschen gelegt wurde, damit er solches schaffe, und wie aus den einfachen Grundformen der Wissenschaft Mächtiges zu erstehen vermöge. Ein rastloses Vorwärtsschreiten des Zeitgeistes spiegelt sich hier vor uns, das sich selbst zu krönen weiß in jeder Minute, in welcher es schafft. Und wenn man das Schiff erst wie einen Schwan daher ziehen sieht, wie es schnell die Wogen zertheilt, da knüpft sich an die Bewunderung eines Werkes aus Menschenhand der schöne, hochpoetische Gedanke, daß nur der Weltengeist, der innen im Menschen wohnt, es sei, welcher das Band um Millionen und wieder Millionen schlingt.

Und verläßt man die Dampfschiffe, schlägt den Weg zur Eisenbahn ein, den erst zu zeigen ich nicht für nöthig erachte, welch ein schönes Bild von Eintracht und Harmonie, von einem innigen Nationalverbande zwischen den verschiedensten Völkern drängt sich uns da nicht unwillkührlich auf. Ja, sie sind es, die herrlichen Eisenbahnen, die sich wie Bänder um die liebefreundliche Erde schlingen, welche den Frieden befestigen, welche es machen werden, daß man sich von dem entgegengesetzen Polen der Erde die Hand reichen wird zum ewigen Bande. Das alte Schwert mag einrosten in der Scheide, die denkende, schaffende Kraft des Menschen hat den eisernen starren Willen gebeugt, daß er ihr unterthan sey, hat das Schwert am Eisen festgebunden, daß es als Paradepferd allenfalls durch die Welt stolzire, aber nimmer gezogen werde, um zu vernichten. Es ist mit ihnen der Weg gebahnt zu einem universellen Zusammenhange der Nationen, zu einem ewigen Weltfrieden. Segen, heißer Segen möge dem folgen, der die unbekannte Kraft zu nützen, der sie zu fesseln wußte, daß sie den Kräften der Menschen unterthan sei! —

Doch Du wirst müde sein, lieber Leser. Der Bilder, die sich dabei einem ernsteren Anschauen des Vorgeführten uns unwillkührlich aufdrängen, sind zu viele, als daß wie sie mit unsern schwachen fünf Sinnen alle zu fassen und festzuhalten vermögen. Es schwindelt der Kopf vor dem hohen gewaltigen Lebensernst, der sich uns hier veranschaulicht. Du suchst nun ein ruhiges Plätzchen, um auszuruhen, um sich zu laben an einem frischen kühlenden Trunke, aber Du würdest jetzt gerne es abseits thun von dem wirren Gewühle, denn der lustige oft ans possenhafte grenzende Sinn kann Dir nicht zusagen nach den ernsten Bildern, die an Dir erst vorüber gingen. Ich weiß einen Rath. Trachte die Fahrstraße des Wurstelpraters zu gewinnen und gehe dann fort an dieser bis du zu dem Punkte kömmst, wo sie sich krümmt. Hier breitet sich eine schöne von Bäumen und Gestripp eingeschlossene Wiese vor deinen Blicken aus. Sie scheint, als wäre sie dazu bestimmt, daß fröhliche Wassernixen daselbst ihre nächtlichen Tänze halten sollten. Schreite nur immer gerade den Fußsteig, der vor Dir liegt, fort, und Du kömmst zu einer freundlichen Quelle, deren frisches erquickendes Naß so kristallhell und klar ist, wie das Herz einer reinen Jungfrau, über das sich der erste rosige Schimmer der Liebe gebreitet. Einige Bänke und Stühle empfangen Dich recht ländlich. und kredenzt auch gerade keine Hebe den Becher, das frische, duftige Naß erquickt dennoch, und Du wirst gerne nach dem ersten Glase noch ein zweites trinken. Alte Greise und junge blühende Mädchen siehst Du da neben einander in bunten Gruppen. Erstere suchen die durchlöcherte Gesundheit so gut es geht auszuflicken, und für Letztere ist es ein schönes Mittel, das Incarnat ihrer Wangen zart zu erhöhen. Du hast auch zugleich ein kleines Bild der Ungezwungenheit an einem Kurorte, denn als ein solcher wird das Bründel, unter welchem Namen es bei den täglichen Besuchern bekannt ist, betrachtet. Und wahrlich, das frische Wasser thut wohl, überirdische Kräfte will ich ihm zwar keine zuschreiben, aber die kleine Bewegung, der angenehme, freundliche Spaziergang mag auch dazu beigetragen haben, daß schon Mancher von einer Beschwerde hier befreit wurde. Und ich versichere Dich, hast Du das Bründel einmal besucht, Du kömmst gewiß bald wieder.

Ich könnte Dich noch viel herumführen, könnte Dir zeigen, welch schöne, poetische Hochgenüsse Dir die dunkleren, man könnte mit Recht sagen weniger besuchten Waldpartien zu bieten im Stande sind, wie da

die Blätter der Bäume ungehört von den ungeweihten Ohren der Menschen mit einander flüstern, sich die Geheimnisse der Natur mittheilen, mit dem leisen Zephir kosen, wenn er neckend um die Äste haucht; wie sie ihre überflüssigen Blätter großmüthig zu Boden werfen, daß der edle schlanke Hirsch ein weiches, duftiges Lager finde; könnte Dir zeigen, wie der Urquell, die ewige Liebe, hier im Bilde unbemerkt, aber nichts desto weniger thätig wirkt, aber dieß Alles wäre zu viel, da Dich das Andere schon müde gemacht haben dürfte.

Wenn Du mich jedoch noch ferner gerne zu begleiten gedenkst bei meinen Spaziergängen, wenn Du dann an meine Ideen die Deinen zu knüpfen beabsichtigst, und so ergänzt, was ich zu beschränkt hier nicht ausführlicher zu geben vermochte, dann kann es der Zufall vielleicht fügen, daß wir wieder den freundlichen Prater, den Universal-Unterhaltungsort des gemüthlichen Wieners besuchen, und dann will ich nachholen, was ich dießmal versäumte; bis dahin lebe wohl! —

---

# Vox populi.

Kennen sie, schöne Leserin dieser Monatsschrift, den witzigen Redakteur der „Wespen," den Pariser Alfons Karr? Der Mann ist eine menschgewordene Geißel aller Abgeschmacktheit, allen Unsinns, der heimisch ist seit Jahren und unvermeidlich wie der Wechsel von Tag und Nacht in der großen Modestadt an der Seine. — Man sieht ihn aber auch überall. Im Salon? Auf der Straße? Auf dem Boulevard? Im Palais-Royal? Im Concerte? Im Theater? Auf alle diese Fragen ein rasches Ja. Komisch klingt, was er in seiner ergötzlichen, launigen Manier von den naiven Urtheilen erzählt, die er am Portal des théâtre français so gut als am Eingange zur Bühne Porte-Saint-Martin erlauschte. Ich folgte seinem Beispiele, und will der Lesewelt einige wundersame Curiosa mittheilen, die ich theils selbst mit eigenen Ohren hörte, theils der glaubwürdigen Mittheilung bekannter Schriftsteller danke. Ich habe diese Curiosa alphabetisch geordnet; der Schauplatz, auf dem sie sich begeben, ist die Vorhalle eines großen Theaters nach dem Schlusse nachfolgender Stücke.

Ahnfrau:

Stutzer. Eine verdammt schauerliche Erscheinung, diese Ahnfrau! Ich könnte mich ordentlich fürchten und an Gespenster glauben.

Ein Tiefdenker. Dummkopf! Du weißt doch, daß der Jaromir ein ganz verfluchter Kerl war, der die Sbirren weidlich foppte und an der Nase herumführte? Nun da hat sich denn ein pfiffiger Häscher als Ahnfrau verkleidet, und so haben sie den Teufelsbraten gefangen. Vor Gespenstern fürchtet sich Jeder.

* * *

Bernauer Agnes:

Vater. Mathias, mein Söhnlein, was sinnst du? Auf was denkst du?

Knabe. Was hätten sie denn angefangen, wenn die Bernauerin schwimmen gekonnt hätte?

* * *

Carlos Don:

Kaufmannsdiener. Wen meint er denn eigentlich mit dem großen Handelsmann in Süden?

Sein Begleiter. Wahrscheinlich einen Uhrmacher. Du hast ja gehört, wie später der Posa sagt: „Die Uhr schlägt fort, mehr lehrte sie der große Künstler nicht.“

* * *

Diamant des Geisterkönigs:

Schwärmer. Insel der Wahrheit! Schönes Eiland, könnte ich dich finden und auf deinem heiligen Strand ausruhen!

Prosaiker. Der Raimund hat Recht, es geht nichts über eine saubere Köchin.

* * *

Egmont:

Chevalier. Wie hat Ihnen das Stück gefallen, meine Gnädige?

Dame. Es ist ein rührendes Familiengemälde.

* * *

Faschingsnacht verhängnißvolle:

Lebemann. Ein köstlicher Mensch, dieser Nestroy. Man muß über ihn lachen.

Aktenwurm. Nestroy? Nestroy? In welchem Bureau sitzt er denn?

* * *

Griseldis:

Mutter. So schluchze doch nicht so ungebührlich laut. Man deutet bereits auf uns.

Tochter (schluchzend). Arme Griseldis, bedauerungswürdiges Weib! Früher so reich und jetzt wieder bettelarm! Schlechter Kerl, dieser Percival! Er wird ihr doch jährlich was auswerfen müssen?!

* * *

Hamlet:

Eine Bettlerin. Erbarmen, mein Herr! Schenken Sie mir nur einen Kreuzer auf Brot!

Dandy. Es gibt Dinge unter der Sonne, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt.

* * *

Juan Don:

Zweifler. Aber die Sängerin, welche heute als Donna Anna gastirte, ist ja schon ziemlich bei Jahren und nicht im Mindesten hübsch? Wie konnte sich der schmucke Don Juan in diese obsolete Person verlieben?

Pfiffikus. Das verstehen Sie nicht, und die Direktion hat dabei eine sehr weise Wahl getroffen. Sehen Sie, die Person ist alt und häßlich, und obendrein blutarm; denn ihr Vater, der Kommandant, besitzt, wie ich aus sicherer Quelle weiß, kein weiteres Einkommen, als seine schmale Gage. Kann man die Verworfenheit Juans besser charakterisiren? Hier verlockt weder Jugend, noch Schönheit, noch Gold, nein — die bloße satanische Lust am Verderben ködert den Verführer!

* * *

Kobold:

Dame (am Arme eines Stuzers zu diesem). Ein Liebhaber mit Hörnern? Fi donc, der Mensch muß nicht von Allem haben

Ihr Mann (nachfolgend, den Hut lüftend und den Schweiß trocknend leise). Das hätte ich früher bedenken sollen.

* * *

Liebestrank:

Stubenmädchen (zärtlich). Wir haben ihn geleert diesen Liebestrank!

Korporal. Dummheit! Narrenspossen mit deinem Liebestrank! Nichts habe ich geleert, bin schrecklich durstig worden. Mein Lieblingstrank ist eine Halbe Gemischtes.

* * *

Mildes Urtheil:

1. Student. Wie gefällt dir dieses Stück?

2. Student. Nicht sonderlich. Das Urtheil ist mir zu mild. Ich hätte sie früher tüchtig durchgewässert.

* * *

Nathan der Weise:

Enthusiast. Ach! wie ist die Allegorie mit den drei ähnlichen Ringen so wundersam ergreifend.

Schwachkopf. Kann es nicht sagen, habe sie nicht begriffen. Ich werde doch einen polnischen Juden einen Türken und mich selbst auseinanderkennen!

* * *

Othello:

Fräulein. Dieses Trauerspiel ist für Sie, eifersüchtiger Journalist, geschrieben (deklamirt):

Sie haben von der Liebe wie
Othello stets gesprochen.

Journalist (einfallend):

Auch der Othello hätte nie
Die schöne Frau erstochen,
Wenn sie ihm nur recht oft gesagt:
Du wirfst herum mit Gulden,
Das macht mich oft recht sehr verzagt —
Du steckst gewiß in Schulden.

* * *

Pierrot in Feuer vergoldet:

1. Schusterbube. Weißt du, was das Beste in dieser Pantomime ist?

2. Schusterbube. Die Vergoldung?

1. Schusterbube. Daß der Harlekin durch das Prügeln selbst müde wird, sonst könnte es der Pierrot auf Ehre nicht aushalten.

* * *

Räuber in den Abbruzzen:

Kind. Vater, warum ist heute der Sprung mit dem Pferde über die Felsenkluft ausgeblieben?

Vater. Wegen Unpäßlichkeit des Künstlers, der sich gegenwärtig im Thierspitale befindet.

* * *

Schuld:

1. Zuschauer. Was ist denn eigentlich die Grundidee dieses Trauerspieles?

Referent. Daß man jedem Bettler ein Almosen geben müsse.

Zuschauer. Wie so?

Referent. Passen Sie auf. Hätte die Gräfin der Zigeunerin ein Almosen gegeben, so hätte sie die Zigeunerin nicht verflucht, ihr nichts Böses prophezeiht; hätte die Zigeunerin nichts prophezeiht, so hätte sich die Gräfin nicht gefürchtet; hätte sich die Gräfin nicht gefürchtet, so hätte sie den kleinen Hugo nicht nach Norden gesandt; wäre der kleine Hugo nicht nach Norden gesandt worden, so hätte der große Hugo seinen Bruder von den Windeln auf gekannt; hätte der große Hugo seinen Bruder schon als kleiner Hugo gekannt, so hätte er ihn nicht umgebracht. Sie

sehen also — mit Almosen, keine Schuld — ohne Almosen, sehr viel Schuld.

* * *

U. A. W. G.:

Alter Herr. Könntest Du mich auch so hintergehen, Eulalia? U. A. W. G. Um Antwort wird gebeten.

Mädchen (ihm die Hand drückend). Nicht Um Alle Welttheile Geliebter. U. A. W. G. (sie drückt einem hinter ihr stehenden Jüngling ein Briefchen in die Hand.)

Ein Zuschauer: U. A. W. G. Unvernünftiges Alter wird geprellt.

* * *

Verschwiegene wider Willen:

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

(Dem Verfasser scheint nichts eingefallen zu sein.)

* * *

Waltron Graf:

Vater. Nun Hansi, wie haben dir die Soldaten gefallen?

Knabe. Auf der Glacis exerciren sie besser.

Dichter. Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt oft in Einfalt ein kindlich Gemüth!

* * *

Zauberschleier:

Dame. Aber warum trägt denn der Mahler den köstlichen Zauberschleier stets in der Brusttasche, statt ihn vorsichtig unter Schloß und Riegel zu verwahren?

Mann. Über diesen Punkt mußt Du Herrn Scribe in Paris befragen.

Dame. Was glaubst Du?

Mann. Daß er ihm leichter gestohlen werden kann.

T. S.

---

## Wasser-Glacis und Glacis-Wasser.

Skizze von Franz Fitzinger.

Motto:

— — — — —

Dieses Thema ist freilich schon einige Duzendmal abgeleiert worden; aber ich rechne auf die Nachsicht meiner Leser, und sage mit dem Schäcker in der „Prätiosa“: „Thut nichts, könnt's noch einmal hören.“

Wasser-Glacis! ein Name, der mit einem Steine zwei Würfe macht, eine Doppelbezeichnung, ja sogar eine dreifache; erstens weil es an den Gewässern der Wien liegt, zweitens weil dort Wasser aller Gattung getrunken wird, drittens weil dort Wasser aller Gattung gegeigt, geblasen, getrommelt und — gesprochen wird. Dieses Glacis ist ein Glacis-Katherochen, ein Glacis wie es sein soll, ein Glacis, welches nicht nur Grund und Boden, Gras, Sand und Staub und Kiesel, sondern auch Gegend hat; ein weiter Park mit herrlichen Alleen, ein reizender Garten voll prächtiger Zierpflanzen, und mitten aus Grün und Blüten leuchtend die erhabene Karls-Kuppel, die neuen Münzgebäude, Prinz Coburgs imposantes, säulengetragenes Dach, und der alte, aber doch noch im Wachsen begriffene Stephansthurm! — Ein prächtiges Panorama, Natur voll Kunst, und Kunst voll Natur! Dieses Glacis ist ferner ein wohlbewässertes, wohlbevölkertes, eines der schönsten und seit Kurzem wohlriechendsten; keine nackte, fade Esplanade, nein, die Königin von Wiens Glacieen, ein Glacis was sehr Glacis.

Auf der einen Seite erhebt sich der Tempel des Askläpias, auf der andern der des Orpheus; Gesundheit, Kunst und — Liebe! Letztere hat hier freilich keinen hölzernen Tempel, aber sie entbehrt ihn leicht. — Ist ein Tempel der Liebe doch die ganze Welt, mithin auch ganz Wien, mithin auch das ganze Wasser-Glacis.

Auf dem Wasser-Glacis wird das Wasser zum Zwecke, und es ereignet sich auch jährlich einige Male, daß der Zweck nicht zu Wasser wird. Es ist dieß aber auch ein köstliches Wasser, welches zwar kein Mosesstab aus Felsen, sondern der Äskulapstab aus Plützern lockte; ein Wasser, das mehr Metall enthält als die Stimme manches primo tenore assoluto,

und mehr Salz als manches vater- und fremdländische Original-Lustspiel, und wenigstens eben so viel fixe Luft, als fixe Ideen in den Köpfen der Ärzte und Patientenhaufen. Mancher, der sich krank gegessen, getanzt, gescherzt, gelangweilt hat, wird versucht, sich hier gesund zu trinken. — Es ist das lustigste Leben auf der Welt! ein ewiges Gesundheittrinken, zwischen Walzern, Galoppen, Quadrillen, Polka's und italienischem Rump-rump, mit obligatem Kindergeschrei, nebst Spatzen- und Ziegengesang! Ja, die Ziege; das ist das zweite Gestirn dieser Gefilde Hygiea's, der Kastor von dem Pollux Mineralwasser; eine Ziege, gleich bei der Hand, wo hektische Geschöpfe die Milch gleich aus der ersten Hand erhalten, aus der Quelle, nicht weit hergeholte Milch von dem Wanderkarren jener weiblichen Dulcamara's. Es wäre zu wünschen, daß auch die edle Kuh, im Bunde der Dritte, gleich bei der Hand wäre, zum Nutzen und Frommen aller Kaffeeschwestern und männlichen Melange-Virtuosen.

Welcher Kranz von lieblichen stillen Blumen in den niedlichen Gartenräumen, und von lieblichen lauten Blumen auf den Stühlen und Bänken! Was für Rosen, die wie Mädchen lächeln, was für Mädchen, die wie Rosen duften! wie leicht könnte man da Blumen und Mädchen verwechseln, denn Helmina v. Chezy singt:

„Und Niemand weiß im grünen Mai,
Was Mädchen noch was Rose sei!"

Man könnte einer Rose die Hand küßen, und eine Dame ins Knopfloch stecken, bei der Letzteren Dornen und bei Ersterer Stecknadeln finden, nur wer sich nicht an Dichtergrillen hält, wird der Täuschung entgehen, und zusammenzureimen wissen, was zusammen gehört. —

Welch ein buntes Gemälde von Wandelnden und Sitzenden, von Essenden und Rauchenden, von Schweigenden und Schwätzenden, von Elegance und Negligee. Hier geht ein Sohn der Wildniß mit schlotterndem Rocke, mit geschornem Haupte und glattem Gesichte; dort ein Sohn der Bildung, mit einem Rocke von oder nach Gunkl, und einem Barte von oder nach Ziegenbock, und was ihm aus dem Munde geht, ist Rauch. Mit dem Munde verschlingt er seinen „Schwarzen," mit den Augen die Schönen. Einer konversirt mit Menschen, der Andere mit seinem Hunde, noch ein Anderer mit sich selbst. Einer liest die Zeitungen, der Andere seine ganz frisch erschienenen, und dennoch welken Gedichte oder Novellen, oder ein

süßes Blättchen, das er so eben auf der kleinsten Post erhalten, oder in den Augen der Geliebten. Einer kehrt sein Inneres heraus und läßt sein Licht leuchten, ein Anderer drückt sein Äußeres zärtlich ans Herz, daß die Leute deutlich sehen, wie es an einem neuen Fracke hängt. — Manche strickt einen Strumpf, um den Schein der Häuslichkeit zu haben, manch Andere ist häuslich, um den Strumpf zu haben. Die Eine nimmt fremde kleine Kinder mit, um jung zu scheinen, die Andere verbietet aus demselben Grunde ihren großen Kindern, sie vor den Leuten Mama zu nennen. Manche geht auf das Wasserglacis um einen Mann zu kriegen, manch Andere um einen los zu werden. Mancher sucht eine Freundin und findet eine Frau, während manch Anderer eine Frau sucht und eine Freundin findet; Mancher geht voll aus und kommt leer nach Hause, Manche, — doch genug! nur die Bemerkung dringt sich uns auf, daß vielen Leuten Alles verkehrt geht, vielleicht, weil sie Alles verkehrt anfangen. Sie wollen getroffen sein, und lassen sich daguerreotypiren; sie wollen Trinkwasser, und graben einen artesischen Brunnen; sie wollen Geld, und werden Schriftsteller; sie wollen vernünftig werden, und lesen eine philosophische Abhandlung! — Niemand aber, er möge nun sitzen, stehen oder gehen, entrinnt dem wandernden Notenblatte, diesem in Noten gesetzten Hunger, welcher desto weniger gestillt wird, je mehr wir ihn satt haben; dieses stereotype Verlangen nach der klingenden Münze so Vieler, die sich den Instrumentenklingklang ganz und gar nicht verlangen; dieser ambulante Opferstock des Orpheus-Tempels, der Einen nach allen öffentlichen Vergnügungsorten folgt, wie das Marlboroughlied jenem Britten; Figaro quá, Figaro lá, Figaro su, Figaro giù! Nichts Neues unter der Sonne und unter den Kastanien-, Linden- und Akkazienbäumen, c'est tout comme — partout! — Und nun noch die Bitte: Rechnet nicht etwa meine Skizze auch zum Glacis-Wasser!

## Lokal-Charaden.

1. (Viersylbig.)

Als Dichter sang das erste Paar
Von Lieb' und Ritterzügen,
So wie vom Mann, der Meister war,
Im Prahlen und im Lügen.

Im letzten Paare wohnt Jahrein
Jahraus Kartarrh und Fieber,
D'rum wünscht man, stets von ihr zu sein
Je weiter, desto lieber.

Doch wer der Herr des Ganzen wär',
Der könnte ohne Prahlen
Sich als gemachter Millionär,
Als Krösus lassen malen.

2. (Zweisilbig.)

Ich hatte von der Ersten viel
An einem Sommertage
Genossen, und vergaß mein Ziel,
Des eignen Zweiten Lage;
D'rum wankt' ich, statt zurück nach Wien,
Herum in einem Kreise,
Kam immer nach dem Ganzen hin,
Und trank nach alter Weise.

Ig. G—d.

Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.

# Auflösung

der Lokal-Charaden im 6. Hefte des „Wiener Volksgartens“:

Nr. 1. Bauernmarkt. — Nr. 2. Dornbach.

# Das Gesellschaftsspiel in der Arche Noah.

Wenn Sie mich, meine freundlichen Leser und Leserinnen fragen würden, woher sich meine Nachrichten aus der Arche Noah schreiben, so könnte ich mit einer gewissen historischen Wichtigkeit das chaldäische Xeisothras oder den indischen Man-Sotti-Wrata oder den Fohi der Chinesen oder den griechischen Dionysius zitiren, von denen mir traditionelle Kunde kam; allein ich gestehe aufrichtig, daß ich meine Nachrichten unmittelbar einer kleinen hebräischen Legendensammlung verdanke, in welcher einer der ersten und gottgelehrtesten Rabbi's dieser Nation erzählt: vor der Sündfluth wären alle Raben weiß gewesen, in der Arche Noah aber sollten alle lebenden Geschöpfe während der ganzen göttlichen Strafzeit nur die lautersten Liebesgedanken hegen; der Rabe jedoch mit seiner Geliebten hegten irdische Liebesgedanken, und wurden dafür mit der Farbe der Sünde, mit der Schwärze bestraft.

Seit dem ich dieses gelesen hatte, konnte ich keinen Raben ohne Gefühl des menschlichen Mitleids sehen, da er das erste angeschwärzte Wesen der Schöpfung war. Ich schaffte mir mit meiner ungemeinen Leidenschaftlichkeit alle ausgestopfte Raben an, deren ich nur habhaft werden konnte. Meine Rabensammlung war schon ansehnlich angewachsen, als ich eines Abends nach Hause kam, und etwas in meinem

Zimmer herumgehen hörte. Es war ein großer Rabe, der von den Gestellen stieg, und sich mir als wohl conservirtes Original-Exemplar des Raben aus der Arche Noah präsentirte.

Nach der ersten freudigen Ueberraschung ließ ich mir eine nähere Schilderung des geselligen Lebens in der Arche Noah machen.

Im Anfange scheint es, sagte mein Rabe, als ob in einem Schiffe die Geselligkeit viel fröhlicher sey, als sonst irgendwo; denn erstens ist eine Wasserpartie im Grunde nicht so trocken als eine Landpartie; zweitens wird man auf einem Schiffe viel eher flott; drittens sehen auf einem Schiffe die Damen ein, daß eigentlich ein Mann das Steuerruder führen müsse; viertens sehen die Trotzigen und Spröden, daß man zuweilen die Segel streichen muß; fünftens merken auch die am wenigsten Klugen sogleich, woher der Wind bläst, und letztens und hauptsächlich endlich wird auf einem Schiffe selbst der dümmste Mensch oft verschlagen.

Wir gingen also ziemlich gefaßt in die Arche, lauter liebende Pärchen. Löwe und Löwin, Bär und Bärin, Esel und Eselin, Gimpel und Gimpelin, Gänserich und Gans, Rabe und Rabin, kurz, immer zwei liebende Herzen zogen wir ein, und begannen unser eingezogenes Leben.

Am ersten Tage hatten wir vollauf zu reden von dem außerordentlichen Wetter. Aber schon am zweiten Tage, da es nichts als regnete, wurde auch das Gespräch über das Wetter zu Wasser, und wir liebten und sprachen von unserer Liebe. Der Löwe lag zu den Füßen der Bärin, der Bär schmachtete mit der Löwin, der Esel liebäugelte mit der Wölfin, der Dromedar seufzte mit der Leopardin, der Gimpel las der Schwalbe ein Sonett vor, der Wiedehopf ritt vor den Fenstern der Gans auf und ab; kurz — in der ganzen Arche herrschte eine platonische Liebe, ein allgemeines Herzklopfen schlug an die Seitenwände, und die Seufzer wurden statt Ballast in die Kajüte gepackt. Allein schon am dritten Tage langweilte diese allgemeine Liebe. Der Löwe schlummerte zu den Füßen der Bärin, die Löwin schnarchte be den Zärtlichkeiten des Bären, die Eselin gähnte und las Claurens Mimili; der verliebte Dromedar zählte die Fensterscheiben, die Gans nasenstüberte aus Langeweile den Gimpel, der Wiedehopf und ich wir spielten langen Puff.

Da kam der Bönhase auf den genialen Gedanken: „Laßt uns Gesellschaftsspiele spielen!“ Da war allgemeines Entzücken! „Oui!“ rief das Fräulein Gans aus, „Oui! des jeux innocents!“ „Einzig!“ schrie der Gimpel, „ein Pfänderspiel!“ „Yes!“ blöckte das Schaf, „some jesting pley!“ „Räthsel lösen und Witze machen!“ schrie der Esel u. s. w.

Jeder wollte etwas Anderes.

Endlich vereinigten sie sich dahin, daß sie Theater spielen wollten. Sogleich wurde ein Theater erbaut, die Blindschleichen und die Maulwürfe machten die Lokal-Baukommission, Generaldirektor wurde der Wallfisch. Der Ochs, das Schaaf, der Bär, der Stockfisch und der Gimpel wurden Regisseurs. Der Ochs prüfte die neuen Stücke, das Schaf besorgte die militärischen Märsche und Evolutionen, der Gimpel wohnte den Proben bei, der Bär besorgte die Damengarderobe und der Stockfisch endlich strich die Stücke zusammen. Zwei Kassiere wurden angestellt, der Habicht und der Rabe, der Esel wurde Sekretär und Geheimschreiber, und die Klapperschlange Soufleuse.

Der Storch spielte erste Helden, der Bock die Liebhaber, die Gans Liebhaberinnen, die Schwarzamsel komische Alte, der Schöps den Intriguant, der Elephant zärtliche Väter, und das Murmelthier den spanischen Grazioso. Der Frosch erschien als erster Tenorist, das Feldwiesel als Baßsänger, die Grille als Altstimm, die Dohle als Prima donna, und der Schuhu als Comico Buffo. Als Theater-Compositeur wurde die diebische Elster angestellt, und als Theaterdichter das Faulthier.

Elendthiere, Kröten, Feldwiesel und Kamele bekamen Freibillete, dafür mußten sie immer mit den Pfoten aneinander schlagen.

Nun wurden Stücke einstudirt, und Opern angesagt, aber o Himmel, die Grille wurde plötzlich heiser, und der Frosch erkühlte sich; die Gans konnte ihre Rolle nicht, der Elephant fiel in Ohnmacht, der Storch konnte nicht auf die Beine kommen, der Gimpel und das Schaf bekamen Streit, der General-Direktor Wallfisch ließ sich von dem Strom hinreißen, und das Theater zerfiel.

Der Luchs schlug also ein anderes Gesellschaftsspiel vor:

„Lebende Bilder, mit Unterschriften aus den beliebtesten neuesten Werken der Dichter und Autoren.“ Das ging ein Weilchen.

z. B. Die Zibelkatze als „Elisabeth" und ein Kaninchen als „Posa," mit der Unterschrift:

„Das Leben ist doch schön!"

Oder das Schaf als „Carlos" und der Esel als „Posa" mit den Worten:

„Arm in Arm mit dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Oder eine Scene aus „Corneille's Cinna."

Ein Gimpel als „Augustus" reicht einem Stockfisch als „Cinna" die Hand mit den berühmten Worten: „Soyons amis Cinna!"

Oder eine Nachteule als „Julie auf dem Balkon," und ein Faulthier als „Romeo" mit dem Nachruf: „O sweet Romeo!"

Oder ein Hamster als „Egmont" und eine Ente als „Klärchen," mit der Unterschrift:

„Selig allein ist die Seele, die liebt."

Oder eine Schnecke als „Prinzessin von Navarra" und ein Krebs als „Page," mit dem Ausruf:

„Welche Lust gewährt das Reisen?"

Oder ein Biber, der eine Fledermaus zum Altar führt, mit den Worten:

„Wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein!"

Auch dieses Spiel ermüdete die Gesellschaft bald, man schlug Räthsel und jeux d'esprit vor; der Ochs war für die blinde Kuh, die Tauben waren für das Musikmachen, der Fuchs für das: „stirbt der Fuchs so gilt der Balg," der Haase wollte Soldatens spielen, der Maulwurf war für das Suchen und Verloren u. s. w.

Auch dieses ging nicht recht von Statten, und die erste liebe Langeweile und erste langweilige Liebe kehrte wieder zurück.

Ein Spürhund, der in der Arche war, schwärzte mich an, indem er vorgab, ich hätte mich schon längst in stiller Liebe mit meiner Geliebten entfernt. Noah stieß mich aus der Arche, unter dem Vorwande ich sollte sehen ob die Erde schon trocken wäre; da dieß aber nicht der Fall war, und ich kein Blatt vor den Mund nahm, und es ihm trocken sagte, daß es noch nicht trocken sei, erklärte er mich für einen unheiligen Vogel!"

Hier endete der Rabe seine Erzählung und sah mich mitleidhei-

schend an; ich aber sagte: „mein lieber Rabe, es sind seit deiner Zeit bis jetzt schon viel unschuldigere und weißere Geschöpfe als du bist, gerade weil sie zu viel Weisheit besaßen, schwarz gemacht worden, und sie konnten auch eben so wenig wie du aufs Trock'ne kommen.“ Darauf erzählte mir der Rabe noch so manches Interessante, welches ich Ihnen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, jetzt schon aus dem einfachen Grunde nicht mittheilen kann, weil es mir fast scheint als setzten Sie einigen Zweifel in die Wahrheit dieser Begebenheit.

Ich gönne Ihnen daher ein Paar Augenblicke Zeit darüber nachzudenken, bis ich Ihnen einen eben so wunderbaren Briefwechsel mittheile, der mir auf einen meiner Ausflüge in das Land der Phantasie, in die Hände fiel.

---

## Kleine Briefe großer Mächte.

Korrespondenzen aus der Band-Schachtel einer Seidenhandlung.

### Erster Brief.

Das Band der Freundschaft an das Band der Liebe.

Theuerstes, innigverwandtes Band!

Schon längst wollte ich dich fragen, ob es dir auch so schlecht geht, wie mir. Ich bin fast ganz außer Mode gekommen. Seit Jahren bin ich ein Artikel, nach welchem keine Nachfrage geschieht, und ich befürchte fast, man wird mich gar nicht mehr fabriciren. Ich muß weinen, wenn ich der guten alten Mode gedenke, wo fast kein Mensch war, der mich nicht wenigstens einmal eine Zeitlang getragen hätte, jetzt aber bin ich durch das Maschinenwesen, bei dem man alle Menschen entbehren kann, ganz aus der Mode gekommen. Wie geht es denn dir, meine gute Kousine?

Antworte bald deinem unglücklichen

Bande der Freundschaft.

---

## Zweiter Brief.

Das Band der Liebe an das Band der Ehe.

Hochverehrter Vetter!

Beifolgendes Schreiben erhielt ich von dem Bande der Freundschaft. Ich kann leider nichts für dasselbe thun, denn ich selbst werde auch nicht mehr stark getragen. Aus welchem Stoff werde ich aber jetzt auch geschaffen! Keine Festigkeit, keine Dauer; wenn man mich zwei Tage trägt, so reiße ich entzwei. Die Menschen wollen mich als Schleifen und Schlupfen auf Bällen u. s. w. zum Putz, aber nicht als Bindband, nicht als Band, das sie fest umschlingt.

Trotz dem allem bin ich doch bereit für das arme Band der Freundschaft etwas herzugeben, wenn wir alle etwas zusammenschießen.

Deine Kousine,

das Band der Liebe.

## Dritter Brief.

Antwort des Baudes der Ehe an das Band der Liebe.

Leider kann ich dir nichts zusammenschießen, denn ich selbst bin schon so abgeschossen, daß ich meine Urfarbe nicht erkenne. Man geht so schlecht mit mir um, daß, wenn ich am Hochzeittage als Rosaband erscheine, ich in acht Tagen schon aschgrau oder Lila bin. Kömmt ja einmal Jemand, der mich kauft, so darf ich aus keinem seidenen Stoff gewoben sein; nur wenn ich aus Gold bin, da wollen sie mich schon tragen, aber auch da soll ich nur zur Besatzung dienen, aber nicht als Schärpe, die das Herz und die Brust umschließt. Da ich also nur mit Noth meine eigene Selbsterhaltung bestreite, so kann ich nichts für das Band der Freundschaft thun. Ich verbleibe dein u.s.w.

## Vierter Brief.

Das Band der Natur an das Band des Eigennutzes.

Euer Hoch- und Wohlgeboren!

Ein abgetragenes Band, welches durch überhandnehmende Verfeinerung aller Dinge ganz locker geworden ist, das fädenscheinige

Band der Natur bittet bei Euer Hochgeboren um eine kleine Unterstützung als Unterfutter, damit es nicht ganz entzwei gehe. Ich liege in verschiedenen Mustern auf dem Lager fertig, aber Niemand läßt mich mehr an seinen Leib kommen, und Alle sagen, das gewässerte Band der Natur passe nicht mehr für das blühende Antlitz der Aufklärung; auch wäre es zu altmodisch gewebt, und mit altfränkischen Desseins verunstaltet. Erbarmen sich

Euer Hochgeboren,

Ihres ganz demüthig ergebenen
Bandes der Natur.

---

## Anderweitige sonderbare Correspondenzen.

### Fünfter Brief.

Der Herbst der Schönheit an den Zahn der Zeit.

Hochgebietender, gestrenger Herr!

Ich sehe schon, wie Euer Hochgeboren den Zahn auf mich spitzen, allein gehen Sie noch dießmal bei mir vorbei. Ueberhaupt, seine Gebieterin, die Frau Zeit, sollte sich schämen, diese alte Coquette, die mit ihrem einzigen Zahne noch so auf Alles verbissen ist. Sie soll sich einmal selber auf den Zahn fühlen, sie ist schon so viele Tausend Jahr alt, und thut noch immer so jung und macht die neueste Mode mit; aber wenn sie sieht, daß eine andere Schönheit auch lange mitläuft, da will sie sich vor Neid gleich an ihr den Zahn ausbeißen. Es wäre wirklich Zeit, daß die Zeit mit ihrem Zahn einpackte.

Auf jeden Fall aber hoffe ich, daß Sie vor der Hand noch viel Dringenders zu thun haben, als sich zu mir zu bemühen, Sie könnten sonst lange Zähne bekommen. In der Hoffnung, daß ich noch lange nicht das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen, bin ich u. s. w.

---

### Sechster Brief.

Das Pfand der Liebe an die Stimme des Bluts.

Mein geliebter Gönner!

Sie scheinen mir seit kurzem so heiser, so belegt, daß ich besorge, Sie werden bald keinen vernehmlichen Laut von sich hören lassen kön

nen. Das wäre für ein Pfand der Liebe, auf welches man in Leihhäusern nichts bekömmt, ein großes Unglück. Sehen Sie also, daß Sie ja Ihre Stimme nicht verlieren, halten Sie sich hübsch warm, und trinken Sie einen Thee, der Ihnen die Brust vor Trockenheit schützt. Ich will Ihnen gerne Süßigkeiten schicken, die auflösend wirken, damit nur Ihre Stimme ja nicht an Klang und Metall verliere.

Ihr zärtliches Pfand der Liebe ꝛc.

## Siebenter Brief.

Der Bau eines Mädchens an die Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Commission.

Hochlöbliche Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Commission!

Die Frauenzimmer und die Häuser in **** sind größtentheils sehr schön gebaut, allein bevor jene unter die Haube und diese unter das Dach kommen, fällt beiden nicht gar selten etwas ein, was auffallend für ihre Hinfälligkeit spricht, und ihren Bau verdirbt. Eine Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Commission sollten solche Vorfälle auf jeden Fall voraussehen. Was hilft es, wenn man noch so schön gebaut ist, wenn der Bau locker ist? Eine Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Commission wird also höflichst ersucht, bei solchen Fällen nicht nur die eigenen Felle zu salviren, sondern statt des Splitterrichtens die wirklichen Balken und Dachstühle in ihren Augen zu haben. Ich schließe in der Hoffnung, daß ich auf keinen Fall irgend eine Commission für Sie haben werde.

E. u. s. w.

# Der unternehmende Vater.

Genrebildchen von J. H. Mirani.

Das frohe, heitere Leben in Wien ist eine ansteckende Krankheit wie die Kuhpocken. Den Bewohner der Residenzstadt wird sie in dem zartesten Alter eingeimpft und geht in ihr Blut über, und der zarte Knabe wirft sich in das Meer der Vergnügungen ohne alle Gefahr. Für den Fremden, für den Provinzler ist aber die Vergnügensucht eine furchtbare

Epidemie. die alle Arten von Fiebern verursacht. So ein armer Mann meint, er müsse den Frohsinnsbecher in einem Zuge leeren und in einem ewigen Meere der Wonne und Freude schwimmen. Ein so bedauernswerthes Individuum bin auch ich — mich hat wohl manches Bad schon abgekühlt, ich habe mich öfterer vom Vergnügen berauschen lassen, fühlte auch oft Kopf und Kassa-schmerz, aber ich kann dies Vergnügungsfieber nicht los werden, und so oft ich eine klafterhohe Affiche lese, befällt es mich vom Neuen; und ich glaube, Strauß und Lanner könnten nicht leben, wenn ich nicht an ihren Festen Antheil nehme. Die Walzerheroen haben zwar nicht die hohe Ehre, mich persönlich zu kennen, vielleicht, geizen sie auch nicht nach diesem Vergnügen (?), aber daran thun sie nicht wohl, denn ich bin es, der ihnen das Wetter macht. Bin ich nicht disponirt oder bin ich verhindert an den von ihnen arangirten Festen Antheil zu nehmen, so werden diese Feste ganz gewiß an dem bestimmten Tage nicht gefeiert, Wolke oder Wind vereitelt sie so lange, bis ich mich entschließe, das beabsichtigte Fest mit meiner Gegenwart zu verherlichen, da legt sich der Wind, die Wolke zerfließt und mit meinem heitren Sinn kommt der heitre Abend: Probatum est! Es war ein äußerst schwüler Tag, an dem ein bekannter und hochverehrter Privatie ein kleines Fest (so nannte er es bescheiden) in der Brühl veranstaltete. Ein Gewitter prophezeite Jedermann der drückenden Hitze wegen, ich allein vertraute meiner heiteren Festnatur und behauptete, es müsse der schönste Abend werden. Ich konnte es ja mit Gewißheit vorher sagen, denn ich gehörte zu den Theilnehmern. Mein Vertrauen täuschte Niemanden, in der Art bin ich glücklich, wäre ich ein Frauenzimmer, man könnte mir das Prädikat: schöne Wetterhere nicht versagen. In allen anderen Dingen bin ich ein besonderer Pechvogel und dieses Pech habe ich jedesmal auf der Raaber-Eisenbahn. Alle die trefflichen Vorkehrungen, alle angewendeten Vorsichten, alle Aufmerksamkeit dieser ausgezeichneten Beförderungsanstalt scheitern an meinem Malheur. Ich bin der Hase, der über den Weg läuft und ein gewisses Mißgeschick prophezeit. Es haben sich mehrere, zwar unbedeutende aber doch — vor den geschwätzigen, Vergrößerung liebenden Fama — als Unglück (?) ausposaunte Vorfälle auf dieser Bahn ereignet, und ich schmeichle mir — nur meines Pechs wegen ereignet, denn, wenn ich nicht dabei war, gingen die unzähligen Fahrten glücklich von Statten. Am ersten Eröffnungstage blieb einem Lokomotive der Athem aus und wir wind-

feuerten auf der Hetzendorfer Höhe. — Meine Vorliebe für Hrn. Saphir führte mich zu seiner vorjährigen Vorlesung nach Baden — kurz vor dem Ziele brach die Achse eines Wagens, später fuhr ich von Neunkirchen, und eine Kuh wurde überführt, dabei wäre gar kein Unfall geschehen, aber grade dem letzten Wagen mußte der Tritt abgerissen werden, und warum? weil ich drinnen saß — und um das Malheur voll zu machen, übernachtete ich heuer mit tausend Andern auf der Bahn, wahrscheinlich nur deßhalb: weil ich gerade an diesem Tage mein Namensfest feierte. Obschon ich bereit bin, Tag und Nacht auf dieser schönen Bahn zu reisen — vorausgesetzt, daß ich kein Fahrgeld zahlen muß — so gestehe ich doch, es befällt mich eine kleine Angst, wenn ich an eine neue Fahrt denke.

Es ist dieß keine egoistische Angst, denn ich bin sicher vor Stich und Hieb, mich hat das Schicksal fest gemacht, aber ich fürchte, daß meine Anwesenheit der Unternehmung Schaden bringen könnte, und das wäre mir sehr leid. Mit einer kleinen Beklemmung machte ich mich auf den Weg zu der gefürchteten Bahn — es heißt: an den bestimmten Plätzen stehen die Stellwägen bereit, die Fahrlustigen zu jeder Zeit zu befördern. Um 5 Uhr kam ich zu der Mariahilfer Kirche — keine Spur von einem Wagen. Ein Knabe, der meine sehnsüchtigen Blicke bemerkte, versicherte, das Fuhrwerk werde in einer Viertelstunde zurückkehren. Ich warte dies Viertl ab, gebe eines darauf, adire ein halb Stündchen dazu — es kömmt kein Wagen. Die Uhr schlägt 6 — ein kleines, rundes Männlein wälzt sich den Weg daher, begleitet von einer Dame, die einer Rose nach der Blüthenzeit zu vergleichen war. Was dem Gesichte an Blüthe mangelte, das ersetzte eine herrliche Blumenflur auf dem niedlichen Florentinerhute, das Rauschen ihres Seidenkleides, glich dem Toben eines Wasserfalles und verkündete von der Ferne ihre Ankunft. — Sie war etwa um einen Kopf höher als ihr Begleiter, und der Roßhaarrock machte sie wenigstens um die Hälfte breiter, als das kugelrunde Männchen war. Um den Schwanenhals der gealterten Schönen hingen zwei Schnüre wasserreiner Perlen, die eine brillantene Schließe verband. — Der prächtige Brillantring des ältlichen Herrn, die massive Erbsenkette um den Hals bewiesen mir, daß es mit seiner Kasse besser, viel besser stehen müsse, als mit meinem schwindsüchtigen Geldbeutel. Der Herr zog eine goldene Cylinderuhr aus der Westentasche, verglich die Zeiger

mit denen der Thurmuhr, und um mich von der Richtigkeit des Cylinders zu überzeugen, ließ er mich den schönen Glockenschlag vernehmen.

„Sie warten auf einen Wagen?“ fragte er, den Hut halb lüftend. —

„Seit einer Stunde,“ versetzte ich.

„So sind halt die Vorstadtwägen — nichts Sicheres,“ — brummte er. — „Fahren Sie nach Mödling?“ setzte er fragend hinzu.

„Sehr!“ —

„Schön, wir fahren auch! — Vergeben's, sind's verheirathet?“

Ich zeigte stumm auf meine Begleiterin.

„Hm, Hm!“ brummte er, und machte ein langes Gesicht.

Eine Pause folgte.

„Meine Fräulein Tochter!“ sagte er endlich — die geputzte Dame uns vorstellend.

Ich verneigte mich tief.

„Ich sage Ihnen, es ist ein Kreuz mit den jungen Mädchen, wo man hinkommt, hat man seine Noth mit den Männern, Alles drängt sich um einen, man wird von allen Seiten bestürmt, es ist keine Ruh vor den Zudringlichen. Wenn ein so unerfahrenes Geschöpf dann einen bevorzugt, werden die Andern beleidigt. Ich sags Ihnen, ich rede aus Erfahrung. Stellens Ihnen vor, wir waren im Jahre 30 in Baden, und so oft wir in den Park kamen, umschwärmte uns ein Haufen junger Männer. Es war zum Todtlachen, was die Leut alles getrieben haben, sollten Sie es glauben, sie machten mir die Cour. Vorzüglich war da Einer, ich sag Ihnen — es war ein bildschöner Mann, recht schmächtig, nicht allzugroß, so in der Statur meiner Tochter, ein bleiches, romantisches Gesicht, mit einem gewaltigen Schnurbart, sonst war er Militär, jetzt machte er Verse, und brachte täglich so ein Gedichterl, so eine Sonett meiner Tini. Sie haben keinen Begriff, was er Alles aus dem Mädchen gemacht hat, bald wars eine Knospe, bald eine Lilie, bald die aufgehende Sonne und was weiß ich Alles. Sehens, das gefiel dem Mädel, und sie hat ihn recht lieb gehabt. — Das Ding hat so ein halbes Jahr gedauert, da sprach ich denn ganz vernünftig mit ihm. Frage ihn, von was er lebe — er erwiederte, er sei der Besitzer mehrerer Herrschaf-

ten! Bravo! dachte ich, gute Parthie! und frage weiter, wann die Hochzeit sein solle. Alles geht in bester Ordnung, er bestimmt den Tag, die Brautwäsche wird genäht, die Ausstaffirung von meiner ganzen Familie bewundert und —" er schwieg.

„Was weiter?" fragte ich neugierig.

„Nichts, gar nichts!" versetzte er verdrüßlich, „aus der Hochzeit ist nichts geworden, denn stellen Sie sich vor, ich wollte als angehender Schwiegerpapa die Herrschaften besehn, und auf meine Frage wo sie wären, zeigte er auf seinen Kopf. Ich glaubte er scherze, er versicherte aber, drin, nämlich in dem kleinen Schädel, sitze ein Reich der wunderbarsten Güter, sprach von Feenhainen, goldenen Pallästen, sprach von seiner Ritterschaft, und auf meine Frage, was er für ein Ritter sei, versetzte er mit einem unbändigen Stolze: „Ich bin ein Ritter von Parnaß." — No, dacht ich, ein Titel ist oft mehr werth, als ein Mittel, und gehe fort; das Ding geht mir im Kopfe herum — ich gehe zu einem Freund, erzähle ihm die G'schicht, und stellens Ihnen vor, der lacht mich aus und erklärt mir das Räthsel — wissens wer der Bräutigam war?"

Laut auflachend erwiederte ich: „Ein Dichter!"

„Schauts, Sie verstehn sich auf die Sache, ich dachte mich trifft der Schlag, so ein Mensch der nichts hat, nichts ist — sollte meine Tochter heirathen, und ich sollte ihn füttern — nein, das geht nicht, — dachte ich, ging nach Hause und sprach zu meinem Tinchen: „Mit Deiner Heirat ists aus, — Punktum!" — Das Mädl weinte, ich blieb unerbittlich. — Und was war die Folge? wies das Mädl da ansehen, hats ihre Mucken, glaubens sie hat einen Andern nehmen wollen, Gott bewahre! Aber jetzt muß sie heirathen — jetzt ist die höchste Zeit! Sie hat unterdessen an Erfahrung zugenommen, ich bin auch g'scheiter geworden, und ich kann von mir sagen, ich seh es den Leuten an, was sie sind. Z. B. zu Ihnen, mein Herr! hätte ich gleich ein Vertrauen, Sie haben so was Vertrauen Einflößendes — so was — Schade, Schade — hm, hm! Also Sie sind verheirathet?"

Meine Begleiterin zwickte mich in den Arm, daß ich ein lautes, vernehmliches „Ja!" rief.

„Thut auch Nichts," meinte der gute Alte, „auf eine Art müssen wir uns nähern; sein Sie mein Freund. Nur keinen Widerspruch, ich mache gern schnelle Bekanntschaften, also Freund!"

Ich schlug ein —

Plötzlich zog er die Hand zurück, und rief schnell: „Sie sind doch kein — er! das les' ich in Ihrem Gesichte, Sie sind kein Dichter!"

„Auf die Ehre machte ich noch nie einen Anspruch, ich bin ein ganz gewöhnlicher Prosaist."

„Die ganz gewöhnlichen Menschen sind mir die liebsten," sprach er, und drückte mir herzlich die Hand.

Von dem Thurme schlug es ein Viertl.

„Kein Wagen da?" sagte ich seufzend. — „Das Fest muß ich sehen, ich gehe zu Fuß in den Bahnhof."

„Wir gehen mit! Kommen Sie, Freundchen! kommen Sie! — Die Zeit drängt, und ich kann nichts versäumen, der Besuch wird stark sein."

Er hing sich wie eine Klette an meinen Arm, seine Tochter konnte doch nicht allein gehen, deßhalb bot ihr meine Begleiterin den Arm. Auch das Mädchen (?) ergoß gern ihr Herz in fremde Brust, und obschon sie vor mir ihre Geheimnisse nicht offenbarte, so hatte sie desto mehr Zutrauen zu einem weiblichen Wesen, und gestand meiner Frau, wie sehr sie den Dichter sonst geliebt, so wäre er doch jetzt vergessen, und sie sehe ein, daß sie an eine ernste Versorgung denken müsse — „Selbst ein so reiches Frauenzimmer wie ich," sagte sie, „wird von Niemand beachtet, wenn sie in den Jahren vorgerückt und ledig ist. Ein Mann gibt dem Weib erst den Werth, und wenn ich auch nicht gesonnen bin, den ersten Besten zu heirathen, so gebe ich Ihnen mein Wort, ich will nicht allzu wählig sein. Ein unglückseliger Fluch scheint über mir zu walten, mein Vater gibt sich alle Mühe, mich unter die Haube zu bringen — aber es findet sich Keiner, der mir nur halbwegs gefällt."

Die Zeit drängte und wir gingen im Dupplirschritt der Favoritenlinie zu. Den Schweiß trocknend, rühmte der Vater die Vorzüge seiner Tochter, und beklagte sich über den Mangel an heirathslustigen Männern. „Freundchen!" keuchte er, „heute muß sichs entscheiden! ich habe eine Ahnung, eine Ahnung, sag ich Ihnen, eine — Ahnung, daß ich meine — Tochter — heute — an Mann — bringe."

Fast eben so wie er, keuchte auch ich, denn eine wenigstens 180-pfündige Last hing an meinem rechten Arm, im eigentlichsten Sinne des Wortes trug ich den kugelrunden Mann, der mit seinem zappelnden Gang meinen schnellen Schritten nicht folgen konnte.

Wir kamen an die Linie, ein Pfiff, und die Lokomotive fuhren nach der Personenhalle.

„Jetzt ist die höchste Zeit," sprach ich.

Das Seidenkleid vor mir rauschte immer lauter und lauter, die Damen verdoppelten ihre Schritte, und ich strengte alle Kraft an, die keuchende Lokomotive an meiner Seite in schnellere Bewegung zu setzen.

„Fahren Sie auf der zweiten Klasse?" fragte ich einige Schritte vom Bahnhofe.

„Wo es Ihnen gefällig ist — überall — nur mit Ihnen."

„So löse ich die Billets! Eilen Sie mir nach!" rief ich, und sprang fort.

„Das Geld!" dämpfte er mir nach.

Ich wollte nicht hören, sprang über den Graben, denn ich war so leicht wie ein Luftballon, den man vom Ballast befreite, schwang dann meinen steifen Arm, und eilte an die Kasse. Vier Plätze erwischte ich noch, dann flog das Fenster zu. Den Hut in der Hand, mit blutrothem Gesichte kam mein neuer Freund, an seiner Seite die Damen.

„Eilen Sie, meine Herren!" rief der Kondukteur, zweite Klasse? ganz vorn!"

Der Wagen war besetzt.

Ich sagte es dem Oberkondukteur.

„So bitte ich in dem grünen Wagen Platz zu nehmen."

Kaum saß ich, flog die Thüre zu, das Horn ertönte, und wir fuhren ab.

Ich verwünschte den unordentlichen Stellwagen von Mariahilf, dem ich es verdankte, daß ich schweißgebadet mit einem ewig haltenden Train fahren mußte; die Originalität meines Freundes erleichterte mir mein Schicksal. Nachdem er mit dem Reservetüchel, das seine Tochter aus dem Ridiküll ihm reichte, sich genugsam abgetrocknet, und an dem offenen Fenster sich abgekühlt hatte, ging er auf Rekognoscirung aus. Ich ließ unsere Begleiterinnen ihre netten Hüte, das schwere Stoffkleid, den einfachen, aber geschmackvollen Überrock, die echten Blonden und die gustiösere Pellegrine genugsam bewundern, und eine Cigarre rauchend, ging ich im Wagen auf und ab. Obschon es schien, ich hätte nur Sinn für die herrliche Gegend, so war das nur Schein, denn

aufrichtig gesagt, ein Auge und ein Ohr gehörte meinem Freunde. — Ein elegant gekleideter Vierziger saß auf einer Bank allein, neben diesem placirte sich mein Freundchen.

Das Wetter machte den Anfang des Gespräches, dann folgte die Klage über den Aufenthalt.

„Das Anhalten genirt mich nicht!“ versetzte der Andere ganz kurz.

„Ja, es ist wahr!“ meinte der Dicke, „man kann seinen Gedanken freie Audienz geben — ach, was seh ich? Trauer? Ist Ihnen vielleicht eine liebe Frau gestorben?“ fragte mit hoffendem Tone mein Freund.

„Gott sei Dank! meine Frau lebt und ist gesund!“

„Hm, hm!“ klang es murrend.

„Die Sonne blendet mich auf dieser Seite! Verzeihn's,“ — mit diesen Worten stand der Alte auf, rekognoscirte wieder, und plumpte neben einem dürren Männchen nieder.

In der Eile streifte er an den Kopf des Nachbars an, so daß dessen Haare in Unordnung kamen, nach dem schnellen Manöver, das mit dem Kopfe vorgenommen wurde, zu urtheilen, hatte mein Freund eine Tour aus der Contenance gebracht.

Nach erfolgter, pflichtschuldiger Entschuldigung erschöpfte sich der Unermüdete im Lobe der heurigen, fruchtbaren Witterung und als er aus den Antworten des Magern merkte, dieser sei ein Gutsbesitzer, unterbrach er schnell das Gespräch mit der früher an mich gerichteten Frage: „Vergebens, sein Sie verheirathet?“

Der Andere sah ihn forschend an, seufzte aus tiefer Brust, und stöhnte: „Ach, seit 15 Jahren!“

„Schön, schön! gratulire!“ stotterte höchst verlegen der Dicke. „Wünsche, daß noch 50 Jährchen im gleichen —“

„Hol' Sie der Guguck mit Ihren Wünschen!“ polterte der Dürre, „ich habe an 15 über genug!“ — Zum Glücke für meinen Überraschten wandte der Wünschefeind sich von ihm ab. Dies merkend, verließ mein Kugelchen den Platz, und rollte weiter.

Eine ungeheure Rauchwolke entstieg einem kolossalem Merrschaumkopfe und verhüllte die im Vordergrunde Sitzenden. „Gift gegen Gift!“ brummte Kugelchen, nahm eine tüchtige Prise mit der Linken, eine ditto

mit der Rechten, und die glückliche Drei vollzumachen, zur Abwechslung die dritte Prise abermals mit der Linken. So gestärkt trat er mitten in die Wolke.

Die Füße auf dem gegenüberstehenden Sitze, lehnte ein dicker Herr auf dem breiten Platze, der Qualm verhüllte sein Gesicht, aber die Gestalt hatte etwas Vornehmes, etwas Versprechendes.

„Erlauben, daß ich mich an Ihre Seite setze!“

„Warum nicht. Ist Platz. Passagier ist Passagier, setzens Ihnen.“

Er ruckte weiter, die Wolke verschwand — das Gesicht des Mannes kündete mit kräftigen Zeichen den Zustand seines Innern: Wohlbehagen, Zufriedenheit und Offenheit.

Erst bewunderte mein kleiner Dicker die Pfeife, den feinen Meerschaum, und schielte nach den Fingern des Besitzers, ob nicht ein ominöser Reif sie schmücke. Er entdeckte einen einfachen Brillantring und athmete wie neugeboren auf.

„Sie sind ein Liebhaber von schönen Pfeifen?“ — nahm er das Wort.

„Schön oder nicht schön, nur gut rauchen, leicht rauchen und groß. Ich rauch den ganzen Tag.“

„Kann es die Liebste auch vertragen?“ fragte sehr pfiffig der Andere.

„Hab keine Liebste.“

„Aber ich meine die Frau Gemahlin!“

„Hab keine Gemahlin, bin Junggesell. Hab Besitzung in Ungarn, ist einsam, und in der Nachbarschaft g'fallt mir kein Madl, werd eine nehmen in Österreich!“

Die glücklichste Stunde seines Lebens hatte für den Dicken geschlagen.

„Sie wollen heirathen?“ stotterte er freudig, und das Wort erstickte ihm in der Kehle.

„Was soll ich machen, bin allein — schon fünfzig Jahr alt und nicht Weib und Kind! wer soll erben nach mir?“

„Sie haben Recht, vollkommen Recht! aber fünfzig Jahr! Nicht möglich.“ —

„Warum nicht, ist Schnurbart schon grau.“

„O deshalb sehen Sie doch wie ein Dreißiger aus.“

„Warum nicht gar wie ein 20ger!“

„Ganz gewiß, ganz gewiß.“

„Hab mich konservirt, immer nur echten Wein getrunken — und ich hab guten Wein, kommens zu mir nach Ungarn, werdens sagen Vardaya hat guten Wein.“

„Das kann vielleicht geschehn!“

„Wein ist hier nicht gut, werd heut Bier trinken in Liesing. Ist gut Bier in Liesing?“

„Es ist gut, aber heute rathe ich nicht dazu, es fährt kein Train mehr nach Wien.“

„Thut nichts, werd bleiben in Liesing.“

„Fahren Sie lieber nach Mödling, dort ist ein Fest, ein Fest, wie keines noch gewesen, gewiß, Sie haben kein solches noch gesehen.“

„Was Fest!? trinken will ich; just trinken. Sehens, ich hab Gall, hab wollen das Fest sehn, aber wollt mir Niemand sagen, wo verkaufen Billet zum Fest.“

„Ach, das ist mir Leid! Hätt' ich das gewußt, ich hab ein Billet verschenkt.“

„Schade, hätt ich Billet, wär' ich gefahren aufs Fest“

„Meine Herren, Liesing!“ — rief der Kondukteur zum Wagen herein.

„Muß gehn!“ und der Ungar stand auf.

„So fahrens nur mit,“ verzweifelte der Andere, „ich werde sehen, ein Billet zu bekommen.“

Mich dauerte der bedrängte Vater, ich trat in die Nähe, wandte mich an den Ungar, und bot ihm ein Billet an.

„Danke! was kost?“

Ich bedeutete ihm, daß dies nur Freibillets sind.

„Das ist schön, muß auch mal machen in Ungarn. Dank! werde mitfahrn.“

Er zahlte den Kondukteur den Betrag und wollte auf seinen Sitz zurück.

„Nein!“ — deprezirte mein Freund, „jetzt finden wir Platz bei meiner Tochter.“

„Haben Sie Tochter, no ist schön, mit Frauenzimmer ist Unterhaltung.“ —

„Dort sitzt sie!“

„Ah, gefallt mir, aber mager!“

Der Alte stand verblüfft, ich half ihm aus der Verlegenheit. „Die Magere ist nicht des Herrn seine Tochter, ihre Nachbarin ists.“

„G'fallt mir auch, aber älter!“

„Älter wird sie jeden Tag,“ fiel rasch versichernd der Vater ein.

„Nein, nicht werden, ist älter als Andere. Thut aber nichts.“

„Ist schon Frau?“

„Nein, noch ledig!“

„Ah, schön, bin auch Junggesell!“

Wir kamen in die Nähe der Damen.

Der Vater führte gleich den Ungar auf, nannte seinen Namen und warf der Tochter einen bedeutenden Blick zu.

Trotz seinen Fünfzig war der Ungar für eine reputirliche Dreißigerin eine schätzenswerthe Acquisition; und Tinchen fühlte das im ersten Augenblicke.

„Schöner Zufall,“ fiel der Bräutigam in spe ein, „freut mich, werd mich setzen zu den Frauenzimmern, gefallen mir. — Amice, rauchen Sie aus, ist Meerschaum, darf nicht verderben.“

Er bot dem Vater die Pfeife, dieser, ein Feind des Rauchens, vergaß seine Antipathie gegen dies Laster, und dampfte, daß ihm die Augen übergingen. — Ich erlöste ihn aber bald von dieser Qual — und ein stilles: „göttlicher Freund!“ nebst einem Händedrucke war mein Lohn.

Die Tochter hatte von ihrem Vater die Rednergabe geerbt, diese, unterstützt von der angebornen Gesprächigkeit der Wienerinnen, machte die beabsichtigte Wirkung auf den Ungar.

Als wir in Mödling ausgestiegen waren, sagte der Edelmann sehr vertraulich zu mir: „Tini gefallt mir sehr“ — und mit einem Blick auf meine Begleiterin, setzte er, wahrscheinlich aus Artigkeit hinzu: „Die Frau gfallt mir auch sehr.“

„Sagens mir,“ fuhr er fort. „Kennens den Herrn?“

„O ja! versetzte ich gedehnt — ich glaube er ist reich!“

„Thut nichts, bin auch reich!“ — brummte er vor sich hin. Wir wollten nach der Brühl fahren, da aber wir drei wohlbeleibte Männer, und obendrein der Roßhaarreck nebst einer fünften, wenn auch,

wie der Ungar meinte, — mageren Person in einer Kalesche nicht Raum genug fanden, so theilten wir uns in Zwei.

Trotz Tinchens Bitte, meine Frau möchte mit ihr fahren, sprach ich ein Machtwort, dem alle gerne zu gehorchen schienen, und Tinchen wurde mit dem Ungarn eingesetzt, wir drei fuhren nach.

„Ein lieber Mann!“ sprach seelenvergnügt der Vater.

„Er wird bald auch ein lieber Schwiegersohn werden, erwiederte ich.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er mit halb hoffender, halb ängstlicher Miene.

„Ich meine gar nichts, ich weiß es gewiß. Im Kurzen trinken Sie echten Ungarwein bei Ihrem Schwiegersohn im Banat!“

„Engelsmännchen, Engelsmännchen!“ jubelte der Glückliche und wollte mich küssen, der Wagen sprang über einen Stein, und unsere Köpfe karambollirten entsetzlich!

„Thut nichts! Läßt sich verschmerzen!“ lachte der Alte, die Stirne reibend. Sie müssen bei der Hochzeit sein, sammt dero Gnädigen, müssen, und auf dem Ehrenplatz. Ich thu es nicht anders, Sie neben meiner Tochter und die Gnädige neben dem Herrn Sohn; dann gehst haissa nach dem Banat. Meine Equipage holt Sie ab, ein bequemer Wagen.“

„Meine Geschäfte erlauben nicht —“

„Müssen, erlauben müssen! Sie sind quasi der Urheber meines Glücks!“

„Das ich nicht wüßte!“

„Das Billet, Freundchen! das Billet! das gab den Ausschlag. Er wäre uns in Liesing ausgestiegen — und nie hätt ich ihn wieder gesehn. —“

„Sie holen meine Verdienste weit her!“

„O ich kenne meine Leute! Ich las mein Glück in Ihrem Gesichte. Ein prächtiges Gesicht —“

„Sie sind der Erste, der mir das Compliment macht.“

„Der Erste ist immer der Beste! O ich kenne die Leute, ein Blick und ich sehe in das Tiefste Ihres Herzens.“

Unter diesen Exaltationen kamen wir in die Brühl. Das Erste

was der Ungar that, war, mich zu bitten, einen Tisch zu besorgen. — Das war nicht schwer.

Ängstlich beobachtete der Vater jede Bewegung seiner Tochter. „Seien Sie ruhig, lispelte ich ihm zu, die Sache ist richtig. Fräulein Tini ist Braut.“

„Wie wissen Sie das, hat er was gesagt —“

„Nein, ich lese es in des Fräuleins Auge.“ —

„Sie lesen es? Er zog seine Brille aus der Tasche — ich — ich merke nichts,“ seufzte er, die Gläser langsam einsteckend.

Eine Schüssel Backhändeln dampfte auf dem Tische und verschwand bald vor dem Ungar und dem Freundchen.

„Der Wein ist ein halber Landsmann von mir,“ sagte der Edelmann, das Glas erhebend, „ist trinkbar. Amice!“ wandte er sich an mich, „Du hast mir ein Billet gegeben, und ich bin froh! — Cher Amice!“ — Ich stieß an.

„Alter Herr!“ fuhr er fort. „Tochter wird Ihnen sagen, was ich hab gesagt im Wagen, sagen Sie ja, und fahrns mit nach Banat.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ versetzte mit unterdrückter Freude der Alte.

„Tini redt viel, kann leichter sagen, ich denke, was ich sagen will, ist gut. Sie sollen leben! Alter Papa!“

Das Glas zitterte in der Hand des glücklichen Vaters und Thränen flossen über die rothen Backen.

„Eljen, Tochter und Vater, eljen Amicus et amica.“ — Er stieß mit uns Allen an, die aufsteigende Rakete verkündete den Anfang des Feuerwerks.

Nichts von dem Feste, das zu Ehren des Wundermannes Prißnitz und zur Geburtstags-Feier einer von ihren Kindern und allen die sie kennen hochverehrten Mutter gegeben wurde. Illumination und Feuerwerk übertrafen jede Erwartung — und die erleuchteten Ruinen vermehrten das Feenhafte des Ganzen.

Ich schildere auch nicht das Mißgeschick, welches uns verfolgte, so daß wir zu Fuße nach dem Bahnhof wandeln mußten, was doch für korpulente, ermüdete Menschen keine Kleinigkeit ist, auch meinen Ärger über die Bedienung im Gasthause am Bahnhofe verschweige ich; — ich rede auch nicht von unserm brennenden Durste, den ein barmherziger Bahn-

wächter mit Wasser löschen mußte, von dem Allen sag ich kein Wort, und fahre mit meinen neuen Freunden in 18 Minuten nach Wien, und von da mit dem amico Vardaya in einem Fiaker nach Hause, während das glückliche Tinchen mit dem noch glücklicheren Vater in der eigenen, leider nur einsitzigen Equipage nach Hause kehrte.

„Freundchen, Freundchen!“ rief es vorige Woche in Hietzing hinter mir. Ich dachte nicht, daß ich gemeint sei, doch der Ruf: „Amice!“ ließ mich umsehen.

Von beiden Seiten umarmt fürchtete ich zu ersticken. Ich erfuhr, daß nächster Tage Tinchen die glückliche Frau des Ungar werde. Ich gratulirte, und das Brautpaar versprach mir, mich persönlich zu der Feier zu laden. Der Bräutigam zeigte mir das Billet, welches Schuld an seinem Glücke sei, und das er zum Andenken anfbewahre.

„Gratulor, amice!“ sagte ich — und sehe der Einladung entgegen.

---

## Eine Tasse Gefrornes.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Ich kehrte mit trüber Seele aus dem Leopoldstädter-Theater in die Stadt zurück. Nicht daß mich die Vorstellung gelangweilt hätte, im Gegentheile, die Wunderkinder des Hrn. Price, aus Koppenhagen, hatten mich durch ihre wundersamen Kunststücke ungemein entzückt. An der gedachten Verstimmung trug die Erinnerung die Schuld. Mir fällt immer, wenn ich die Bühne der Inselvorstadt besuche, der arme Raimund ein, und dann denke ich an den Abschied der schönen Cheristane und an zwei nasse blaue Augen in der schwersten Stunde meines Lebens; darauf kehrt die Wehmuth als Schatten in Mondbeleuchtung mit mir heim. Meine Seele ist es, die ihn wirft. So kam ich auf den Graben, ließ mich vor der Limonadehütte nieder, und begehrte mechanisch eine Tasse Gefrornes.

Gleich darauf trat ein Freund zu mir. Wir hatten gleichzeitig zur Fahne Apollo's geschworen. Ich blieb bei seinen Kerntruppen, bei seiner Garde, bei der Lyrik, mein Freund diente mit Auszeichnung bei der

schweren Geschütze, im Geschwader Melpomenen's. — Der Mann trug einst ein glühendes Herz im Busen, und Schiller war seines Geistes erste Liebe gewesen. Er bewunderte die grandiose Objectivität Shakespeare's, die antike Ruhe Göthe's, aber die Nachtigall aus Weimar, der große Friedrich, welcher den Himmel mit Vernunftschlüssen erstürmen wollte und die Poesie für die Sonne der Seele hielt, hatte ihm das Herz aus der Brust gesungen, für die Lyrik im Drama gewonnen, und Melpomene zählte keinen begeistertern Sänger in ihrem Heere als ihn. Die Zeit bringt wohl Rosen, aber sie knickt sie meistens in der Blüthe. Das Herz meines Freundes war kalt geworden wie die mitternächtige Sonne am Pole. Wir sprachen von Don Carlos, und die Gefühle, die glühenden Gefühle der Jugend traten aus der tiefsten Seele auf meine Lippen. Er aber meinte: „Der Wahn war kindisch, aber göttlich schön.“ — „Was nützt,“ fuhr er fort, „die Begeisterung für das wahrhaft Schöne, also Ewige in der Poesie, in der Kunst. Von den Lorbeerblättern, mit welchen die Nachwelt unser Haupt umkränzt, ist noch kein Dichter satt geworden. Nur der Lebende hat Recht. Hätten wir eine Tantieme, eine allabendliche bestimmte Einnahme bei den Reprisen unserer Stücke, wollte ich rüstig auf dem Pfade der Begeisternng fortschreiten. Dir ist die Muse noch immer die keusche, heilige Göttin, mir ist sie die Kuh geworden, deren Milch mich ernährt. — Ich werde unter die Volksdichter gehen, Spektakelstücke schreiben, da sieht noch etwas heraus. Marqueur — eine Tasse Gefrornes.“

„Oder in eine Spiegelfabrik,“ dachte ich mit betrübter Seele. — Da hielt eine glänzende Equipage vor der Limonadehütte. Ich kannte sie wohl, die Herrin der rasch abspringenden, reich gallonirten Laquais. Der wärmste Mai war nicht grüner als einst ihr Herz. Ich hatte damals die Verse auf sie gedichtet:

Ein Frauenantlitz, das der Unschuld Stempel:
  Zwei Lilien auf dem Wangenpaare trägt,
Erfüllt mein Herz mit Ehrfurcht wie ein Tempel
  Vor dem zerknirscht ans Herz der Sünder schlägt.
In seine Nahe wag' ich nicht zu treten,
Als hätt' ich Ärmster längst verlernt zu beten —
  Drum bleib' ich fern, und weine bitterlich.
Mir ist, als flüstre strafend mein Gewissen,

Dein weißer Unschuldkranz ist lang zerrissen —
In diesem Himmel ist kein Platz für dich.

Ach! sie hatte sich schlimm verändert. Die Blume war hinweg aus ihrem Leben, und welk und farblos sah ich dieses Leben vor mir liegen. Einst war sie so schüchtern, so züchtig, so fromm, so begeistert für alles Edle und Schöne, und ihre Mutter durfte wie jene Römerin sagen: „Mein Diamant ist mein Kind." Und jetzt? Ihre Heimat der Salon, ihr Athemholen die Jagd nach Vergnügen, ihr erster Gedanken am Morgen die Toilette, ihr letzter Gedanken am Abend eine liaison dangereuse, ihr Götze, ihr Fetisch die Eitelkeit! Einst war das berühmte „Ehret die Frauen" ihre Lieblingslektüre, jetzt blätterte sie in den Romanen der Dudevant. Einst sah ich sie weinen, als die schöne, unglückliche Marie von Schottland zum Schaffot ging, jetzt lachte sie herzlich über die derben Schwänke und Zweideutigkeiten Paul de Kock's ins Deutsche übersetzt, im Volksdialekte gesprochen. Ich grüßte, sie dankte, und rief mir zu: „Gestern habe ich Ihren Abschied Byron's gelesen. Wie kann man in Ihrem Alter nach so knäbisch schwärmen! — Marqueur — eine Tasse Gefrornes."

Bald darauf ließ sich ein dicker Herr neben mir nieder, war auch ein alter Bekannter, hatte einmal in seiner Jugend bei einer Feuersbrunst werkthätig bewiesen, daß er das Gebot: „Du sollst deinen Nächsten wie dich selbst lieben," so lange auswendig gelernt habe, bis er es sich nicht mehr aus dem Sinne schlagen konnte. Die Franzosen haben für dieses Auswendiglernen den bezeichnenderen Ausdruck: „prendre par coeur." Wir wechselten einige Worte. „Wo haben Sie," frug ich, „Ihren treuen Begleiter, den klugen, artigen Pudel Caro?" — Der Hund hatte ihm einst auf einer Reise das Leben gerettet. Der Dicke antwortete gleichgiltig: „War ein sonderbarer Kerl, dieser Caro. Vor einigen Tagen stahl er mir ein kaltes Rephuhn, ich prügelte ihn tüchtig durch, und denken Sie, die Bestie fing an zu knurren. Ich griff nach dem Gewehre, da sprang er aus dem Fenster in den Garten, in dem eben meine Kinder spielten. Der jüngste Knabe angelte am Teiche, verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Ich schrie laut auf vor Entsetzen. Caro sprang nach, schleppte das Kind ans Ufer, und so kam der Kleine mit dem bloßen Schrecken davon. — Ein sonderbarer Kerl dieser Caro. Das hätte ein vernünftiger Mensch gewiß nicht gethan."

— „Und was geschah weiter mit dem Hunde,“ frug ich ungeduldig. — „Erwischte ihn nochmals auf einem Diebstahl, und da habe ich ihn wirklich erschossen. Man hat nur Fatalitäten mit diesen Bestien. — Marqueur — eine Tasse Gefrornes.“

Halb wehmüthig, halb ärgerlich wollte ich zahlen und von hinnen eilen. Da erschien die Eigenthümerin jener Augen, die einst naß wurden, als die bleiche Cheristane aus den Lüften weinte: „Julius, gedenke mein!“ Sie war noch immer reizend und anmuthig, lieblich und schön wie eine weiße Rose. Wir hatten uns einst sehr geliebt und jeder unserer Blicke erzählte damals eine Weltgeschichte von Seligkeit. Mir war dieß Zusammentreffen unangenehm, dachte mir verschiedenes, und meinte bänglich, meine Gegenwart würde ihr lästig sein. Man geht nicht gerne vorüber an verschütteten Paradiesen, an eingesunkenen Himmeln oder, ohne Bild gesprochen, an dem Grabe einer warmen Liebe. — Ich irrte mich groß. Ihr Auge streifte mich zwar verstohlen, doch eisigkalt, ihr Herz schlug bei meinem Anblicke so ruhig wie der Puls einer achtzigjährigen Matrone, wenn sie dem Greis begegnet, der ihr einst theuerer war als Vater und Mutter, kein Blutstropfen mehr trat in die kleinen Wangen, und kein momentanes Zögern des Fußes verrieth, daß er auf dem eben genannten Grabe stehe. Ich war ihr gleichgültig geworden, wie eine Gliederdocke, mit der sie in der Kindheit stundenlang eifrigst spielte, und die sie dann wegwarf als unbrauchbares Spielzeug. Sie öffnet die Lippen. Sie wird doch nicht „Julius gedenke mein“ rufen, nein, sie lispelt: „Marqueur — eine Tasse Gefrornes.“

Und wieder versank ich in das alte Nachsinnen, und mein ganzes Leben mit allen seinen unerfüllten Träumen zog in dieser Stunde an mir vorüber. „Bist Du denn besser,“ dachte ich, „schlägt Dein Herz wärmer, als die Herzen Deiner Mitmenschen, und ist es um keinen Grad kälter geworden im Laufe der Jahre? Die Antwort war ein schauriges Nein. Einst war der Ruhm der Götze Deiner Seele, und als das goldne Porte-épée Deinen Säbel schmückte, an diesem Tage hättest Du mit keinem Nabob getauscht. Und jetzt? Nahmst Du nicht freiwillig deinen Abschied, würdest Du, des Vaterlandes äußerste Noth ausgenommen, nicht saumselig zögern, den Pallasch zu ergreifen, wann die Trompete und die Trommel aufs Neue das Grabgeläute eines fremden Eroberers anstimmen würden? So kalt hast Du als Knabe nicht

gefühlt. Wenn dein Auge von einer heißen Schlacht und einem großen Tode las, rief nicht dein Mund: „Wie, eine Schlacht ohne Bayard?“ Wenn Du die Geschichte deines Lieblings Laudon zum hundertsten Male durchblättertest, was sage ich, verschlangst, weinte nicht deine Seele: Der Mann läßt mir keinen Preußen, keinen Türken zu bekämpfen übrig?! Als dein erstes Gedicht gedruckt wurde, trugst Du die Nase nicht um zwei Zoll höher? Schwurst Du nicht, wenn eines deiner Gedichte laut gepriesen wurde, nie ein schlechtes Gedicht drucken zu lassen? Und wie viele Beleidigungen, das heißt, schlechte Gedichte, schaale Aufsätze, z. B. den vorliegenden, hast Du den Lesern des „Humoristen“ abzubitten? Einst nanntest Du die Kritik den Engel mit dem Flammenschwerte, berufen, Unheiliges aus dem Paradiese zu scheuchen, Mäkler und Verkäufer schonungslos aus dem Tempel Apollo's zu treiben. Jedes unwahre Wort schien Dir eine Todsünde gegen die unsterblichen neun Schwestern vom griechischen Berge. Und jetzt? Durch Geld hast Du Dich zwar nie bestechen lassen, das muß Dir dein bitterster Feind zugeben; aber hemmt nicht oft ein freundlicher Blick aus schönen Augen die eiserne Hand des Lykurgus, tritt nicht oft Freundschaft Dir hindernd auf dem Wege Lessing's entgegen, und Du tauchst die Feder statt in Upasgift in Honig? Und deine Liebe? Einst hättest Du Dir die Ader aufreißen lassen, und dein Herzblut gegeben, wenn sie es als Schönheitswasser oder als Schminke hätte gebrauchen wollen. Jetzt? Gestehe es nur aufrichtig, deine Minna ging vorüber, nnd es hat Dich ganz kalt gelassen, daß sie Dich nicht mehr kennt. Sie ist Dir gleichgültig geworden wie der Federball, mit dem Du als Knabe stundenlang spieltest, und den Du später in das Feuer warfst?“

Bei dem Poeten wird jede Gefühlsaufregung zum Gedichte, und so dichtete ich aus dem Stegreife nachstehende Verse:

Es ist vorbei. Wir schieden ohne Klage,
Kaltblütig, spurlos, wie der Undank flieht,
Zur Sommerszeit an einem trüben Tage
Ein Wolkenschatten über Wiesen zieht.

Dein schönes Auge streifte mich verstohlen —
Ein Jugendfreund, der kalt vorüberschritt,

Und längst vergaß, wie einst das Gottbefohlen
Von meinen Lippen ihm das Herz durchschnitt.

Dann gaben wir die Hände uns gelassen
Gleich Fremden, die ein Zufall hat gepaart,
Die sich nicht lieben, aber auch nicht hassen
Gelernt auf einer kurzen Reisefahrt.

Drauf ging es fort, als hätte nie die Ahnung,
Daß wir uns lieben könnten, dich durchbebt;
Ich selber fühle wachend keine Mahnung,
Wie schön es sich in deiner Nähe lebt.

Im Traum nur will's mich oftmals überkommen,
Als schlage noch an meiner Brust dein Herz,
Wie man an Gliedern, jüngst erst abgenommen,
Durch Nerventäuschung fühlt den alten Schmerz.

Träumerisch schrieb ich dieses Lied in mein Taschenbuch, da schreckte mich ein Räuspern auf. Der Marqueur stand vor mir und betrachtete mich mit einem seltsamen Lächeln. Die schöne Welt hatte sich allmälig entfernt, und der Mann mochte wohl Ebbe in meiner Börse befürchten. — Ich griff, seine schwarze Sorge zu stillen, in die Tasche, und rief: „Zahlen, Marqueur, aber früher noch eine Tasse Gefrornes!“

Levitschnigg.

# Lokal-Charade.

1. (Zweisilbig.)

Mit lautem Spott und bittern Glossen
Kehrt vom Theater heim die feine Welt;
Warum? weil in den neuen Possen
Die erste Silbe leider meistens fehlt.

So mancher abgelebte Prasser,
Beneidet still den kräft'gen Bauersmann,
Daß bei der zweiten und beim Wasser
Er noch so lust'ge Lieder singen kann.

Auf meinem Ganzen, welch ein Leben!
Die pohl'schen Juden rennen hin und her,
Vom Fischmarkt kommen Mägde eben
Die Trommel ruft die Truppen in's Gewehr!

Jg. G—d.

Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.

## Auflösung

der Lokal-Charaden im 7. Hefte des „Wiener Volksgartens“:

Nr. 1. Bürgerspital. — Nr. 2. Weinhaus (ein Vergnügungsort bei Wien).

# Wiener Festkalender auf das Jahr 1900*).

Den 1. Jänner. Im Bierursprung zu Einhaus:

„Neujahr-Schneeflocken-Eiszapfenfest, oder: „Der Triumph der Millykerzen;" Herr Unmöglich wird die neue Walzerparthie: „Gefrorne Empfindungen," oder: „Empfindlose Gefrier," sammt der beliebten „Rothenasenpolka" aufzubringen die Ehre haben. Man wird hie und da für ganz kalte Speisen und Getränke die wärmste Sorge tragen.

Den 12. Februar. Bei detto:

„Faschingsüberundüberfest," mit dem neuen Walzer-Cyklus: „Tratschwetterguirlanden," oder: „Juno-, Minerven-, Venus-, Bachus-, Dianen-, Mars-, Jovis-, Ceres-, Saturn-, Amors-, Apollo-, Vulkansklänge," so wie der fast ganz neuen Quadrille: „Tra didl di, dadi, dadi" von Herrn Hörensaufeinmal; bei Zündhölzelsbeleuchtung.

Den 21. März. Bei der Rosenhalle am Rinnsalufer:

„Wiener Frühlingsblütenvogelsangduftgeruch-Schnapperfest," oder: „Der Lenz ist da! der Lenz ist

*) Der für dieses Heft bestimmte Aufsatz aus der Feder des Redakteurs, welcher eine Bilderbeilage erklärt, mußte wegen zufällig verhinderten Fertigwerdens dieses Letzteren zurückbleiben. Zum Abdruck eines Zweiten aber war es bereits zu spät.

da! wer's glaubt!" mit Tongelispel auf der Fußharmonika von Herrn Anschmieringer, und gewählter Gesellschaft in Paletots und Palatins. Die befremdendsten Musikpiecen werden der Ueberraschung wegen nicht ausgeführt werden.

Den 6. April. Bei detto.

"Aprilnarrenfest," oder: "So gehts das ganze Jahr fort!" mit dem neuen Walzer-Cyklus: "Kennst du den Thurm nicht weit vom Schottenthore?" von Nikodemus Tollwurm. Die Societät kann ihren Durst früher in der Stadt oder sonst wo löschen und sich selber beleuchten.

Den 1. Mai. Beim "Walzerultra" in Gugelhupfreith:

"Sind Sie auch dabei?" oder: "Jetzt ist einmal Lenz, aber auch noch nicht recht!" Ein gewaltsames, enormes, niegesehenes, und nie zu sehendes Jubel-, Jauchz-, Nachtigall- und Mortigall-Fest in leichter Kleidung, mit Makintosh-Vorsicht und Shawl-Finesse. Die alten Walzer über das alte Thema: "Im Mai, schickt man die Tänzer ins Frei'," werden bemerkbar werden, und ganz ähnliche Gedanken aus 370 italienischen Opern versinnlichen. Auch ist Alles aufgeboten, um dieses Fest zu einem der festlichsten zu gestalten. Heute, wie das ganze Jahr hindurch ist "echter Maibutter" zu haben allda.

Den 18. Juni. Bei detto.

"Ernte-, Mandel-, Strohkopf-, Pomonenfest," mit der Walzer-Serie: "Marillen zum Einsieden und in Dunst," eine obstliche Unterhaltung mit unzeitiger Geschmacksrichtung und landwirthschaftlichen Gesängen, nebst dem vaterländischen Hopser: "Fufzöha Nuß um an Groschn!!" Von einer bekannten, galanten, Ungenannten.

Den 24. Juli. Bei dem "gebildeten Griesnockerl."

"Frei-, Dampf-, Tusch-, Mineral-, Schwitz-, Walzerbad-Fest." Herrn Pizlseder's neueste Tanztonschöpfungen, oder auf prosaisch, das Walzerhäufel: "Die Schweißtropfen,"

werden respektvoll aufgetischt, und den P. T. Herren Gästen mittelst provisorisch illusorischer Speisen und Getränke, nach Thunlichkeit die Augen ausgewischt werden.

Den 10. August. Bei dem „paperlgrünen Rothkröpfel“ auf der Siebenpletschenwiesen:

„Lenzlfest,“ oder: „Jedes Gespittl will sein Titl,“ allen Lorenzen, Rolenzen und Lenzeln gewidmet. Wer anders heißt, kann aber auch hingehn; deutsch und böhmisch. Der ganze Spaß kostet nichts, als etwas Ueberwindung und Kölnerwasser.

Den 6. September. Bei detto:

„Zachariesel fest,“ oder: „Herbstanfang.“ Dieser Anfang endet erst um sechs Uhr künftiger Woche, und man kann nach Belieben bleiben oder gehen, wenn man nur bezahlt. Walzer sind auch dabei, das versteht sich, und sie heißen — nein, aus besonderer Achtung heißen sie dießmal gar nichts.

Den 28. October. Bei der „Wasserquelle“ in der Gelsenau:

„Großes, unendlich großes Wein- und Simons-Fest“ mit Gesang und Tanz, und der Devise: „Weib was unterstehst du dich?“ — „Mann, unter was stehst du?“ — Ein satyrisches qui pro quo quae qua. Der obligate Walzerkyklos unter dem Titel: „Frauen-Emancipation,“ oder: „Das ist eine Nation!“ drückt deutlich die oben ausgedrückte Satyre aus.

Den 19. November. Bei detto:

„Elisabeth-, Lisli-, Elisen-, Isabellen-, Liesl-Festfest,“ (welches aber ziemlich locker ausfallen dürfte, wegen des frischgefallenen Schneefalles) mit Schnupfenbegleitung. Die hierzu gehörigen Tanzweisen malen vermuthlich die befriedigte Sehnsucht der Wiener nach der eben eingetretenen, seit Jahren ausgetretenen Konzertsaison.

Den 31. Dezbr. Bei der „unpäßlichen Dampfmaschin“ in Schafköpfelhausen:

„Sylvester - Endegut Allesgut-Fest,“ oder: „Was immer in floribus,“ oder: „Jetzt wart schon der Tag!“

oder am Obersten wie man sonst will. Die Tanzpiecen von Sylvester Sylvanus Sylvius, nennen sich: „Wünsch wohl g'speist zu haben," oder aber auch: „Ein Sommerhosenreich für zehn Gulden Münz!!" Die Erfrischungen werden aus dem nahen Brunnen bezogen. Die Beleuchtung wird dem unverfälschten Getränke angemessen sein. Die neue Galoppe nennt sich: „Neujahrsgeschenkseufzer," komponirt von jenem Theile der Menschheit, welcher geben muß und Nichts bekommt, und von jenem andern, welcher nichts geben muß, und auch nichts bekommt.

NB. Am 32. Dezember wird das letzte Fest in Wien gefeiert werden, und zwar ohne Titel, und ohne Walzer, und zwar ohne Entree, und am Zwaresten ohne Publikum.

# Theatralisches ABC.

**Autor:** Eine maltraitirte Person; stirbt gewöhnlich nach der Aufführung des dritten Stückes am Gallenfieber.

**Beifall:** Stabiler Wahnsinn zwischen 7 und 9 Uhr Abends.

**Critik:** Gleichbedeutend mit „Unfehlbarkeit,“ wenn sie lobt, mit „Schwachköpfigkeit,“ wenn sie schweigt, mit „Dummheit,“ wenn sie tadelt.

**Dudeln:** Gejodelte Bitte nach einem verarbeiteten Couplet: Publikum vergib, ich weiß nicht, was ich sang!

**Effekt:** Überzuckerte Zote, candirte Zweideutigkeit, cancanähnliches Walzen nach einem mißhandelten Duett.

**Frazze:** Ekelhaft geschminktes Gesicht des Komikers, damit Niemand begreife, wie sich das hübsche, gräflich geputzte Stubenmädchen in ihn verlieben könne.

**Gastrolle:** Eine Rolle, die der Debutant daheim nicht spielen darf, weil er sie nicht spielen kann.

**Handlung:** Eine alte Anekdote, welche Noah seinen Söhnen in der Arche zum Zeitvertreibe mit dem Beisatze erzählte, wie er von Methusalem erfahren habe, daß diesem von einem seiner Vorfahren erzählt worden sei, Adam hätte diese Anekdote seinen Söhnen Abel und Kain als Kindermärchen erzählt.

**In die Scenesetzen:** Der Regisseur läßt sich von einem Dichter ein Stück schreiben, und führt es ganz so auf, wie es der Autor vorschrieb.

**Kasperl:** Ein Scheintodter, den die gesammte Theaterwelt für todt hält, der aber jeden Abend wieder aufsteht, und auf den weltbedeutenden Brettern seine alten Lazzi reißt.

**Lokalsängerin:** Eine im Distoniren Geschäfte en gros treibende Hübschigkeit, welche eine mittelmäßige Stimme und ein schlechtes Gehör für vorzüglicher hält als ein ausgezeichnetes Spiel.

**Memoriren:** gleichbedeutend mit souffliren.

Natürlichkeit: Ein weißer Rabe, frißt, wenn er auftritt, zwei Zentner Butterbrot und trägt kein Schnupftuch.

Ohnmacht: Erholungsgebäude vieler durch schlechte Deklamation mißhandelter Ohren.

Posse: Auf dem Kopf gehende Wahrscheinlichkeit, geohrfeigte Poesie, geschminkte Gemeinheit, aus dem Französischen ins Derbdeutsche übersetzte Lascivität.

Quadrille: Getanztes Geständniß, daß der Pegasus stützig wurde.

Ritter- und Spektakelstück: Die beau monde fährt hinein, die Juheritterschaft rennt hinein, die Mittelklasse geht hinein, der Verstand steht still, die Kritik sitzt auf und der gute Geschmack liegt in den letzten Zügen.

Schminke: Visir, das die Komiker auf Volksbühnen vornehmen, damit man nicht merkt, wie sie selbst schamerröthen über die Zweideutigkeiten, die sie sprechen und singen müssen.

Theaterdirektor: Wurde von Jupiter erschaffen, auf daß Prometheus zur Überzeugung gelange, wie es gar nicht so schmerzlich, ja fast angenehm sei, sich täglich von einem Geier in der Leber herumwühlen zu lassen.

Umziehen: Costüme-Bilderbeilage zu der von Actrices herausgegebenen Monatschrift: „Eine Hütte und sein Herz.“

Verwandlung: Eine alternde, häßliche Schauspielerin drückt einem Recensenten mehre Dukaten in die Hand, eine hübsche jugendliche Anfängerin wirft ihm Kußhändchen zu; am zweiten Morgen liest man in der Zeitschrift „Der Unparteiische: „Mad. N. N., diese ewigjunge, reizende Bühnenerscheinnng, diese zweite Ninon de l'Enclos enthusiasmirte das Publikum wie immer; — Dem. N. N., diese talentvolle junge Künstlerin, darf den ersten Priesterinnen Thaliens an die Seite gesetzt werden.“

Wahnsinn: Eine psychische Erscheinung, welche viele Thespisjungen höchst natürlich darzustellen wissen.

Zugstück: Süße, friedliche Ferienzeit der Referenten.

Zevitschnigg.

# Stadt- und Landfiguren aus Oesterreich.

Geschildert von Franz Vinc. Schindler.

Das Stadt- und das Landleben in Oesterreich bietet so viele Gestalten und Erscheinungen, so viele originelle Studienköpfe für den, welcher mit der Brille des Charakterzeichners durch die gesegneten Städte, durch die Kornfelder und frischen Wiesenhage des lieben Landes wallet, wie man sie nirgends in solcher Quantität und einer so ausgeprägten Eigenthümlichkeit zu finden im Stande ist.

Diese Figuren aus den Stadt- und Haagterritorien wurden aber weder von in- noch ausländischen Touristen aufgegriffen, obwol sie es schon lange verdient hätten. Dem vorliegenden Artikel, welchen ich ganz der Tendenz unseres „Wiener Volksgartens“ angemessen halte, tritt zur vollständigen Behandlung jener Stadt- und Landfiguren der Umstand entgegen, daß jede dieser Figuren eine eigene Novelle, eine raumeinnehmendes Genrebild erfordern würde, was wohl der Abwechslung, welche der Wiener Volksgarten seit seinem Entstehen her, immer mit regem Eifer befolgte, wahrlich kontradiciren möchte.

Dieser Artikel soll hiermit bloß ein Kommentar dieser Stadt- und Landfiguren im leichten Gewande sein, nicht mehr und nicht weniger, und gerade in solchem Tone gemacht, der am besten für einen derartigen Kommentar passen mag. — Nach diesem kurzen Vorworte mögen für dieses Mahl noch nachfolgende Illustrationen in der Nachsicht meiner Leser aufgenommen werden, und zwar gleich die beiden ersten Figuren:

## Ramsamperl und Rutscherpeter.

Es herrscht eine gewaltige Kluft zwischen dem, was ein Ramsamperl und zwischen dem, was ein Rutscherpeter ist, obwohl sich diese beiden Figuren doch in einem Punkte vereinen. So zeigt gleich die Bemerkung, daß diese beiden Figuren eine Verschiedenheit des Geschlechtes bedingen, und daß beide, obgleich sie eine schelmische Bubenhaftigkeit, eine heitere Vivazität, und ein erregtes Geblüt voraussetzen,

dem Begriffe nach nicht alterniren können. Ramsamperl kann masculinum und femininum sein, obwohl es dem Buben besser zusteht, Ramsamperl zu sein, als einer Bübin. Rutscherpeter zu sein, schickt sich aber nur der Schelmin. Der Schelm als Rutscherpeter nimmt sich zu abgeschmackt aus, ja, er wird entsetzlich fade, weil die Naivetät, welche der Rutscherpeter unmittelbar bedingt, nur an der Schelmin behagt, der Bube jedoch durch selbe zum Dümmling herabsinkt. Wie bei den meisten österreichischen Figuren, wird auch bei diesen beiden auf die physische Konstitution und die korporellen Formen Rücksicht genommen. Der Ramsamperl ist gewöhnlich eine Figur von gleichgültiger Größe, am besten nimmt er sich jedoch in niedlichen Formen aus. Da wird er zum kleinen Teufelchen, das in jeder Sache seinen Spuck zu treiben weiß, das bei seiner Vivazität ohne sein Zuthun über alle Verstecke kommt, und genau z. B. das Stündchen weiß, wo es das Hauskätzchen mit dem Reitknecht überraschen kann; und es gar bald weg hat, was das Hollundergericht in der schönen beblumten Schale unter der weiten, grünen Kasserole auf der Topfstelle zu bedeuten habe. Wenn der Reitknecht das Hauskätzchen verlassen, treibt der Ramsamperl seinen Scherz, und mischt unter seine Bedenklichkeiten Manches von dem, was er dem Zweigespräche unter dem Hausthore abgelauscht; mit dem beblümten Schälchen Hollundergerichts, geht er aber zur Base, welche gerade verdrüßlich ins Gebethbuch schaut, und nach dem Angenblicke lauert, wo der Ramsamperl unter die Kohlköpfe geht. „Verflixter Ramsamperl,“ schreit dann die Base, als er im Zimmer mit der Schale erscheint. Welchen Lärm fängt aber die gute Base zu erheben an, als sie den von dem maulbeerbraunen Hollundersaft triefenden Mund des Ramsamperl sieht, den er sich geflissentlich zum Schreck der Base also bemalt hat! Wie, springt die Base gleich auf, um ihm die Schale abzunehmen, wenn Ramsamperl mit unschuldiger Miene frägt: „Ob dieses die Base vielleicht für ihn aufgespart hätte?“

Der Rutscherpeter hingegen, bedingt jederzeit ein niedliches, neckisches Mädchenfigürchen, was der Oesterreicher „backschierlich“ nennt. Er ist Bübin im höchsten Grade, und der Tausendsasa auf der Villeggiatura. Er ist der alte Ueberall und Nirgends voll Witz und Feuer und der wohlthuendsten Naivetät. Sein Witz ist kein erheblicher und mar-

kiger, allein er ist von der Art, wie er zu seinem Gesichte gerade gut steht. — Beide Charaktere sind sehr geliebt, obwohl sie oft überschwenglich werden. Jedoch tröstet man sich leicht darüber, indem man diesen einen Ramsamperl und jenen einen Rutscherpeter nennt, und die Besserung auf ihre alten Tage hinausschiebt.

Eine andere Stadt- und Landfigur ist

Der Hahnreiter.

Eine recht drollige Erscheinung, wenn er auf dem Markte am Brunnen neben den steinernen Statuen der deutschen Kaiser erscheint, und unter den bizarrsten Gesten und mit der absonderlichen Kanarien- oder Kastratenstimme vor einer Masse von Buben und Mädchen seine kindischen Lazzi's macht und den Vorübergehenden einige alte roth- und grünseidene Parapluis oder Pfeifenröhren u. dgl. zum Verkaufe anbietet. Schade, daß dieß so erlauchte Geschlecht der Hahnreiter so ziemlich in Oesterreich schon ausgestorben ist, denn vor beiläufig acht Jahren zählte ich auch bei einer Reise durch ganz Ober- und Unterösterreich zehn Hahnreiter, welche auch von dem Volke also betitelt wurden, ja Einer aus diesen Dezemviren lebte sogar noch vor beiläufig zwei Jahren in Wien, unter dem Charakternahmen Hahnreiter allgemein bekannt.

Als ich vor zwei Jahren wieder dieselbe Reise durch mein geliebtes Land machte, und mich an Ort und Stelle um die lieben Hahnreiters erkundigte, erfuhr ich, daß sie alle schon dort sind, wo es Mathäi am Letzten ist, und keine „Hahnreiter“ mehr gibt.

Diese Figuren waren die Bajazzos von Oesterreich — und wenn noch das Grotesk-Komische auf unserer Bühne zu Hause wäre, und durch einen Lessing oder Möser vertheidiget würde, wenn es noch Buden gäbe, wo die Farcen unter stereotypen Gestalten vor das Publikum geführt würden, so wären wir es unserer Nationalität schuldig, den fremdländischen Harlequin zu verdrängen und dem „Hahnreiter“ in die Reihen eines Hanswurst, Käsperle, Thaddädl u. s. w. zu rangiren. Ihre Gestalt war durchwegs klein, ihre Füße waren kurz und wie Säbelklingen ausgebogen, worin wohl der Ursprung ihres Namens zu suchen ist, der Anfangs nichts anderes bezeichnet haben mag, als einen Menschen, der wegen seiner körperlichen Mißgestalt zu schlecht ist ein Pferd zu be-

steigen, und sich daher schon mit dem Ritte auf einem Hahn begnügen muß.

Die Vorliebe für das Bizarre, welches sich in ihre Reden und Kostümes am deutlichsten abspiegelte, würde sie gewiß zu keiner uninteressanten Bühnenfigur gestalten.

Allein sie sind ausgestorben, wie die Zunft der Harlekine, deren Letzter der unter dem Namen Carlino bekannte Melancholiker Bertinazzi war und zu Paris im Jahre 1783 starb.

Dem „Hahnreiter" würdig zur Seite steht der Narrentattl, eine Figur von beliebiger Größe, die mehr in Schänken, auf Kirchweihen oder noch häufiger bei dem Faschingbegraben zu finden ist.

Die Narrentattl sind Spaßvögel um Geld oder aus Gefälligkeit, jedoch sind die Narrentattl ersterer Gattung häufiger. Ihre vis-comica besteht theils im närrischen Kostüm, theils in absonderlich bemalten Gesichtern. Gewöhnlich beschmieren sie sich mit Kirschensaft die Wangen und das Kinn, oder mit verkohltem Dochte die Lippen und die Augenbrauen. Beim Faschingbegraben ist er der Klingelbeutelträger, der den Leuten ein Geschenk abzulocken weiß.

Der „Narrentattl" und der „Hahnreiter" unterscheiden sich darin wesentlich, daß Ersterer passiver Natur sein muß, während der Andere ganz besonders übler Laune würde, wenn einer ihm wie dem Narrentattl mit einem angebrannten Korkstöpsel ein Tüpfchen auf die Nase machen möchte. Zum Troste der Menschheit sei es gesagt, daß die „Narrentattl" noch in ziemlicher Quantität existiren und auch nicht so leicht aussterben werden, wie das Geschlecht der „Hahnreiter."

Und nun gelangen wir zu den dummen Nocken und den dummen Kurdulas (Kurtel).

Diese beiden Figuren unterscheiden sich mehr in der Gestalt als im Charakter. Die dumme Nocken ist klein und niedlich, während die dumme Kurdula schon eine große, wohlbeleibte, ja sogar betagtere Person voraussetzt. Sonst sind sie so ziemlich gleich, nur, daß das, was bei der Ersteren die liebe Einfalt vom Lande ist, bei der Letzteren zur Albernheit herabsinkt. Die dumme Nocken ist ebenfalls, nachdem sie in der Stadt oder auf dem Lande lebt, verschieden.

In der Stadt ist sie stolz, wenn ihr Vater Bürger oder Fabrikant ist, noch mehr aber, wenn sie am Sonntage mit dem neuen Seidenkleide

angethan zur Kirche geht, und vielleicht gar noch obendrein mit der Frau Richterin und einigen Beamtensfrauen konversirt, wo sie dann die Leute, mit denen sie in der Woche Schwesterchen im Spiele war, gar nicht ansieht.

Ueberdieß hält sie sich für den Centralpunkt des Gespräches aller Leute und glaubt, daß die Hühner auf den Bäumen wachsen. Geht sie über eine Wiese und sieht dort ein Graspferdchen oder einen Laubfrosch hüpfen, so fängt sie ein Gezetter an und schreit: „Ein Krokodill!“ — In einer Gesellschaft will sie die Anständige, das Mädchen von Bildung und Erziehung spielen. Servirt man ihr Zuckerwerk, so weist sie selbes mit dem Bedeuten zurück, daß sie schon zu Hause solches gehabt. Servirt man ihr Früchtenkonfekt, bringt sie dieselbe Entschuldigung vor. Kurz, sie ist langweilig in einer Gesellschaft, bloß aus dem Grunde, ein Mädchen von Sittsamkeit und Bildung zu sein. Ja, macht man in der Gesellschaft einen unschuldigen Spaß, worüber Alle lachen, so ist sie gewiß diejenige, die nicht eine Miene verändert, sondern mit demselben gespitzten Munde und den niedergeschlagenen Augen, wie früher dasitzt.

Frägt man sie dann, ob ihr vielleicht dieser Scherz nicht behagte, so hört man ganz gewiß darauf nichts anderes, als Antwort: „Ja, — aber ich danke — ich habe schon zu Hause gelacht!“

Mit diesen beiden letzteren Figuren ziemlich homogen ist das

Zschåbberl,

welches die Unschuld vom Lande, die argloseste Naivetät, die mannbar gewordene Kindlichkeit ist. Es ist jener Charakter, der sich leicht hingibt und darum, wie der

gute Patsch

von Anderen leicht in die Schlinge gezogen und zu unlauteren Zwecken benutzt wird.

Allen bereits erwähnten Figuren aber tritt der

Bamschabl

ganz und gar kontrastirend entgegen. Er ist die Figur, bei der es im Kopfe immer toll und voll zugeht, die aber das Herz hat, selbst das Bizzarste zu glauben. Der Bamschabl muß in der Regel jeden Tag etwas Pudelnärrisches anrichten — er kann nicht anders umhin, denn er ist es schon von Jugend auf so gewohnt. Der Bamschabl ist derjenige,

welcher zuerst das Dach baut, dann erst auf das Haus selbst denkt. Die abenteuerlichsten Gedanken will er realisiren, und er geht an die Ausführung derselben mit einer Ueberzeugung, die sich wieder im Gegentheile bei gleichgültigeren und leicht ausführbareren Gegenständen in Verzagtheit und Furcht verwandelt.

Nicht selten geschieht es auch, daß er mit der Kirche ums Kreuz geht, statt umgekehrt zu hantbiren.

Dem „Bamschabl“ fällt es z. B. zur Nachtszeit ein, daß es ihm im Bette zu warm wäre. „Bamschabl“ ist sogleich derjenige, welcher im Hemd und Schlafrock durch die matterleuchteten Straßen und Gassen geht, um dort Luft zu schöpfen. Es gelüstet ihm bei dem linden Nachtlüftchen bald nach einem Bade, und siehe da, er steht vor einem Bassin. Bei dem Bassin aber gilt ihm keine Ueberlegung mehr — er steht ja vor dem Ziele seiner Wünsche. Ja, er argumentirt sogar, daß diese Bassins einzig und allein zum nächtlichen Bade bestimmt seien, daß aber leider außer ihm es nur Niemand wisse.

Und also steigt er wirklich in das Bassin hinein.

Ein intimer Freund zu dem „Bamschabl“ ist der

D o l l a p a t s c h,

welche Figur auch in dem Schwarzwalde unter der Benennung T o l p a t s c h vorkömmt.

„Dollapatsch“ ist derjenige, welchen die Nemesis der Ungeschicklichkeit verfolgt, trotz dem er seine Angelegenheiten mit vielen Kniffen und verständigen Ansichten beschickt. Er ist derjenige, der überall mit der Thür ins Haus fällt; der, je feiner er seine Entreprise anstellt, desto gröber in die Patsche plumpst.

Mehrere Freunde wollen einen Andern überraschen, „Dollapatsch“ ist sicher derjenige, der die Hauptrolle übernimmt, aber gewiß die Sache also anstellt, daß das, was seine Freunde ausspintisirten, sicher zu Wasser wird. — Er sucht Protektion — oder wie man im Jahre 1842 spricht — er sucht, daß sich Jemand für ihn interessire. „Dollapatsch“ muß sich an die gnädige Frau wenden, und selbe durch sein Benehmen gewinnen. „Dollapatsch“ übt sich schon eine Woche vor diesem Gange in seinem Zimmer die fashionablesten Stellungen und Positionen ein, ja, er studirt sogar Komplimentirbücher und die Regeln, wie man sich bei Jedem beliebt machen kann. Er tritt in die Küche und wirft im

Vorbeigehn der Herdnixe alldort den ganzen Schaffel mit Blechgeschirr auf den Estrich; dann tritt er ins Zimmer der Gnädigen und macht nach dem Komplimentirbuche seine Reverenzen. Dabei aber tritt er den Mops, welcher der einzige Liebling der Gnädigen ist. Er geht zur Gnädigen selbst, und erfaßt ihre Hand zum Kuße, schleudert ihr aber dabei die Tasse Kaffee aus den Händen, welche sie gerade vor sich hielt. — Und also zerrinnt eine jede seiner Entreprisen, weil eine Nemesis der Ungeschicklichkeit und Ungeschlachtheit alle seine Unternehmungen verfolgt.

* * *

Dieß mögen einige der Figuren sein, welche unserem Vaterlande eigenthümlich sind. Doch gibt es noch mehrere.

# Spaziergänge in und um Wien.

Mitgetheilt von Anton Uyß.

Heiß, und mehr noch als dieß, versengend fielen die Gluthstreifen der Sonne auf die trockene dürre Erde, als wollten sie die letzte Kühle, die sie tief in ihrem Schooße barg, ihr entziehen. Von der Straße wirbelte der Staub hoch auf, und wie die glänzenden, feurigen Demantstreifen sich durch selben durchwinden mußten, da schien jedes einzelne Stäubchen ein Gluthtropfen zu sein, der dann zur Erde wieder nieder fiel, sengend und brennend, wie die taumelnde Leidenschaft, die uns einer edlern Wahrheit entrückt, und dann niederfällt auf das Herz, um ihm ein oft unauslöschliches Brandmal einzudrücken. Nicht wie das fromme Auge einer sorglich liebenden Mutter sah die große Sonnenscheibe auf die Erde hernieder, sondern wie jenes eines in heißer Liebe entbrannten Weibes, welchem der Stempel der Sinnlichkeit aufgedrückt ist, die zerstörend auf Herz und Gemüth, auf des Mannes phisisches und psychisches Ich einwirkt. Und über die Erde hatte der Gram seine langen Furchen gezogen, daß sie dalag, matt und hilflos, und den Kindern, die ihrem Innersten entstiegen, nicht die Kraft und die Fülle zu geben vermochte, mit welcher sie segnend einwirken konnten auf der Menschen phisisches Leben. Die dürren, magern Ähren neigten nicht ihre kornbeladenen Häupter, und die Ebenen schienen eher Stoppelfeldern zu gleichen, über die schon der erste Herbstwind zu wehen bestimmt war, als daß noch der Sonne feurige Strahlen denselben die endliche Reife zu geben bestimmt sei. So mag es im Menschenherzen aussehen, wo die sinnliche Leidenschaft ihre versengenden Wünsche durch die Brust ausbreitet, daß die Kinder des Geistes, die edlern Empfindungen des Herzens sich nicht erheben können, kein freundlicher Thautropfen ihr Blühen und Wachsen begünstigt.

Es war Sonntag. Die Menschen lustwandelten trotz der großen, kaum erträglichen Hitze dennoch auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen, und schienen der Schweißtropfen nicht zu achten, die sich ihnen

wie Perlen auf die Stirne legten. Auch mich trieb, halb das Drückende, Schwüle in meinem Zimmer, halb die Unthätigkeit und die damit verbundene Langeweile, die uns in einer solchen Zeit mehr als in den kühlern Frühlings- und Herbst-, oder in den kalten Wintertagen heimsucht, hinaus in die Straßen unseres lieben, stets heiteren Wiens. — Mein Weg führte mich über das Wasserglacis. Der Wiener bedarf, um sich zu zerstreuen, oder richtiger, um sich unterhalten zu können, der Musik. Nicht daß er vielleicht derselben seine ganze Aufmerksamkeit schenken würde, nein, sie ist, trotzdem daß er nur meist solche Orte besucht, wo er diese findet, doch auch wieder nur Nebensache, und es mögen um ihn herum fröhliche, lustige Tanzweisen gleich leichten, luftigen Gnomen herum hüpsen, oder selbst ernste Akkorde einer edleren Musik wie Mahnungen an die schöne, poetische Traumwelt, welche diese in sich umschließt, ihn umziehen: er saugt wohl die einzelnen Töne in sich ein, doch nie zusammenhängend, nie ein vollständiges Ganzes bildend gelangen sie in die geheimen Gemächer seines Herzens, die dennoch wie von einem leichten Zauberschlag berührt sich öffnen, um die Laute, welche die Gottheit als eine edlere Sprache dem Menschen gab, in selbe einzulassen. Und es ist wahr: der Schleier einer heiligeren, ästhetischeren Weihe ist über die Musik, als über die Sprache gebreitet, und nie vermag jene einen so trivialen, niedern Gedanken wiederzugeben, wie er in dieser nur zu häufig über die Lippen, über die Schwelle der Pforten unserer Gedanken hinüber in's äußere Leben tritt. Denkt man sich bei so manchem Liede die niedern, man könnte sagen materiellen Worte, die sich wie Schmutzflecken über das Blendendweiße dieser hohen, lyrisch-epischen Kunst breiten, hinweg, ändert nur wenig den Rhythmus, oder besser gesagt, den Takt, so sieht man, daß der gemeinste Gassenhauer nur durch das Wort und durch die Art und Weise, wie er sich im Munde niederer Menschen, die eben so gut die hohen, heiligen Schöpfungen eines Haydn, Beethoven oder Mozart ins Triviale hinüber zu ziehen vermöchten, fortpflanzt, zu dem wird, was uns als verächtlich, als verwerflich erscheint. Und darum sollte der Mensch die Allgewalt, die Macht, die in dem unendlichen, nie zu ergründenden Tönen liegt, nie mißbrauchen, sondern denken, daß die Gottheit ihr selbst den Stempel einer heiligen Weihe aufgedrückt hat.

Doch ich wollte meine freundlichen Leser spazieren führen und komme hier in Reflexionen, die schon hundertmal vor mir Andere viel besser und deutlicher uns vorgeführt, und die wohl nach mir eben so oft noch erwähnt werden dürften. Also zurück zu unserm eigentlichen Zwecke.

Der Wiener spricht und tändelt in seiner gemüthlichen Weise mit seiner Umgebung, und nur an Orten, wo die Musik es ausschließlich ist, welche ihn hingelockt, überläßt er sich mit seiner ganzen Aufmerksamkeit den Eindrücken derselben. Hier überdieß, wo er nur hingeht, um zu betrachten oder sich wieder betrachten zu lassen, ist sie nur der Vorwand, welcher die sogenannte elegante Welt vereinigt. Wie eine Ausstellung, welche das Mittel zwischen Kunst- und Produkten-Ausstellung hält, und an der, natürlich nicht in allen ihren Theilen, auch die Natur einen kleinen Antheil hat, kömmt mir dieser Ort vor. Zu beiden Seiten der Allee sitzen junge schmucke Herrchen und Damen, die theils wie die lieben ungeschminkten Feldblumen, welche auf den Wiesenplätzen blühen und sprossen in natürlicher, ungekünstelter Anmuth den Zauber der Jugend um sich zu verbreiten wissen, mitunter aber auch gleich den Treibhausblumen die falsche, trügliche Schminke der Künstelei auf ihren Wangen tragen, und das alte Sprichwort: „Trau, schau, wem?!“ in's Gedächtniß zurück rufen, daß ich mir oft schon gedacht, wenn ich mir einst eine Frau suchen würde, vom Wasserglacis brächte ich sie mir nicht. Freilich kann nicht Jeder jung sein, und mit der Zeit welken die schönsten Rosen, aber mir war noch immer eine welke Rose, die es durch die Zeit geworden, viel lieber, als eine falsche; dort fühlen sich die Blätter immer zart an, sind weich und sanft wie ein liebes, fühlend Frauenherz, hier aber theilt sich uns stets die Rauhheit des Stoffes mit, aus dem sie erzeugt sind. Was die Schöpfung erzeugte, vermag wohl der Mensch nachzubilden, ihm den Stempel der Ähnlichkeit, nie aber jenen der Vollendung aufzudrücken.

Und dazwischen wandeln Andere, die sich die erstern betrachten und sich wieder betrachten lassen, daß, wäre nicht die Musik und eine Erfrischung damit verbunden, so eine Betrachtung langweilig werden müßte, besonders in so heißen, schwülen Sommertagen. — Ich schritt demnach vorwärts, weiter hinaus, eine der Linien Wiens zu erreichen, und da haben sich mir jene einfachen Betrachtungen aufgedrängt, die ich im

Eingange erwähnte, und die jeder Andere eben so gut wie ich wenn nicht besser gemacht haben wird, der sich vor denselben befand.

Ich bin kein Freund vom Stehen, und hätte Ahasverhus sich einen Schüler suchen wollen, der gleich ihm als ein ewiges perpetum mobile durch die Welt wandern sollte, ich hätte Niemand gewußt, der besser dazu getaugt hätte als ich. Aber doch gibt es Dinge, die mich auf längere Zeit zum Stehen bringen können. Es muß nur etwas Gewaltiges sein, das wie ein großer erhabener Gedanke durch das materielle Leben zieht, das einen nutzenbringenden Ideenschwung menschlichen Erfindungsgeistes beurkundet, und so das große Zeugniß der hohen, unendlichen Meisterschaft gibt, die von der Gottheit in den gebrechlichen Menschen gelegt wurde.

Ich hatte die Favoritenlinie überschritten, und ein menschenbeladener Train bewegte sich schnell und flüchtig an meinen Augen vorüber. — Wie ein Automat, in dessen Innerem ein geheimnißvolles Wirken, vielleicht bis jetzt nur halb enthüllter Kräfte Leben und Thätigkeit in die starre Maschine gerufen, schritt es ernst und doch flüchtig seinem Ziele zu, die monotonen Laute ächzend von sich stoßend, als wollte es sich dem Willen der Menschen, die es leiteten, entwinden, was ihm doch unmöglich war.

Denken wir uns in die Zeiten des Mittelalters zurück, wo so mancher schwere, dicke Nebel noch über der Erde lag, den die nie gänzlich zu ergründende Wissenschaft nicht augenblicklich zu lichten vermochte, wo der kindlich fromme Glaube das tiefere Eingreifen in die nicht offen daliegenden Geheimnisse der Natur für ein strafbares, sündhaftes Walten hielt, und denken wir uns die imposante, den gewöhnlichen, ungeläuterten Verstandesbegriffen unerklärliche Erscheinung dazu, und eine dunkle Ahnung, ein unheimliches Grauen erfüllt die Gemächer unserer Brust vor dem schrecklichen Lose, das dem bereitet worden wäre, der doch nur Segen über die Erde gebreitet hat. Aber eine leise Lehre läßt sich aus dieser Betrachtung ziehen, daß der Mensch, und wenn auch sein Blick ein viel schärferer, als der seiner Mitmenschen ist, nie zu weit der Zeit vorgreifen solle. Die beschränkten Verstandesbegriffe der großen Menge, die mehr der Gegenwart als der Zukunft lebt, und die oft schon in jener sich nicht Alles zu erklären vermag, was sie umgibt, doch selbes als nothwendig in das Leben gehörende Erscheinung ruhig

an sich vorbei gehen läßt, vermag sich seinem Ideenfluge nicht anzuschließen, und basirt sich die neue Erscheinung auf kein von ihm erkanntes Grundprinzip, so sträubt sich ihr Sinn unwillkürlich dagegen. So ist es mit jeder Reform, sie möge ins materielle oder ins geistige Leben eingreifen; ist sie nicht Folge des Fortschreitens der Zeit, sondern sucht sie diese zu überflügeln, so vermag ihr die Menge nicht zu folgen, und verfällt entweder in eine körperlich geistige Unthätigkeit, oder das, was segenbringend hätte werden sollen, wird zum Verderben für den Stifter wie für die Menschheit. Die Menschheit ist ein großes Kind, das sorgsam Schritt für Schritt geleitet sein will, und ragt einmal ein hoher, gewaltiger Geist hervor, so möge dieser die Kraft, die ihm zu Gebote steht, zu zügeln und die Andern langsam dem Ziele zuzuleiten wissen, das ihm wie ein freundlicher Stern in der Vollendung schon aus der Ferne entgegen lacht. Nur, wo statt einem successiven Vorwärtsschreiten ein Stillstehen oder gar ein Rückwärtsgehen auffallend hervor tritt, die lichten Segensstrahlen der Erkenntniß durch den falschen dicken Nebel des Wahns ihres Glanzes und ihrer Wärme beraubt werden, da ist es nothwendig, daß energisch eingegriffen werde, und schmerzt es auch das große Kind, die Menschheit; man darf ihrer im Augenblicke nicht schonen, sondern muß denken, daß der Staar gestochen werden müsse, wenn das freundliche Himmelsblau die Augensterne des früher Erblindeten wieder erquicken solle. Freilich mögen in manches einzelne Herz sich tiefe Furchen einschneiden, die erst am Orte des Friedens und der Ruhe vernarben, aber die Zeit geht über den Eingang zu diesem hinweg, und aus der Asche steigt der Phönix im milden Lichte der Wahrheit durch geistiges Erkennen, Wissenschaft und eine edle, durch Selbstverläugnung begründete Tugend geläutert hervor, und der Nachwelt ist das Licht wieder geboten, welches die verhängnißvolle trübe Zeit bald erstickt hätte.

Hier tritt dieß um so deutlicher dem Seelenauge des Menschen entgegen, denn das flüchtige, nur momentanreiche Leben flieht pfeilschnell über die Bahn und den Eingang weg, der den müden Lebenswanderer einführt zu einem ewigen Frieden. Oben voll Lebenslust und Freude zieht die Menge rauschender, oft tumultarischer Zerstreuungen entgegen, und unten schreiten Trauerpferde langsam und bedächtig einher, und schleppen einen langen, schwarzen Kasten hinter sich, der, als wollte er die Menschen höhnen, oft noch mit dem Flitter des Lebens, mit den In-

signien der Vergänglichkeit geziert ist. — Der Gedanke: „Das ist des Menschen Loos," drängt sich uns unwillkürlich auf, und die Vergänglichkeit starrt uns in der Gestalt eines nackten Todengerippes grinsend entgegen. Wo mögen alle die Lebensträume hingeschwunden, wie wenige davon in Erfüllung gegangen sein, die einst das jetzt still stehende Herz durchzogen haben. Nichts nimmt der Mensch mit auf seiner letzten Wanderung, Alles läßt er der Vergänglichkeit, mit ihm stirbt seine Gegenwart, was er aber zum Segen für die Menschheit, zur edlern Freude geschaffen, das dauert fort, und in diesem hat sein Wirken nicht geendet; darum möge Jeder die wenigen Kräfte, die in ihm wohnen, nicht nutzlos versplittern, sondern wirken, so viel er vermag; muß ja beim Scheiden in dem Bewußtsein, nicht zweck- und nutzlos gelebt zu haben, der Himmel, die Seligkeit des Menschen liegen. — Alles Übrige, was der Egoismus dem Menschem von unzerstörbar geträumten Denkmälern vorspiegelt, ist ein eitel Trugbild, das mit dem Leben zugleich von ihm scheidet.

Und ich schritt durch den Eingang dem Orte des Friedens zu. In meinem Kopfe da wogten die Gedanken wie ein aufgestörtes Weltmeer, und die Wellen schlugen über einander, drängten einander hinab in die bodenlose Tiefe der Vergessenheit, und aus dem unerreichbaren Grunde der Seele tauchten wieder neue Gedanken auf, zogen wie flüchtige Genien aus einer Welt voll Ideen und Träumen vorüber in ein sonniges Jenseits, in dem der schönste Traum unseres Lebens seinen Demantspiegel vor das entschleierte, körperlose Auge hält. Und als die leichten, traumgebornen Gnomen wieder hinabgestiegen waren in ihr unenthülltes Schattenreich, und die Wirklichkeit mit ihren Freuden und Leiden mir wieder entgegen trat, da verließ ich den Ort des Friedens, und trat den Rückweg an, entschlossen, heute noch so recht im Kontraste den tiefen Ernst und die ungebundene Heiterkeit des Lebens meine Sinne umspülen zu lassen. Ich eilte dem Prater zu, und führe dich daher, lieber, freundlicher Leser, eher noch als ich es dachte, wieder dahin. — Folge mir, ich werde, um kurz zu sein, dir nur noch einen einzigen Moment dieses Tages vorführen.

In unzähligen Krümmungen mußte ich mich durch die wogenden Menschenhaufen durchwinden, die Freude, der Tumult hatten trotz ihren vielfachen edlern und unedlern Gestalten doch etwas Monotones für

mich, eine Folge des Vergangenen, und diesem hätte ich mich gerne entwunden. Da tönten mir aus der Ferne in klagenden Mollakkorden Lanner'sche Tanzweisen entgegen, und bewegten mir seltsam die Brust. Es war, als ob ihnen die leichte Beweglichkeit, der leichte, lustige Sinn genommen, und an diese Stelle die Wehmuth in ihren zartesten Nüancen getreten wäre. Ein eigener, fremdartiger Typus war ihnen aufgedrückt, und mächtig zogen mich die schwermüthigen Wohllaute, der ich doch eben sonst kein sonderlicher Freund leichtgeschürzter Walzerkompositionen bin, zu sich, und umstrickte mich mit dem bunten Gewühle von Tönen, die durch einander wogten und in rührenden Klagen eine tiefe, unheilbare Sehnsucht aussprachen. Ich hatte den Ort endlich gefunden. Um einen kleinen, viereckigen Tisch saßen fünf Zigeuner und drückten den österreichischen Nationaltänzen das Siegel ihrer Nationalität auf. Eben, als ich dort angekommen war, hatten die Lanner'schen Ländler ein Ende, und eine ihrer Nationalmelodien nahm ihren Anfang. Anfangs umzogen mich die Töne wie ein wirres Chaos, aus dem der Gedanke wohl schwer herauszufinden gewesen wäre, doch, mag auch der Ausdruck nicht kunstrichtig sein, eine melodische Disharmonie lichtete bald darauf dasselbe, denn die einzelnen Instrumente hatten sich zusammen gefunden und ließen ihre Töne friedlich an einander vorüber gleiten. Auf einem Platze, der nicht viel größer war als der Tisch, an dem die Zigeuner saßen, tanzten vier ungarische Grenadiere, und schienen zu vergessen, daß es nicht der heimatliche Boden sei, den ihre Füße berührten. Einer unter ihnen, ein Tambour, dessen dunkle Gesichtsfarbe schon den Zigeuner bekundete, schien sich gar mit der ganzen Leidenschaft, welche die braune Brust wohl in sich bergen mochte, dem Eindrucke hinzugeben, den die vaterländischen Töne auf ihn machten. Ich betrachtete die schöne, edle Haltung, die originellen, in ihrer Einfachheit dennoch graziösen Bewegungen dieser Männer eines Stammes, wo nur einer, der Tambour, ein Stiefsohn desselben war. Fortwährend bewegten sich ihre Füße, und doch kamen sie nicht von der Stelle, es war als wären sie gebannt an dieselbe.

Ueber den Bergen hatten sich indessen schwere, regenschwangere Wolken zusammengezogen, waren näher gekommen, und ehe wir uns noch zu flüchten vermochten, fiel der Regen in Strömen hernieder und erquickte die Erde mit seinem kühlenden stärkenden Naß. Eine der

Praterhütten hatte die Zigeunerbande und jene, welche diese umgaben, aufgenommen. Wir standen dicht an einander, während draußen die großen Tropfen auf das hölzerne Dach schlugen, als hätten sie zu der Musik, welche die Zigeuner hier wieder anstimmten, den Takt geben wollen. Der Tambour wand sich durch die Menschen durch, um seinen Brüdern näher zu kommen. Mit einem Ausdrucke im Gesichte, in welchem sich deutlich das Heimweh, welches seine Seele erfüllte, aussprach, sagte er in schlechtem Deutsch, daß er unmöglich heute zu Hause gehen könne. Mit verschränkten Armen sah und hörte er dem Spiele seiner Landsleute zu, und mancher Sehnsuchtsseufzer nach der geliebten, Heimath mochte wohl in seiner Brust erstickt werden.

Da lichtete sich draußen der Himmel, die Erde war abgekühlt, und die Menschen verließen die Hütte bis auf die Zigeuner, den Tambour und Wenige noch. Dieser warf, nachdem es beinahe leer geworden, Czako und Säbel von sich, nahm einem der Musikanten das Violoncell aus der Hand und stimmte mit ein in die Weisen seiner Brüder.

Die Hütte war mittlerweile leer geworden; die Zigeuner hörten auf zu spielen und packten ihre Instrumente zusammen, der Tambour warf seinen Säbel um, setzte seinen Czako auf, sagte noch in seiner Muttersprache seinen Brüdern ein Lebewohl, und eilte dann wahrscheinlich seiner Kaserne zu. Er wird noch zu rechter Zeit eingetroffen sein. Ob und was ihm wohl zeträumt haben mag! — —

Draußen aber hatte sich der Boden erfrischt, die Blätter der Bäume erquickten das Auge mit einem saftigen Grün, die Luft war kühler geworden, und es war, als ob die Erde eines drückenden Wehes entledigt wäre. Müde traf ich in meiner Wohnung ein, fest entschlossen dir lieber Leser, gemüthlicher, diesen Tag, so wie ich ihn durchlebt, hier wieder zu bringen.

## Lokal-Charaden.

1. (Dreisilbig.)

Schimpf von Knaben müssen leiden
Oftmals meine ersten beiden,
Wie es deutlich schon die Bibel sagt.
Auf die Dritte, wenn's im Osten tagt,
Fällt der Sonne erster Schimmer —
Unvergeßlich bleibt mir immer,
Welche Aussicht, wie im Paradies,
Auf dem Ganzen meinem Blick sich wies!

2. (Dreisilbig.)

Die ersten Beiden nennen
Ein Volk des Kaiserstaates,
Das niemals lernte kennen
Die Schliche des Verrathes,
Das treu blieb heim'scher Sitte,
Ob auch Touristen schreiben:
Es könne nur die Dritte
Den Ahnen ähnlich bleiben. —
Durch's Ganze eilen Wagen,
Doch kehren sie zurücke,
Dann heißt's: den Weg einschlagen
Zu einer and'ren Brücke! —

Jg. G — h

Die Auflösung folgt im nächsten Hefte.

## Auflösung

der Lokal-Charade im 8. Hefte des „Wiener Volksgartens“:

Salzgries.



# Verlorne Posten aus meiner Brieftasche.

---

## 1.

## Der erste Korb und der tausendste Thaler.

Von M. G. Saphir.

Es gibt große Dinge, zu denen eine eigene Constellation gehört, um sie zu besitzen, und wieder andere Dinge, die man absolut schon besitzen muß, um sie im hohen Grade zu besitzen. Wenn man einmal eine Million hat, so bekömmt man die andern schon leicht durch diese erste, so wie man Dohlen auch immer durch die erste Dohle fängt. — Wer einmal einen Korb bekommen hat, der ist im Zuge und holt sich nach und nach mehrere. Es handelt sich nur um die erste Million und um den ersten Korb; da ist der Knoten.

Zu der ersten Million gehört das Arrondiren des ersten Sümmchens von tausend Thälerchen. Aber es scheint, als ob in dem tausendsten Thaler der Gottseibeiuns stecke! Ich habe all' mein Lebtag erfahren, daß der tausendste Thaler ein wahrer Schmelz-Thaler ist, der die andern auch schmelzen macht. Es ist mir all' mein Lebtag leicht gefallen, neun hundert und neun und neunzig Thaler beisammen zu haben, kaum kam aber der tausendste dazu, husch! so waren die neun hundert und neun und neunzig auch beim Teufel! — Es ist ordentlich, als ob der

tausendste Thaler verhext wäre; als ob er der Zauberstab wäre, der durch sein Auflegen die andern verschwinden macht. Einmal hatte ich mir durch ein satyrisches Werk auch den tausendsten Thaler dazu erschrieben; ich wollte ein Papierchen kaufen und es bei Seite legen, man weiß, wie gut man aufgelegt ist, wenn man sich Etwas bei Seite legt; ich trug den Kopf hoch wie ein neugebackner Fähnrich, und glaubte, jeder Mensch sähe mich neidisch an; schon blickte mir der Wechselladen entgegen, da führt mich der Satan vor einem Antiquar vorüber, ich erblicke Bayle's philosophisches Lexikon, das ich schon lange suchte, ich gehe hinein, kaufe es, nehme indessen von den tausend Thalern einige dazu, muß deßhalb von neuem nach Hause gehen, zu Hause wartet ein Gerichtsbote, der so und so viel Thaler Strafe will; — ich muß also das Geld noch hinlegen, und in vier Wochen sind keine Thaler mehr da. Ich schrieb nun wieder darauf los, neun hundert neun und neunzig Thaler lagen Monate lang unangetastet im Pulte, da schickt der leidige Satanas auch den tausendsten! Ich mache mich auf, will eben ein Staatspapier kaufen, um es zurückzulegen, da kömmt ein Freund herein und erzählt mir, er mache eine Reise nach Hamburg, wo die naturforschende Gesellschaft sich versammelt, von da ginge er nach Helgoland und bereise die Nordsee; da war Alles aus! „ich reise mit!“ sprach ich, ging nach Helgoland, nach der Nordsee, nach Koppenhagen, und als ich nach der Natur meiner tausend Thaler forschte, hatten sie sich in Nichts aufgelöst. Ich arbeitete von neuem d'rauf los, und gar bald lagen wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler Wochen lange beisammen — ich rührte sie nicht an und fand auch keine Veranlassung dazu, — da kam der tausendste Thaler; — ich ergriff mich beim Schopf und eilte mit mir zum Banquier, ich hielt mir auf dem ganzen Wege Augen und Ohren zu, um keinen Antiquar und keinen Freund zu treffen; — da war ich endlich schon im Hause des Banquiers, gottlob! ich ging die Treppe hinauf, sicher nun mein Papier zu holen, da stürzt mir ein engelschönes Mädchen entgegen, zerstört, mit Thränen in den großen blauen Augen; es war die Gouvernante des Banquiers, die er in seiner Geldrohheit eben mißhandelte; ich fragte sie, warum sie das Haus nicht sogleich verließe, — da sagte sie, sie habe gar nichts, und müsse sich jede Mißhandlung gefallen lassen. — „Befehlen Sie über mich!“ sprach ich, zog sie aus dem Hause, versah sie mit Geld und

die tausend Thaler waren wieder beim Teufel, d. h. beim Engel. — Mit neuem Muthe preßte ich wieder aus meinen drei Schreibfingern die Goldtinktur, und sah bald wieder neun hundert neun und neunzig Thaler vor mir liegen, der tausendste kam bald nach; ich entschloß mich, gar nicht mehr selbst zum Banquier zu gehen, sondern einen Freund hinzuschicken. — Ich wartete mit Sehnsucht auf den rückkehrenden Freund, da zog es die Klingel, „er ists!“ — „endlich hab' ich ein Staatspapier!“ — ich drehte mich jubelnd dreimal auf einem Absatz herum, da geht die Thüre auf, es war wirklich ein Staats-Papier, nämlich ein Papier, welches mir anzeigt, den Staat binnen drei Tagen zu verlassen. — Mein Freund mußte nun die tausend Thaler wieder laufend machen, und sie gingen wieder zum Kukuk.

Eben so wenig ich eigentlich zu dem tausendsten Thaler gelangen konnte; eben so wenig konnte es mir je gelingen, einen Korb zu bekommen. — Nicht deßhalb etwa, weil ich überall ein „Ja“ bekam, sondern weil ich es in meinen Bewerbungen niemals weiter gebracht habe, als bis zu dem Augenblicke, wo ich die Klingel fassen wollte, um den Brautwerb-Besuch bei den Eltern der Auserwählten zu machen.

Welch ein Glück ist es nicht, welch ein berauschendes Bewußtsein, einen Korb bekommen zu haben! Es ist ordentlich, als ob man einen Wink vom Schicksal bekommen hätte: „Du sollst nicht unglücklich sein.“ — Tritt man einst vor den Richterstuhl und wird gefragt: „Warum hast Du nicht geheirathet?“ so packt man seinen Korb aus und legitimirt sich mit demselben. — Den ersten Korb sollte man sich einimpfen, damit man nicht mehrere bekäme, aber es ist grade umgekehrt, — wer den ersten Korb einmal hat, der holt sich alle Monat irgendwo ein Körbchen, so wie derjenige, der einmal zufällig einen Maikäfer gegessen hat, nun ordentlich alle Maikäfer gerne essen wollte. Ich habe einen Mann gekannt, der sich zwei Jahre nach einander alle Sonntag einen Korb holte, und dabei dick und fett wurde. Bei mir ging es mit dem Werben wie mit dem tausendsten Thaler; wie mir der Gedanke kam, um die Geliebte anzuhalten, verschwand die Liebe; oder an der fatalen Hausthüre und Hausklingel ging noch eine ganze Reform in meinem Herzen vor.

Ich liebte einmal ein ganzes Jahr lang, welches noch obendrein ein Schaltjahr war, eine Witwenkassen-Kontrolleurs-Tochter. Ich hatte sie vom Busen des Rinaldo Rinaldini entwöhnt, und nährte sie mit der romantischen Milch der klassischen Literatur; ich las ihr in langen Winterabenden die längsten Scott'schen Romane vor; ich führte sie zu „Hamlet" und „Romeo und Julie" in's Theater; ich las ihr alle zweimal vier und zwanzig Stunden ein blasses Sonett von mir selbst vor, kurz, ich bildete die Witwenkassen-Kontrolleurs-Tochter so aus, daß sie mit Anstand eine Schreibfeder-Hauptmanns-Gattin hätte werden können. — Dann faßte ich mir ein Herz und nahm mir vor, förmlich um sie anzuhalten. Es war an einem Sonntage des heiligen Timotheus. Die Sonne schien so brautwerberisch freundlich nieder; ich sagte zu mir selbst: „die Witterung ist diesem Unternehmen günstig! mache dich auf, Moritz, und halte an, ehrsamlich und gesetzt, um die Witwenkassen-Kontrolleurs-Tochter, damit es dir wohl gehe, wenn auch nicht auf Erden, doch oben im Himmel!" — Ich machte mich also auf, machte meinen Kasten auf, zog den schwarzen Gast-, Audienz-, Scherwenz- und Bratenrock an, weiße Handschuhe und Manschetten, und ging. Auf dem Wege lehrte ich mir eine zierliche Rede ein, machte mich auf alle Ein- und Auskommungs-Fragen des Witwenkassen-Kontrolleurs, und auf ein Halbduzend Schamröthen der Tochter gefaßt, und nahete mit hörbarem Herzklopfen dem verhängnißvollen Hause, aus dessen erstem Geschoß der Gott Amor sein Geschoß auf mich anlegte. Ich warf noch einen Blick auf meinen netten Anzug, da galoppirte ein Kavallerie-Offizier so schnell vorüber, als ob er eben muthig retirirte, bespritzte meinen Anzug ein bedeutendes, und warf noch obendrein einen Handkuß in dasselbe Erdgeschoß hinauf. Es wurde mir ganz flau zu Muth; einen schwarzen Frack mit Koth bespritzt, kann man nicht produciren, und ein Mädchen, dem ein Kavallerie-Offiзier einen Handkuß zuwirft, ist auch meine Heirathspassion nicht; ich kehrte um, und ging nach Hause, zog den Werber-Rock und die Werbe-Gedanken aus, und sah die Witwenkassen-Kontrolleurs-Tochter nicht wieder. —

Geschah darauf, daß ich die Tochter eines Professors der Zoologie, eine etwas volle Blondine, ein erkleckliches liebte. — Ich nahm bei dem Vater, der etwas kurzsichtig war, Privatstunden, und wir hielten eben bei der Lehre, daß das Thier eine reizbar gewordene und mit Empfindun-

gen begabte Pflanze sei, als die blonde Professors-Pflanze auch reizbar wurde; und als der gute Professor mir bewies, daß das Streben der Naturforscher dahingehen müsse, sich der Natur, bei Anordnung ihrer Erzeugnisse, so viel als möglich anzunähern, waren wir schon der Natur der Liebe ganz nahe gekommen. — Wiederum war es an einem Sonntage des heiligen Epiphanius, als ich meinen schwarzen Bratenrock und meinen Brautwerbungs-Hut anzog, und zu meinem Professor ging, um schnurstraks um die Hand seiner Tochter anzuhalten; ich stand schon vor dem kleinen, entlegenen Häuschen, wollte eben die Klingel ziehen, da warf der Wind vom Dachstübchen des Häuschens, in welchem der Professor mehrere ausgestopfte Vögel und Thiere hatte, eine strix urulata zu meinen Füßen nieder. Ich sah hinauf, und es schien mir, alb ob zwischen den ausgestopften Köpfen sich auch einige lebende befänden; — ich zog mich zurück und lauschte, und da ergab es sich wirklich, daß meine Professors-Tochter mit einem naturforschenden Zögling ihres Vaters bereits über die Natur der Liebe im Reinen war. Nachdem ich nun noch die 250 Schlangenarten um eine vermehrt sah, ging ich nach Hause, zog meinen Werbungsrock wieder vom Leibe, stopfte meine Liebe mit Stroh aus und stellte sie auf den Boden.

Ich habe mich hierauf noch oft mit vielem Fleiße verliebt; habe meinen Brautwerbungs-Rock noch an vielen Sonntagen angezogen — aber immer bevor ich in das Haus trat, schnitt eine grausame Schicksalsparze den Faden meiner Liebe und das Bindband meiner Freite entzwei. — Ich liebe so eben wieder ein himmlisches Wesen, eine Waise, die weder väterliches Vermögen noch Mutterwitz hat, und sie liebt mich gewiß wieder, denn ich habe zwei Gedichte an sie geschrieben, ihr drei Blumensträuße geschickt und eine Serenade gebracht. O, die will, die muß ich heirathen. — —

### Sonntags. Oculi St. Marcian.

„Joseph! bürst' er mir meinen schwarzen Rock aus, — ich muß ausgehen. Geschwind, meine weißen Handschuhe.“

Montag.

Nein, mit der ist es nichts. Da bin ich zum Glück noch dahinter gekommen! Ach! wen lieb' ich jetzt nur wieder geschwind?!

2.

## Die Lizitations-Schwestern.

Es gibt Kaffeeschwestern, es gibt Bierbrüder. Es gibt Männer, die Kaffeeschwestern sind, es gibt Frauen, die Bierbrüder sind.

Allein das ist schon altmodisch, ancien régime, rococo. Wir sind moderner, neuer, wir haben Lizitations-Schwestern. Es muß eine eigene Seligkeit sein um eine Lizitation! Eine Lizitation muß auf weibliche Gemüther einen besondern Eindruck hervorbringen, ungefähr wie eine Trauung, wie eine Gevatterschaft, wie ein Wochenbett, wie ein Fehltritt!

Man gehe nur zu einer Lizitation und sage noch Einer, unsere Frauen stehen nicht gerne früh auf! Wenn eine Lizitation ist, so fürchten sie die Sonne, die doch auch ein Weib ist, könnte ihnen was auskaufen, und kommen ihr zuvor!

Da sitzen sie, die Lizitations-Schwestern, wo nur immer eine Lizitation ist, von Morgen bis Abend! Sie brauchen nichts, wollen auch nichts kaufen, und doch sind gerade sie die ersten, die breitesten, die bequemsten; sie pflanzen sich um den Tisch, wie die weißen Rüben, und bringen ihre ganze Wirthschaft mit, den Strickstrumpf, das Nähzeug, das kleine Kind, die Magd; nur den Mann lassen sie zu Hause, der gehört auch nicht zur Wirthschaft!

Da sitzen sie herum, die Richterinnen über Leinen und Unschuld; die Richterinnen über Weißzeug und Tugend; die Richterinnen über Porzellän und guten Ruf. Da sitzen sie zusammengedrängt wie in einer Ständeversammlung und beurtheilen das Kaffee-Service und die Nachbarin; schätzen das Möbel und den Werth desjenigen Menschen, der eben das Unglück hat, hereinzukommen; da sitzen sie mit rothen Wangen, mit funkelnden Augen, mit bewegten Mienen, mit arbeitendem Mund, als gälte es das Wohl der Menschheit. Da wird jedes Stückchen, welches lizitirt werden soll, zuerst in die Hand genommen, beguckt, betastet, herumgedreht; da wird die Lebensgeschichte jedes zu verliziti-

renden Stückchens dabei erzählt. Mitunter wird dabei dem Todten, aus dessen Verlassenschaft es ist, ein Monument von 32 Zähnen gesetzt, daß sich die Hölle darüber erbarmen könnte. Dabei werden von den Lizitations-Schwestern alle anwesenden Männer und Frauen, alle Aus- und Eingehenden unter sich lizitirt, wer am meisten über sie raisonniren kann. „Niemand besser?“ wer am höchsten raisonnirt, dem werden sie zugeschlagen. An solchen Lizitationstagen haben die Ehemänner Feiertage, glücklich Tage, himmlische Tage! Sie können thun, was sie wollen, sie sind Freiherrn, die Frauen sind auf der Lizitation! Da sagen sie dem Manne, es ist Oekonomie, da zu kaufen, und kaufen Dinge, die man neu viel wohlfeiler bekömmt als auf der Lizitation, noch einmal so theuer.

Es gehört eine unendliche innere Hohlheit, eine gänzliche Seelen-Verflachung dazu, Tagelang in einer Lizitation zu sitzen, ohne etwas kaufen zu wollen. Ich weiß nicht, wie ein solches weibliches Gemüth sich nicht selbst aus Fadheit zu entfliehen bestrebt. Welche Verkennung der edlen Natur, welche Hintansetzung der weiblichen Würde ist es nicht, eine solche Lizitations- und Auktions-Sitzerin zu sein! —

Und nun will ich es den Frauen noch verzeihen, denn das sind Weiber, aber daß auch Mädchen, Mädchen, daß Mädchen in Lizitationen laufen, und die Köpfe zusammenstecken und mustern, und sich mustern lassen, und Alles begucken und beschniffeln und auspoltern und Stunden lange da sitzen und wieder fortgehen und wieder gelaufen kommen, und herumschwätzen und plaudern wie die alten Weiber, und die edle Zeit und die kostbaren Stunden auf diesem leeren Trödelmarkte hinbringen, ist wahrhaftig ein Zeichen, daß weder ihr Geist noch ihr Gemüth noch ihre Seele noch ihr Verstand gebildet ist. Ein jedes Mädchen, welches einen richtigen Begriff von Mädchenhaftigkeit hat, das die Zartheit und die zurückgezogene Sittsamkeit des weiblichen Wesens in sich trägt, wird sich instinktmäßig von einem solchen Versteigerungslaufen von selbst zurückziehen. Daß so viele Mütter ihre Töchter so in diese Auktionen hineinlaufen lassen, zeigt nur, daß sie nicht wissen, wie sie die Töchter erziehen müssen. Wahrlich, wenn ich eine Geliebte hätte, und ich könnte sie an jedem Versteigerungstische sehen, als hätte sie selbst Lust ihre Hand mitversteigern zu lassen, in Geldhinsicht an den Meistbietenden und in geistiger Hinsicht an den Mindestbie-

tenden. Wahrlich, ich könnte sie nicht mehr lieben, ich verließe sie sogleich, oder, ich könnte die Grausamkeit der Strafe so weit treiben, daß sie auch gleich heirathen müßte. Abends muß es ein seliges Bewußtsein für ein Mädchen sein, welches den ganzen lieben Gottestag wie eine alte Klatschliese in der Lizitation herumgefegt hat, wenn der Genius des Tages vor sie hintritt und sie fragt: Was hast du den Tag über gethan, gesehen, gehört, gesprochen, geleseu, gelernt oder unternommen, das den Geist erhebt, das Herz bildet, die Sitten veredelt, den Verstand erhellt, die Kenntnisse bereichert und die Tugend läutert? Und sie darauf antwortet: Ich bin in einer Versteigerung gesessen von Morgen bis Abends wie ein öffentliches Waarenverzeichniß und habe mit den fünf Sprachwerkzeugen gearbeitet wie eine Obstfrau!"

Wenn dann der Genius des weiblichen Herzens sie weiter fragt: "Hast du heute den ganzen Schöpfungstag über etwas gethan, gelesen, gehört, gesprochen u. s. w. mit dem oder wodurch du deine häusliche Pflicht besser erfüllen lernst; wodurch du den Beruf des jungfräulichen Gemüthes züchtiger erlernst; wodurch du im Kreise deiner Schwestern und Brüder freudiger und liebevoller schaltest und waltest; wodurch du deiner Bestimmung und deine Pflicht gegen Gott dir inniger bewußt wirst; wodurch du deinem Geliebten eine treuere und innigere Herzlichkeit beweisest; wodurch du dem Berufe deiner Zukunft als Gattin und Mutter würdiger und besser entgegenreifst?" Und das Mädchen antwortet: "Nein, das Alles nicht; aber ich habe den ganzen Tag in einer Versteigerung gesessen, wie ein Auktions-Commissarius; ich habe mich angaffen lassen, wie ein buntes Aushängeschild; ich habe eben so schal und nichtig, wie noch andere Herumtreiberinnen und Dutzendgänschen meine Zeit nicht anders todt zu schlagen gewußt, als mich wie eine schausüchtige, klatschsüchtige, hörsüchtige, beschnüffelsüchtige alte Jungfer da hinzusetzen, und mich auszukrätschen, wie eine Krankenwärterin, und Alles zu betasten und anzugreifen und zu begucken, und von allen und mit allen Zungen zu dreschen, und frivole Redensarten von allen Seiten einzuschlürfen; und mir von den Herren den breiten Rücken zeigen zu lassen, und mit den Laffen nebenbei zu kokettiren, denn auf einer Versteigerung kann doch auch einmal ein Mann zuschlagen; und ich habe mich in der Hitze braten lassen wie eine Kastanie und habe die edlen

Dünste eingesogen wie ein Schwamm, und das Alles zur Erhöhung meiner weiblichen Selbstschätzung; zum Beweise wie ich es anerkenne, daß die Blume der wahren Mädchenhaftigkeit nur in bescheidener, sittsamer Zurückgezogenheit gerne erblüht; zur Erstarkung meiner Empfindung und zur Verfeinerung meiner Sitten und Gefühle!“ Ach, so ein Mädchen muß nach so einem Versteigerungstag süß schlafen, denn solche Gedanken sind Kissen aus Eiderdunen!

Gute Nacht! Ich wünsche Ihnen eine angenehme Ruhe!

---

## Herr von Krautlechner, der edle Biermanne.

Federzeichnung von Franz Stelzhamer.

Difficile est tyram non scribere.
Juvenal.

Der größte Theil der Bevölkerung Wiens in neuester Zeit besteht unstreitig aus Biermannen. — Sie wohnen zerstreut in allen Stadtvierteln, in allen Vorstädten und auf allen Gründen und Orten außer den verschiedenen Linienpunkten. Sie tragen zwar keine besondere äußere Auszeichnung in Kleidern, Bart und Haaren, wie Türken, Raizen, Juden, Künstler u. dgl., aber ein geübteres Aug erkennt dessenungeachtet einen Jeden auf den ersten Blick: ein abgerundeter, schon etwas ins Dickliche übergehender Leib, ein aufgedunsenes, fast schwammiges Gesicht mit matten, glanzlosen Augen, die bei Biermannen von Rang und Stand beständig in einem unbekannten, namenlosen Naß schwimmen, die Farbe des Gesichtes ist bei Altbiermannen ein Gemisch von Grau und Braun, das von der Nasenspitze aus, wie von einem Brennpunkt über das ganze Gesicht auseinander strahlet; dagegen sind ihre Hände weich und Morgens nach sorgfältiger Reinigung vom gestrigen Bierkruge nicht selten alabastern weiß.

Die Biermannen stehen alle unter sich in einer Art instinktlichem Rapport und lieben sich. Sie sind von Natur aus friedfertig und die seltene Aufwallung ihres Gemüthes dauert kaum so lang, wie der Bierschaum im frischgefülltem Glase; sie ziehen und leben gern gesellig und schaarweise, wie die Bienenschwärme und die Schafheerden; haben auch wie dieselben, jede Schaar ihren Waisel und Leithammel, dem sie ebenfalls fast willenlos folgen von einem „Korbe“ zum andern, von einer „Tränke“ zur andern. Nicht selten auch geschieht es, daß sie wegen allzugroßer Überfüllung des „Korbes,“ wie die Bienen schwärmen, und sich unter dem Vorflug eines jüngern Waisels anderswo ansetzen, z. B. von der „Pfeife“ zu den „3 Raben,“ vom „Mölker-“ ins „Winterbierhaus,“ von der „blauen Flasche“ zur „Kohlkreunze“ und umgekehrt.

Interessant ist das Benehmen des echten Biermannen zu Anfang des Frühjahrs. Der kurze Tag wird länger, die spröde Luft wird lauer, die öde Natur grünt auf und belebt sich, da möchte der Edle Abends auch gern einen kleinen Spaziergang machen, allein wohin? durch welches Stadtthor, durch welche Vorstadt? — Schön — das hat er erzählen gehört — „schön und angenehm ists überall, aber," spricht er mit fast betrübter Ernsthaftigkeit, „der Mensch, der eingesogene Stadtmensch, wie Unsereiner, wird vom Gehen leicht müde, von der spröden Luft bald trocken und durstig, wo ist draußen ein gutes Bier, daß man vergnügt dabei sich laben und ausruhen könnte?" —

„Herr von Krautlechner!" ruft der junge Herr von Leichtsinsky, „da kann ich Ihnen die beste Anweisung geben, da machen Sie, wann es Ihnen gefällig ist, Sonntags mit mir, oder Sie haben alle Tag Zeit, und den Weg können Sie nicht fehlen! — diese Tage einmal einen Spaziergang nach — dann nennt und beschreibt er ihm auf das umständlichste Ort und Lokalität — da finden Sie eine sehr angenehme Gesellschaft und ein Bier — er schnalzt mit den Lippen — ein Bier sag ich Ihnen, Herr v. Krautlechner! delikat, so, was man sagt, „mollad," nicht zu bitter, auch nicht zu süß, ein Bier, sag ich Ihnen, Herr v. Krautlechner, ganz nach Ihrem Gusto."

Ein Nebenstehender bestätigt mit seiner „Ehre" des jungen Herrn v. Leichtsinsky Aussage, etliche Andere machen Herrn v. Krautlechner auf andere, auch gute Biere aufmerksam, und rühmen sie auf dieselbe Weise, und Herr v. Krautlechner nimmt alle ihre Worte treu auf, und bewahrt sie in seinem Herzen, läßt sich seine, während des Aufpassens ausgegangene Pfeife anzünden, blättert noch ein wenig in der „Wiener-Zeitung" — den „Hans-Jörgel" hat er schon vorige Woche zweimal durchstudirt — schlürft langsam seinen „Schwarzen" aus, steht auf, fährt ein paarmal wischend über die Rockschöße, verlangt vom Kaffeesieder noch eine Prise, besieht sich flüchtig im Spiegel, ob die von rückwärts über die Glatze heraufgestrichenen Haare noch wohl halten, neigt sich bedeutsam lächelnd gegen den jungen Herrn von Leichtsinsky, und sagt: „Abends werd' ich Ihnen sagen, Herr v. L., was an Ihrem Biere ist. — Gehorsamer Diener indessen!" —

Wenn ein Biermanne, wie unser Herr v. Krautlechner, dann auf diese Weise ein gutes, ihm zusagendes Bier ausfindig gemacht hat,

ist er über die Maßen erfreut und glücklich: Hamburg mag brennen, Spanien mag gähren und konvulsivisch zucken, Paris mag über seine Befestigung debattiren, in England mag ein Prinz geboren werden, der Stephansthurm mag seinen Federbusch aufsetzen oder absetzen, ihn rührt und beirrt das nicht, er hat nichts eifriger zu thun, als den gemachten Fund seinen Tischgenossen und Brüdern im Biere mitzutheilen, und nicht nachzulassen, bis er sie vermocht hat, eines Tages mit ihm ihre Wallfahrt dahin anzutreten.

Sie versprechen es wirklich und bestimmen, natürlich unter der Bedingung des schönen Wetters, den Tag. — Krautlechner hat keine ruhige Stunde mehr, Sonne und Mond und den Zug der Wolken beobachtet er unabläßig. — Gottlob, Alles steht und geht nach Wunsch. Er hat inzwischen noch geschwind den Wirth avisirt und vorbereitet, daß er nächstens eine „sehr schöne" Gesellschaft mitbringen werde, und läßt einige feine Winke fallen über etwaige Bedienung und anderweitige Aufmerksamkeit. Der Wirth lächelt ergeben schlau, rückt und lüftet wiederholt das Käppchen, und verspricht das „Beste." — Krautlechner ist selig. Der Tag kommt und ist ausgezeichnet schön. Krautlechner ist im Himmel. — Zur Linie hinaus, die staubige Straße entlang wandert ein munteres Häufchen — Krautlechner ist's mit den Seinen. — Alle haben sich schon durch das Mittagessen für einen tüchtigen Durst vorbereitet, und freuen sich auf das gepriesene Bier; aber Herr von Batzinger spielt den Schalk und stiftet ganz geheim ein Paar seiner besten „Spezi's" an, auf jeden Fall, um Krautlechner einmal wieder recht in die Hitze zu jagen, gleich nach dem ersten Trunk auf das Bier zu schimpfen, und das oder jenes kurz, ein anderes besser zu heißen, „das würde eine „Hetz" werden," meint Herr v. Batzinger. — „Ja, oder was!" erwiedert Herr v. Duxel, und lacht über die Maßen, — daß ihm so Apropos der uralte, Nestroysche neue Spaß eingefallen.

Und so geht es unter flachen Witzen fort über die Fläche. Endlich sind sie am Ziele.

„Nun, da sind wir! Nicht wahr, das heißt Wort halten?" ruft Herr v. Krautlechner dem komplimentirenden Wirth entgegen, ihn mit einem Blick beschenkend, mit einem herablassenden, biersehnsüchtigen, fässchmachtenden, Plünzerl und Leberwürst verlangenden Blick, den ein

unaussprechliches Lächeln begleitet, darauf wischt er sich den Schweiß von der Stirne, und kokettirt sich die abtrünnigen Haarzöttchen wieder über der Glatze zusammen.

„Unterthäniger Diener! Sehr verbunden, Herr v. Krautlechner!“ neigt sich der Wirth. „Womit kann ich aufwarten, Herr von Krautlechner?“ —

„Bier! Bier!“ entprallen im „Extrazimmer“ sieben Stimmen zugleich.

„Ja Bier, gutes, frisches Bier, acht Halbe, Herr von Stochelmann!“ berichtigt auf das Freundlichste Herr Krautlechner. Grund seiner absonderlichen Freundlichkeit und Herablassung ist die Ueberraschung, daß der Wirth die Aufmerksamkeit habe und sogar schon seinen Namen kenne, seinen seltenen, schwer aussprechlichen Namen: Krautlechner!

Der Wirth verfügte sich in den Keller um Bier, Krautlechner ins Extrazimmer zu den Seinen.

„Schlechte Bedienung das, bei dem „Stachelmann“ hier, oder wie er heißt!“ zankt, seine Intrigue einfädelnd, Herr Batzinger dem Eintretenden entgegen.

„Ja, oder was!“ lacht Herr von Durel, und Alle lachen und beneiden ihn um seinen heutigen Witz — oder was?

„Bald eine Viertelstunde hier, und noch kein Bier!“ eifert mit schlecht verstelltem Unmuth Herr Batzinger fort, „Stachelmann du siehst mich bald wieder!“

„Stochelmann, willst du sagen, lieber Batzinger, Herr v. Stochelmann heißt der Wirth, gar ein lieber, eleganter Mann, und sein Bier — sieh, da kommts ja schon!“ berichtigt und beschwichtigt Krautlechner, inniglich froh, daß es nur kommt, und doppelt froh seines Durstes und Batzingers wegen, die nun Beide, wie er meint, alsogleich zu belfern aufhören würden.

In schönen, geschliffenen Gläsern stellt der freudlichen Wirth nun mit eigenen Händen vor jeden der verehrlichen Herren Gäste den wirklich appetitlichen morgenröthlich goldenen Malztrank. Schade, daß das echt bierbaierische „Wohlbekomms!“ bei ihm nicht üblich ist! Allein es wäre auch ganz überflüssig; denn das wohlexerzierteste Bataillon gibt ein schlagfertigeres „Präsentirt!“ kein schöneres „Schlagt an hoch!“ als

unsere acht Biermannen die Gläser ergreifen und zur prüfenden Durchsicht „aufwandeln;“ sogar Herr Batzinger trotz seines boshaften Vorsatzes, kann dieser alten Gewohnheit nicht widerstehen.

Mit einem scharfen, anhaltenden Blick, betrachten, neigen und schütteln sie das Glas eine gute Weile, — feierliches, unverbrüchliches Schweigen herrscht, wie nach der Beschwörung eines Geistes, und der Moment ist groß und wichtig für Wirth und Gast. — „Hm!“ brummt endlich Krautlechner, hm, hm! brummen die Uebrigen, darauf trinken sie, wieder wie auf ein Commandowort, Alle schön zugleich in zwei, drei Absätzen einen langen, bedeutungsvollen Trunk. „Hm!“ brummt Krautlechner noch einmal, aber fast um einen ganzen Ton höher, als zuvor, die Andern brummen ebenfalls; darauf lächeln sie einander in die Augen, süß und zutraulich, wie Geister die sich verstehen, wie Seelen, die sich gefunden haben.

Dies ist der Augenblick der höchsten Bierseligkeit für Krautlechner und seine Genossen, so groß und vollendet, daß selbst Batzingers schalkhaftes Kopfschütteln sie nicht zu stören vermag.

Später, beschließt der Schalk, es zu wiederholen, und nöthigenfalls die Farbe dicker aufzutragen; eine „Hetz“ müß' es setzen, das lass' er sich heut nun einmal nicht nehmen!

Noch einmal trinken die Edlen einen, den ersten Trunk nach Durst, darauf langen Alle nach ihren Hintertaschen, und hervor kommt die treubeständige, unerläßliche Begleiterin aller echten Biermannen: die Tabakspfeife. Behutsam wird sie aus dem Lederbeutelchen herausgeschält, das zweigliedrige Rohr wird bedächtig zusammengeschraubt und nebst einem frischen Tullfleckchen, deren der Edle, wie einiger Reinigungsfedern nie entbehren darf, der Pfeife angefügt. Den Tabak bergen sie gern und gewöhnlich in gut gewalken Schweinsblasen, denen erst zwei Eselsohren eingedrückt, und dann durch Zusammenrollen die Form eines größeren Tannzapfens gegeben wird.

Die Pfeife ist jeden Tag frisch geputzt und die „Blader“ wohlgefüllt; denn Krautlechner möchte um Alles in der Welt, wenn er einmal bei seinem Biere sitzt, keine „Bandelei“ noch Bettelei, da will er Ruh haben, und er und Alles soll im besten Zuge sein. Ruhe will er haben, absolute Ruhe von Außen und von Innen: um von Außen, wird dem Wirthe und Kellner ehestens der gemessenste Befehl ertheil',

Bettler, Musiker, Hausirer, Ausspieler und all dergleichen Bagage abzuhalten, denn man gebe und brauche hier durchaus nichs, das sei Sache des Hauses und der Hausordnung! — Von Innen sichert er sich seinen Frieden durch die vorsichtigste Wahl seiner Gesellschaft und Tischfreunde: Streiter, Vielwisser, Grübler und Rabulisten kann er nicht brauchen, solide, ehrenfeste Männer sollen es sein, die sich die Gottesgabe schmecken lassen, ehrlich und bar die Zeche bezahlen, und damit es morgen wieder schmecke, zu guter Zeit nach Hause gehen.

Was soll es auch mit dem eitlen Spintisiren, Spekuliren und Politisiren! Die Welt ist nun einmal da, und liegt sie auch im Argen, wer kann helfen, das Bier ist, gottlob! frisch und gut und hiermit punktum!

Nebst der Pfeife führt Krautlechner und jeder echte Biermanne auch noch für besonders feierliche Anlässe ein wohlgespicktes Cigarre-Futteral und eine ebenfalls stets volle Dose, die er aber in der Regel nie über seinen allernächsten Wandnachbar hinauspräsentirt. Wer schnupfen will, ist seine stille Hausmaxime, mag sich selbst eine Dose halten.

Dem wahrscheinlichen Grund dieser beiden Untugenden habe ich schon vorlängst in unserm lieben Nachbarlande Baiern, wo sie noch weit ungezügelter herrschen, nachgespürt, und glaube, denselben auch wirklich in einer Analogie aufgefunden zu haben:

Jedermann weiß, daß man Moore und versumpfte Gründe und Gegenden auf zweierlei Weise aufzuheben und urbar zu machen sucht, nämlich: durch Ausbrennung oder durch Einsenken von Mauerschutt und trockenem Erdgerölle, und nun frage ich: ist etwa das Dampfen und Tabakbrennen und das anständige Schnupfen unendlicher Prisen der mit Versumpfung arg bedrohten „Bierplemperer,“ etwas anderes, als das instinktartige Gegenbemühen ihrer geängsteten Menschennatur?!

Allein der geschichtheischende Leser verzeihe mir meine wunderlichen Glossen und folge mir wieder zu unsern bierseligen Freunden.

Ach sieh, da sitzen sie, eben hat der freundliche Wirth die zweite Tracht herangeschleppt. Dasselbe Manöver der Erhebung, Senkung und Gustirung wiederholt sich schnell, und die Fröhlichkeit wird sichtbarer und lauter. — Krautlechner schwimmt in Freude und Entzücken; denn Alle hat er bereits der Reihe nach gefragt, ob das Bier nicht gut, außerordentlich gut, himmlisch sei? und Alle hatten es mit einem auf-

richtigen, herzlichen' „Ja" bestätiget, und Alle eiferten mit ihm gegen Herrn Batzinger, der — unbegreiflicher Weise! — das nicht einsehen und nicht eingestehen wollte.

„Aber so sagen Sie mir nur, liebster, bester Herr v. B.," ruft fast flehentlich Krautlechner, „was Sie an dem Götterbiere des Herrn v. Stachelman eigentlich auszustellen haben?"

„Pah, es schmeckt mir nicht!" wirft Batzinger kurz hin, „und was weiter."

„Unbegreiflich!" ruft bekümmert Krautlechner, und thut, als wollte er seinen Gegner auf praktischem Wege bekämpfen und bekehren, einen allmächtigen Trunk, und ein Paar, die von der Intrigue nichts wissen, folgen seinem Beispiele.

„Nu, mein Gott, es läßt sich wohl trinken, und eine Halbe will ich mir auch noch geben lassen," begütigt schelmisch lächelnd Batzinger und leert sein immer noch erstes Glas.

„Ah bravo, bravo!" jubelt der Gehänselte, und stürzt schnell sein Neiglein hinunter. „Herr Stachelmann!" ruft er, „schenken Sie uns gefälligst noch einmal ein, nicht wahr, das geht heut auf der Schnellpost! ja, es gilt aber auch nicht mehr und nicht weniger, als einen verstockten Sünder zu erweichen und zu bekehren — ha ha ha!" Dann steht er auf, und geht ein wenig auf die Wetterschau.

Die Zeit seiner Abwesenheit benützt Batzinger die noch Uebrigen ebenfalls in seinen „Hauptjux," wie er es nennt, einzuweihen, und findet, natürlich, die bereitwilligste Zustimmung; denn eine kleine, unschuldige Schelmerei, womit sollten die Edlen sich sonst die sechs bis sieben „Halbe" lange Zeit vertreiben? — eine kleine Schelmerei lieben alle Biermannen. Es ist ja bei ihnen nicht, wie bei commersirenden Studenten, die zwischen jedem Paar Gläser etliche feurige Lieder abbrausen, oder Liebesaffairen hinschäckern, drollige Abenteuer ausbecken und lustige Schnurren und Schwänke ersinnen, und nicht, wie bei auch meistens pokulirenden Künstlern und Schöngeistern aller Art und Gattung, denen gewöhnlich erst aus der untersten Tiefe des Bechers die erhabensten Gedanken aufsteigen; nein, so ist es bei den Biermannen von Stand und Beruf nicht, ach, die Edlen möchten, wenn es nur immer möglich wäre, eben so gerne ganz schweigsam hinter ihrem Glase hinsitzen, versenkt und versunken in tiefe, dumpfe, maßlose Bierwonne.

Und wahrlich! ist es denn nicht genug, wenn der wackere Biermanne acht bis zehn Stunden schrieb, verfaßte oder sonst hanthirte, treu, emsig und rastlos arbeitete, sich den ganzen langen Tag über alles Obstes oder jedes sonst bierwiedrigen Gerichtes standhaft enthielt, ist es denn nicht genug, frag' ich jeden billig Denkenden, wenn er endlich am heißersehnten Abend sich Ruhe gönnt, gänzliche stein- und stockharte und stock- und steindicke, pyramidalische Ruhe gönnt, und Herz und Geist und Seele, kurz Alles, was er hat, an Sinn und Empfindung, sein ganzes versammeltes Ich versinken läßt ins — Glas! — Ach, ist es denn nicht genug?! —

Und da seh' Eins den bösen, schalkhaften Batzinger! sieh, wie er intriguirt gegen den lieben, harmlosen Krautlechner, und — Wunder über Wunder! sieh auch, wie alle die Freunde des Abwesenden ebenfalls Schälke sind, und fröhlich und freudig in seine Intrigue eingehen.

Allein, um meiner Federzeichnung nicht mehr Striche als dienlich und nothwendig, zu geben, will ich kurz sein und sagen: Krautlechner „saß richtig auf“ und „stieg“ höher, als es Herr Batzinger eigentlich beabsichtigt hatte, ein hübsches Zöpfchen, wie er und jeder echte Biermanne nur ganz selten zu tragen pflegen, trug er heut mit sich nach Hause; denn Batzinger fand das Bier erst gut, als Krautlechner bereits sein gewöhnliches Maß erstrebt hatte, ach und was wurde vor Freude erst dann noch getrunken, wie viel noch „Sitzbier“ und endlich „Stehbier!“ Doch, was thats? Krautlechner hatte sich gut unterhalten, das Bier war köstlich gewesen und damit punktum.

Gute Nacht, Herr von Krautlechner!

---

# Einige Stationen aus der Reise eines volksthümlich-kritischen Brummbären.

Aus seinen Papieren.

Herausgegeben von Mahler.

---

## 1. Station.

## Lerchenfeld.

> Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application, contre les froids plaisans, et les lecteurs mal intentionés.
>
> La Bruyére.

Zeitgeist! Bildung des Volkes! Schöne Worte das. — Der Geist der Zeit ist überbildet! Noch schönere Worte. — Die Bildung des Volkes ist überzeitigt! Die schönsten Worte.

Ja, die Bildung ist in das Volk geflossen, wie sich der Strom ins Meer ergießt. Weithin unterscheidet sich seine Farbe von den grünen, salzigen Wässern, endlich vermischen sich die Wellen und jede Spur verschwindet in der unabsehbaren Wasserwüste! Dann bleibt nur die Erinnerung an die Schlichtheit, Gradheit und Naivetät des Volkes zurück; wenn es sich in eine unnatürliche, conventionelle Kultur, in einen einseitigen Hyperraffinismus hineingezogen hat. —

Alle Schrecken einer zehn Seiten langen Ballade sind eitle Scherze gegen das Gefühl, welches den Volksfreund durchschauert, wenn er sieht,

wie sich eine Societät, die zu den sogenannten gemeinen Gesellschaften gehört, vergebens abmüht, eine Vornehmheit, ein affektirtes Großthun, ein selbstgefälliges Gespreiztthum zu heucheln, wie es sich absichtlich rackert und schindet, seine angestammte gemüthliche Gutmüthigkeit und gutmüthige Gemüthlichkeit aus sich herauszubeizen, um sich in steifleinene, pappendeckelne Geselligkeitsformen zu stecken.

Wahrlich, wenn man das heutige Lerchenfeld gegen das Lerchenfeld vor 10—15 Jahren hält; so drängen sich auf jedem Schritte diese Betrachtungen dem vorurtheilsfreien Beobachter auf.

Der Pulsschlag des genialen Lebens und Treibens geht nicht mehr seinen vollen Gang, denn seine Bewohner haschen nach einer, ihrer Individualität ganz entgegengesetzten Lebens- und Denkungsart, wie Jemand, der den Rauch fangen will, und mit der Mütze nach ihm wirft.

Und was ist die Ursache dieser Entnationalisirung, dieser trockenen, nachgeäfften Großstädterei des Lerchenfeldes?

Die energische Übergangsperiode des alten zum neuen Lerchenfeld!!! — —

Das alte Lerchenfeld mit seinen Eigenthümlichkeiten mußte dem Geist der Zeit zum Opfer fallen, es mußte dem Raffinismus der Jetztwelt weichen, wie die Nacht dem Tag, wie das Bessere dem Schlechtern weicht, es konnte die Zeugenschaft einer, das Sittlichkeitsgefühl jeder ehrlichen Haut verletzenden Lebensart nicht in unsere Tage hineinragen und so kam es, daß man bald das Todesröcheln des alten Lerchenfeldes hörte, und ihm dann das Grabgeleite gab. —

Gottlob! die Zeiten sind vorüber, wo die schmutzigen Kneipen von dem Gebrülle einer ausgelassenen, alle Decenz bei Seite setzenden Bevölkerung erzitterte, wo man in einer feuchten, dumpfigen, stinkenden Atmosphäre wie in einen grauen Schleier gehüllt war, wo sich Alles der rohesten Genußsucht in die Arme warf, und ungescheut sein von unflätiger Gemeinheit triefendes Antlitz zeigte, wo es noch glücklich herging, wenn sie sich nur mit den zottigsten, pöpelhaftesten Schimpfreden schmähten, und nicht die Stuhlbeine über den Köpfen sausen ließen, kurz, wo der Paroxismus einer ausgelassenen Tollheit auf das Höchste gestiegen war. Gottlob! diese Zeiten sind vorüber!

Es gab eine Zeit, wo sich die lerchenfeldischen Gemüther gegen die Gesetze der Zucht dann und wann ein wenig auflehnten, wo man es nicht so genau nahm, wenn einer den ihren über die Schnur des Anständigen hieb, oder wenn die Wagschale der Sitte nicht fein genug balancirt wurde. Doch dieser Zustand ward von der Schulfüchsigkeit der Neuzeit zu Tode getreten, und auf seinem Grabe erblühte das neue Lerchenfeld!

Aber wie erblühte es?

Schnell aufkeimend, plötzlich aufschießend erreichte es eine unnatürliche Fülligkeit, — doch der Anblick ist uns nicht erfreulich geworden, die Volksnatur duftet nicht mit Blüthe analog, es ist eine geruchlose Lilie, die affektirt-stolz ihr Haupt über das bescheidene Veilchen hebt!

Das Lerchenfeld emancipirte sich mit einem Schlage, es übersprang glücklich eine weite Kluft, aber es sprang noch weit über das Ziel hinaus, es sprang aus dem Pöbelhaften in das Nobelseinsollende und blieb an dem Dorngehege der ungewohnten Systematisirung seiner neuen socialen Formen hängen. — Das gab die welterschütternde Übergangsperiode des alten zum neuen Lerchenfeld!!! —

Schad' um die Leut', sind wackre Brüder,
Aber das denkt wie ein Seifensieder.

Hätte Lerchenfeld das juste milieu seines Geselligkeitslebens gefunden, nie hätten sich prunkende Lokalitäten in sein Weichbild hineingewagt. Parketten waren dem Lerchenfelde so fremd, wie jeder gesunde Gedanke manchen „satirischen Briefen.“

Besuchet z. B. das Gasthaus zum „Lamm,“ und ihr findet da ein Lokale, das mit jedem derartigen Etablissement der Stadt in die Schranken der Eleganz treten kann. — Selbst den Trost einer jeden durstigen Volksseele in einer schlechten und billigen „Pitschen“ Bier die Kehle zu baden, ist hier benommen worden. — Man bekommt par exemple bei der „Flasche“ ein Bier, namentlich ein abgelagertes Winterbier, bei allen Göttern ein Bier, gegen dessen Güte und innern Ge-

halt der steifeste, verjährteste, ausgepichteste Bierschlemmer nichts einwenden kann.

Und die Musik!

Wollte ich das Kind taufen, und ihm den Namen „Lerchenfelder Musikgeschmack“ zu geben, dann hätte ich weit, weitweg vom Ziele geschossen. Der Typus der Lerchenfelder Musik lag sonst in der Zither und der Violine. Aber so wie die Instrumentalmusik ihr beleckten Pfötchen hineinsteckte, ging die Naturvolksmusik zum T—l, und ein Zwittter zwischen Katzenjammer und Hundegeheul machte sich dafür breit. — Die „Zitherschläger“ und „Geiger“ entsagten ihrem hohen Kunstzweige, indem sie nach dem Cello und der Violine griffen, und irgend einen rappelköpfischen, persönlichen Vorgeiger an ihre Spitze stellten, um Strauß'sche Walzer auf eine schauderhafte Weise herunterzuarbeiten.

Noch ist die Zeit nicht da, wo der Letzte der Zithermohikaner trauernd nach seinen Genossen sucht, und sie Alle, Alle als Orchestermitglieder musiciren sieht, noch ist die Zeit nicht da, wo man aus jeder Kneipe eine „Frau Sandl“ brummen hört, als Zeichen einer Instrumentalmusik; noch ist die Zeit nicht da, wo die „Waldbäurischen“ und „Linzertanz“ in's Walzerische übersetzt, oder in das Dunkel der Vergessenheit geworfen wurden, aber gekommen sind die Tage, in welchen die Lerchenfelder ihre gelben Halstücher auf den Altar der fortschreitenden Civilisation gelegt haben; gekommen sind die Tage, in welcher einer Vogelhuberin der Stimmstock zu wackeln anfängt, und wo sie singend gesteht, daß der Zahn der Zeit an der einzigen Volkssängerin bedeutend nage; gekommen sind die Tage, an welchen die heiligen Tempel der wenigen „Zitherschlager,“ „Dudler“ und „Jodler“ oft verwaist stehen, während sich die Lerchenfeldische Menschheit dorthin drängt, wo die Influenza des Zeitgeistes einen Lanner hingestellt hat!

Daher kommt es auch, daß seit vielen Jahren keine neuen Volkslieder, keine jener frommen, vollblütigen, armdicken „Vierzeiligen“ entstanden sind, denn das Volksleben, welches sich sonst im Liederstrome ergoß, bedarf der Volkspoesie nicht mehr! —

Die Lerchenfelder sind mündig geworden, sie stehen auf einem strahlenden Glanzpunkte der Civilisation, sie haben sich mit Macht und

Kraft emporgewunden aus dem versauernden Meinungsleben, sie haben die engen Hüllen erbrochen, in welchen ihr sociales Leben und Treiben gefesselt lag, sie haben sich mit glühendem Enthusiasmus auf die Grundsätze und Gesinnungen der modernen Welt geworfen, und mit jener unwiderstehlichen Gewalt, welche allen Hochgesinnten eigen, dieselben erobert!!!

(Werden fortgesetzt.)

## Lokal-Homonymen.

### 1.

Hörner rufen, Schwerter rasseln,
Schaurig tönen Bardenlieder,
Und wie Hagelschauer prasseln
Pfeile auf die Helme nieder! —
Leute, sagt, was gibt es dort?
Mein Wort!

Vögel singen, Falter kosen,
Denn der grüne Lenz erschien,
Unter Nelken, unter Rosen
Kniet ein schönes Mädchen hin;
Sagt, was macht die Dirne dort?
Mein Wort!

In Schönbrunn, dem Kaisergarten
Strömen ab und zu die Leute,
Drängen, stoßen, spähen, warten;
Sagt, was ist zu sehen heute,
In dem heitern Zwinger dort?
Mein Wort!

Geigen tönen, Lichter glänzen,
Und die Jugend reich geschmückt
Tummelt sich in raschen Tänzen
Lustbegeistert, hochentzückt;
Sagt, wer spielt den Huon dort?
Mein Wort!

### 2.

Wer im Trinken ist mein Wort,
Gehe rasch zu mir hinaus,
Trinke ächtes Märzen dort,
Und er kehrt bezecht nach Haus!

Jg. G—d.

Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.

# Auflösung

der Lokal-Charaden im 9. Hefte des „Wiener Volksgartens“:

1. Kahlenberg. 2. Kärnthnerthor.



# Wiener Skizzen.

Von Franz Fitzinger.

## 1.

## Der Krippelmarkt.

Die gute alte Zeit, wo in jedem Bürgershause, wohl auch in den Häusern höherer Stände (wie es heute noch in Italien Sitte), sich eine stabile Krippenvorstellung hinter Glas befand; die Figuren schön in Sammt und Seide gekleidet, der „Morgenstern“ mit den schönsten Dessins gestickt; wohl auch Engelein mit Violinen, à la Rafael, und was dergleichen naive Schildereien mehr waren, — hat der schlimmen neuen Zeit Platz gemacht, wo man dieser frommen Erinnerung nur die Tage des Weihnachtsfestes gönnt.

Heut zu Tage kauft man den Kindern (bereits übersättigt durch Spielwerk aller Art, von dem sich die Philosophie jener Zeiten nichts träumen ließ,) mehr um ihnen eine neue Spielerei, eine Abwechslung zu bieten, als sie an die Geburt des Christkindes und deren hohe Bedeutung zu mahnen, ein sogenanntes „Krippel,“ das am heil. Abende allenfalls mit einigen Kerzchen oder Lämpchen erleuchtet, und bald darnach auf den Boden, oder in einen andern Winkel gestellt wird, um wieder anderen Gegenständen zur Unterhaltung der lieben Kleinen Platz zu machen.

Mit diesen Darstellungen wird es auch nicht sehr genau genommen; so finden wir neben den heiligen Personen, außer den drei Königen (die ich wohl auch schon in ungarisches Kostüm gekleidet gesehen!) und den alttestamentarischen Hirten, neutestamentarische Einsiedler mit dem Kreuze, Schäfer und Schäferinnen nach Lafontaine, Pavillons aus den Sechziger Jahren; ein Jerusalem oder Bethlehem mit scharlachrothen Dächern, langgespitzten Michaelerthürmen, apfelgrünen Praterallеen xc., nur Kettenbrücken, Eisenbahnen und Dampfschiffe fehlten noch, und auch diese will man schon bemerkt haben.

Die Abstufungen dieser Krippen sind sehr mannigfaltig, und erstrecken sich von ganzen Felsengruppen aus wirklichen Mineralien, mit beweglichem, gläsernem Gewässer, bis zum leicht geknitterten Papiere, das mit schlichten Streusand, oder, wenns hoch kommt, mit Glimmer beklebt ist. Der rauschgoldene Stern, der die Könige leitet, schwebt da, nach Verhältniß des Preises, bald an einem kaum bemerkbaren Drahte, hoch über dem Ganzen, bald klebt er, an irgend einem Felsenvorsprunge, oder wohl gar am Strohdache der Krippe selbst, so, daß seine etwas zu körperlichen Strahlen die Nächststehenden buchstäblich in die Augen stechen.

Aber das schadet einem wächsernen oder papiernen „Krippel-Mandl“ nichts, und thut, nach der Meinung der Verfertiger und der lieben Kleinen, dem Effekte keinen Eintrag.

Ein Vorläufer des Krippelmarktes ist der Nikolausmarkt, wo zum Gedächtnisse des heil. Bischofs dessen Abbilder, mit langen Bärten aus weißer Baumwolle, und zur Strafe oder Einschüchterung ungerathener Sprößlinge die sogenannten „Crampi“ oder „Krampusse,“ so zu sagen nach Buffon klassifizirt, feilgeboten werden.

So ein „Krampus“ (nahe verwandt mit dem deutschausländischen „Knechte Rupprecht,“ ein deutschinländischer „Schreckenberger,“ oder „Monmon,“ oder „Wauwau;“ ein Mittelding von Lucifer und Pavian, mit Schweif und Hörnern, steht im Preise von 4 Groschen bis zu 5 Gulden; hat die Höhe von ½ bis zu 5 Fuß, grauen, braunen, schwarzen, gelben oder gefleckten Pelz, papierne, hölzerne oder eiserne Ketten, die er, seine rothtuchene Zunge weit aus dem Rachen streckend, mit Gerassel erhebt, daß ihn oft die Straßenhunde anbellen, und nicht selten feindlich angreifen, wobei er natürlich das Kürzere zieht, wenn ihm seine Besitzer nicht zur rechten Zeit noch zu Hilfe eilen können. —

Meist trägt er auch eine gewaltige Zuchtruthe in den Klauen und einen stattlichen Bart.

Nicht selten haben die Crampi, besonders die großen, beschriebene Zettel am Halse hängen, welche ein förmliches Signalement des Popanzes geben; auf einem solchen Zettel war einst zu lesen: „Krampus aus Hermannstadt, alt 200 Jahr.“ (!!!) — Ist das Naivetät oder Ironie? — Auf jeden Fall: Industrie. —

## 2.

## Der Fasching.

Kaum hat der Jänner begonnen, so hängt schon der Himmel voll Geigen, und jedes Putzwaarengewölb voll Larven. Da verlarvt sich wieder Alles!

Die Natur hinter Koth und Schnee, die Unnatur hinter Schminke, falschen Haaren und andern Surrogat-Körpertheilen; die Kneipenbälle hinter Affichen im Salontone, die Hexentänze hinter Quadrillen, und die „Bratlgeiger“ hinter dem Kapellmeistertitel. — Da meldet sich schon die halbe Thierwelt zum „carne vale“-Fest, wo das Fleisch gilt; als da sind: Das Schaf, der Bock, der Bär, der Fuchs, der Strauß, der Hahn, die Elster et caetera graeca; die freilich nicht tanzen, sondern unter ihrer Ägide tanzen lassen.

Um diese Zeit erneuern sich Ovid's Metamorphosen; da werden Sommerröcke zu Ballfracks, Stockuhren zu Crispins, Paletots und Burnus, Silberlöffel zu Morton'schem Goldgeschmeide, Bettzeug zu Blumenguirlanden, Meerschaum zu Champagnerschaum, und Alles was möglich ist zu Geld. — Aber leider bleibt es nicht immer bei dieser Umwandlung, und die Crispins, Ballfracks, Geschmeide, Blumen, verflüchtigen sich gegen den Aschermittwoch zu, wie der Champagnerschaum, zu — Nichts! —

Um diese Zeit setzen 10,000 Jungfrauen, meist vom ancien regime, ihre Hoffnung auf Hymens Bande, von perennirenden Rosen (oder sonstigen Vegetabilien), die freilich oft abarten, wenn sie lang im Boden wurzeln. Die Rosen Amor's sind Monatrosen (das wissen die Jungfrauen), die häufiger sprießen, aber desto schneller welken. Nur scheinen

die Jungfrauen nicht zu wissen, daß die Bänder der Liebe und der Ehe sich nicht immer so leicht verwechseln lassen, wie die Bänder „von veilchenblauer Seide," oder die „naturellgelben" oder die façonirten! Daß es vor Zeiten leichter war, eilftausend Jungfrau'n unter einen Mantel, als gegenwärtig eine Einzige unter die Haube zu bringen. — Da versucht Manche das männliche Herz mit Sturm zu nehmen; aber das steht fest in solchen Stürmen, sie beschießen es mit allen Pfeilen, welche die Natur nur ihnen verliehen hat, die in andern Fällen so siegreich sind, — aber das undankbare Männerherz wankt nicht, sinkt nicht, fest bleibt es stehen und läßt die Damen sitzen, und hängt sich an die neue Generation, und auch da gehts nicht immer nach Wunsch!

Und die Sitzengelassenen seufzen laut über diese Galanterie, und „der Kupido want um sö," wie der Höckerinnenstyl sich ausdrückt, und sie „wanen" um den Kupido! — Doch hinweg von diesen Bildern, und hin zu den freudigen Ostern!

---

3.

## Der Ostermarkt.

Ostern, Ostern! Die Zeit der Eier! — Ei, Ei, und wiederum Ei, Alles Ei. Aus dem weißen Ei des Winters schält sich nach und nach das grüne Lenzküchlein, aus dem Ei der Verpelzung und Bemäntlung schälen sich die buntesten Blüten, die niedlichsten Schmetterlinge, die zierlichsten Herren- und Damenwüchse, die Limonadesalons, die lustigen Strauß- und Lanner-Kunsttempel, Ei, Ei, und nur die eigentlichen Eier, die Hühnereier, die an diesem allgemeinen Feste sich überbieten an meist unpassenden, aber für Manchen und Manche eben darum passenden Sprüchleins und Versleins; z. B. „Hier in diesem Osterei liegt begraben meine Treu!" (Oh!!) sehr häufig lautet es entsetzlich jokos, wovon wir kein Beispiel geben wollen, Ei, Ei! — Da finden sich zuweilen ganze poetische Ergüsse auf solchen rothen, grünen, blauen, braunen, gelben, weißen, bunten, silbernen und goldenen Eiern verzeichnet, die wirklich oft gelungener sind, als die besten der neuesten lyrischen

Erzeugnisse; ja es soll jüngst sogar ein Huhn um Ostern ein Paar Eier gelegt haben, auf welchem sich Reime befunden haben sollen, die das junge und jüngste Deutschland mit seinen Musen- (?) Almanachen an Schärfe des Gedankens und Rundung der Form übertroffen haben sollen. — Von dem Osterfeste selbst ist in diesen Dichtungen freilich nie die Rede, und es ist, als ob die Ostern wegen der Eier, und nicht die Eier der Ostern wegen da wären! —

Jedenfalls ist die Eiform eine der schönsten, und selbst die ungenießbarsten Verse darauf bergen im Innern einen genießbaren Kern.

Kaum hat das erste, neugierige Grashälmchen seine grüne Spitze aus dem Schnee hervorgestreckt, als die privilegirten Lenzpoeten, die Schneeglöckchen-, Veilchen-, Weilchen-, Sonne-, Wonne-, Herz- und Schmerz-Dichter zwischen 9 und 14 Jahren, ihre etwas stumpfen Federspitzen aus dem Schnee des Papiers hervorgucken lassen, oder prosaischer gesagt: den Frühling besingen, ansingen, zersingen und versingen. — Ja, versingen; denn er ist oft kaum erschienen, als ihm der leidige Winter schon wieder ins Handwerk pfuscht, und statt der Lenzblüten Eisblumen vor die Fenster stellt, nud diese Reminiszenzen scheinen in der That eine Folge der eiskalten, lyrischen Ergüsse sothaner Frühlingsdichter zu sein, so wie auch gleich wenn die weißen Almanachblätter auftauchen, die grünen Baumblätter abfallen, — „leichenfarber als Rhabarber!“ —

Der große Ostermarkt in Leipzig beginnt, und die Buchhändler senden die Artikel ihren Autoren nach allen Weltgegenden, von wo im nächsten Jahre, auch in den Monaten mit R, die schönsten Krebse zurückkommen. —

Um Ostern ziehn schon viele Leute auf's Land, und die meisten Häuser ein neues Kleid an; um Ostern muß jede „fesche“ Dame eine neue Toilette haben, gedrängt voll sind die Bazars auf dem Graben und Kohlmarkte, und der Handel blüht gleich dem „Paradeisgartl.“ — Welch ein Fahren, Reiten und Spazierengehen! welch ein Gedränge zu den Weinhügeln des „Galizins,“ nach dem eleganten Hietzing, nach dem kommerziellen Nußdorf, zu den Hopfen-Aganippen in Hernals, Fünfhaus, Lichtenthal und Liesing, und zum „Heurigen!“

Alle diese Herrlichkeiten aber überbietet der große Ostermarkt der Natur, die wundervolle Auferstehung der Pflanzenwelt, ein Symbol der heiligen Geheimnisse, welche zu dieser Zeit die Kirche feiert! Da geht kein fühlendes Herz leer aus und kein denkender Geist, ob ihre Besitzer Geld haben oder nicht: Da braucht Niemand zu kaufen, denn Jeder wird beschenkt von dem liebenden Vater der Menschen mit Grün und Farbenschmelz, mit goldnem Licht und süßem Duft und Klang! da stärkt sich jeder Sterbliche für die Zeit der Trauer, für den Schmerz, wenn die Natur wieder zu Grabe geht!

# Spaziergänge in und um Wien.

Mitgetheilt von Anton Ups.

## (Salon-, Kabinet- und Zimmerschau.)

Alle Weisen und Nichtweisen dieser Welt sind darüber einig, daß, eine Wohnung zu haben, zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehört. Mein Freund Alexander (der Zuname ändert an der Sache nichts), ist eben dieser Meinung, und da das kostspielige Gasthausleben mit seiner, nur bescheidene Kosten vertragenden Börse, nicht im Einklange steht, so war nichts natürlicher, als daß er gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in der Residenz, ein sogenanntes Monatzimmer zu suchen sich entschloß, das heißt, auf Zimmerschau ausging. Wenig bekannt in den engen, geräuschvollen Straßen der Stadt und den weitläufigen Vorstädten bat er mich, sein Führer zu sein, und aus Freundschaft erfüllte ich seine Bitte gern, die mir noch überdieß ein Anlaß zu recht viel interessanten Betrachtungen zu werden schien.

Es schlug 9 Uhr an einem schönen Spätherbsttage, dessen Datum gleichgültig ist, als wir uns auf den Weg machten. Die Zettel an den Hausthoren mußten natürlich unsere Leitsterne sein, und keinen dieser papiernen, oft mit gar komischen Anzeigen befleckten Sterne unbeachtet lassend, sagte uns bald einer: Hier in diesem Hause, rückwärts im fünften Stocke, ist ein Salon monatlich an solide Herren zu verlassen. Da mein Freund mit gutem Gewissen auf seine Solidität pochen konnte, und ich ihm dießfalls auch nur das beste Zeugniß zu geben vermochte, so trugen wir kein Bedenken, über die finstere Hofstiege zum fünften Stock hinan zu klimmen, und uns da keuchend nach dem Salon zu erkundigen. Eine dicke Frau mit blitzendem Blick öffnete nach wiederholtem Läuten die Thüre, und meinte, sie wolle uns den Salon zeigen, bemerkte jedoch in Vorhinein, daß er nur an solide Herren zu vergeben sei. Als sich Alexander als solcher bestens legitimirt hatte, ergriff sie einen Schlüssel, bat uns, noch ein Paar Staffel — es waren ihrer fünfzehn — ihr aufwärts zu folgen, und schloß uns, die wir einander schon während des neuen Steigens verwundert ansahen, daselbst ihren Salon auf, der sich als Bodenkammer, in des Wortes eigentlichster Bedeutung, präsentirte. Alexander und die Frau führten hierauf folgendes Gespräch:

Sie sagten ja, einen Salon hätten Sie zu verlassen, das scheint mir aber mehr Kammer als Zimmer, geschweige Salon zu sein.

Ich kann mein Lokal nennen wie ich will.

Dann hieß es im fünften Stock, dieß ist aber der sechste.

Ein gesunder junger Mensch wird sich wegen die Paar Stafferl auf oder ab, nicht aufhalten. Den Herrn, den ich zuletzt da gehabt hab', der war sechzig Jahre alt, und der sechste Stock hätt' ihn noch lang nicht genirt, wenn er nicht unlängst die Lungensucht kriegt hätt', und g'storben wär'. —

Auch ist das Gemach sehr klein.

Dafür hat's viele Lichten und eine g'sunde Luft. —

Die Hühnersteige hier und das Eichkätzchen da gehörten wohl dem verstorbenen Herrn?

Nein, die gehören mir, und müssen dableiben, es mag einziehen, wer will. Die Viecherl machen keine Ungelegenheit, und es ist viel freundlicher, wenn's heroben sind. —

Was ist der Monatzins?

Fünfzehn Gulden Münz sammt Bedienung. —

Ich werde wiederkommen, und Ihnen meinen Entschluß mittheilen, liebe Frau. Guten Morgen!

Nicht wissend, ob wir lachen oder uns ärgern sollten über diesen Mansard-Salon und seine giftige Besitzerin, eilten wir, nicht ohne Gefahr des Genickbrechens, herab aus der überraschungsreichen Höhe des sechsten Stockes, und athmeten erst freier auf, als uns der Straßenlärmen wieder von allen Seiten umfluthete.

Das ist ein schöner Anfang! rief Alexander ärgerlich aus.

Laß gut sein, vielleicht kommt's noch schöner. Solche Wanderungen bieten immer des Interessanten in Hülle und Fülle! entgegnete ich ihm tröstend.

Mein Freund schritt kopfschüttelnd an meiner Seite weiter. Das Thor eines palaisartigen Gebäudes zog bald unsere Aufmerksamkeit auf sich, da es mit mehreren Zetteln dekorirt war. Der eine meldete, daß eine Stallung auf acht Pferde zu vermiethen; der andere, daß der ganze erste Stock zu verlassen sei.

Das ist zu viel für mich einzelnen bescheidenen Privatmenschen! rief Alexander halb ärgerlich aus, und wollte weiter; mein Auge ersah aber während dem noch einen dritten Zettel neben den beiden, welcher meldete: Für gebildete Herren von Distinktion ist im zweiten Stock dieses Hauses ein Kabinet zu vergeben. Der Ausdruck „gebildete Herren von Distinktion“ machte uns zwar lächeln, da er die Bildung des Cabinetverlassers selbst problematisch erscheinen ließ; nichts desto weniger entschlossen wir uns jedoch, auch hier unser Heil zu versuchen, und standen bald in Mitte eines kleinen Zimmers, dem man vermuthlich, seiner schlechten Parqueten wegen, den Namen Kabinet gegeben hatte. Ein Mensch in livreeartigem, abgetragenem Anzug, hatte uns hinein ge-

führt, und mit der Versicherung allein gelassen, er werde dem gnädigen Herrn sogleich unsere Ankunft melden.

Der gnädige Herr kam, ein kleines geckenhaftes Männchen, mit schwarzem Frack und gelben Glacehandschuhen. Er belorgnetirte uns flüchtig, und trat dann mit der wortreichsten Ueberschwenglichkeit und den verbindlichsten Ausdrücken näher.

Die Herren haben die Güte gehabt, sich herauf zu bemühen, das Kabinet zu besichtigen? fragte er süß nach den ersten Bewillkommnungen.

Wir waren so frei, entgegnete Alexander, seinerseits nun auch fragend, ob das Quasikabinet sogleich zu verlassen sei?

An einen gebildeten, distinguirten Herrn, wie ich wohl in Ihnen zu erblicken die Ehre habe, sogleich. —

Was ist der Miethbetrag?

Das ist wohl kaum der Besprechung werth, Bagatelle; Sie müssen sich erst von den Annehmlichkeiten der Wohnung überzeugen.

Ist sie heizbar? Ich sehe keinen Ofen.

Ich habe die innoblen Oefen gänzlich aus meinen Zimmern entfernt, und lasse sie durch Kaminfeuer wärmen. Ein Kamin ist nun zwar hier nicht, doch wird täglich zweimal mit dem feinsten Parfüm geräuchert, und der Herr Kabinetsbesitzer zu jeder Zeit im Zirkel meiner Familie sehr gern gesehen, wo sich Gelegenheit bietet, etwaige Mußestunden, es mögen ihrer so viel sein wie immer, bei traulichem Kaminfeuer mit meinen Kleinen in wissenschaftlicher oder musikalischer Unterhaltung recht angenehm auszufüllen. —

Sehr schön! rief Alexander mit scheinbarer Wärme, die jedoch einen ziemlichen Beischmack von Ironie hatte. Aber nochmals muß ich bitten, sich wegen des Miethbetrags zu erklären.

In den angenehmen Verhältnissen, in welchen der gebildete, distinguirte Mann hier wohnt, sind 100 Gulden Münze des Monats wahrlich nicht zu viel. Ich begnüge mich jedoch mit 60, und 20 als Erhaltungs- und Ausschmückungsbeitrag. Der Ordnuug wegen erbitte ich mir auch gleich beim Beziehen des Kabinetes 500 Gulden Münze Kaution, die Ihnen, zu fünf Prozent verzinst, beim etwaigen Verlassen desselben, wieder bar zurück gestellt wird. —

Charmant! erwiederte mein Freund. Ich werde sogleich mit meinem Banquier die nöthige Verabredung treffen, und morgen so frei sein, wieder hier meine Aufwartung zu machen, um auch sogleich zu bleiben.

Ihr Diener, mein Herr! Sie werden den Gedanken preisen, der Sie mein Kabinet beziehen hieß. —

Nach vielen Komplimenten gingen wir. Alexander stürmte, wie von einer Windsbraut getrieben, über die breite Treppe hinab, auf die Gasse, nnd rief, in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechend: Sag' mir, Toni, sind wir in der Residenz oder in einem einzigen großen Tollhaus? — Der Henker hole Eure Salons und Kabinete; laß uns

fortan nur Zettel beachten, die keines von beiden, sondern nur ein schlichtes Zimmer zum Vermiethen anzeigen.

Und bald fand sich in einem engen dumpfen Gäßchen, an der schmalen Thür eines nicht um viel breiteren, aber sehr hohen Hauses, ein solcher Zettel, der in netter, wenn gleich, wie man es erkannte, weiblicher Schrift, einfach meldete: Hier im vierten Stock ist sogleich ein Zimmer zu verlassen

Auch hier sei es gewagt, rief Alexander, so drohend das Ganze schon von Außen aussieht. Komm' vorwärts!

Und wir stiegen wieder auf zum vierten Stock durch eine Finsterniß, die ein Geschwisterkind von der finstersten Sturmnacht zu sein schien. Wo eigentlich der vierte Stock sei, konnte bloß errathen, nicht gesehen sein, und eben so mußte die Thüre daselbst nicht durch das Auge, sondern durch den Tastsinn entdeckt werden. Als wir öffneten, hörten wir zunächst eine von Thränen erstickte, weibliche Stimme, und dazwischen eine rauhe, männliche. Wir tappten dem Schalle nach, und gelangten in eine Kammer, die von einer Lampe matt erleuchtet war, und Alles in sich vereinte, das menschliche Gefühlsvermögen auf's Stärkste zu affiziren. Bewohner schien sie nur zwei zu haben, die uns jedoch nicht sogleich bemerkten, da sie zu aufgeregt, und mit sich selbst beschäftigt waren. Ein blondlockiges Mädchen, bleich wie eine Lilie, aber schön wie die Engel des Himmels, lag vor einem kleinen, hageren Manne, der einen Bund Kleider an einem Arme hängen hatte, weinend auf den Knien, und rief gerade mit den schneidendsten Jammertönen die Worte: Erbarmen, Herr, es sind meine letzten Kleider! Lassen Sie mir nur so viel, daß ich Abends der Mutter Arznei holen kann. — Der Mann aber, dessen Füße sie umklammern wollte, stieß sie mit den Worten zurück: Lang genug hab' ich geduldet; wird mir morgen Mittag nicht Ordnung gemacht, so kommt auch das Letzte aus dem Zimmer fort. Er wollte an uns vorüber, da rief ihm Alexander, halb auflodernd, halb bittend zu: Lassen Sie dem armen Mädchen die Kleider, Herr!

Wenn Sie sie auslösen wollen, können sie hier bleiben! war die Antwort.

Was verlangen Sie dafür?

Fünf Gulden Münze zum wenigsten. —

Mein Freund gab das Geld dem entsetzlichen Menschen, während mich ein unheimlicher Schauer vor dem letzteren durchfröstelte. Dankend für seine edle That, drückte ich Alexander die Hand, und hätte ihn, überströmenden Gefühles voll, an mein laut pochendes Herz drücken mögen.

Das Mädchen erhielt die Kleider wieder, und stand, während der sie bedräuende Unhold sich entfernte, zitternd und bebend, und verschämt vor uns, und wußte nicht Worte zu finden, Dank und Erstaunen zugleich auszudrücken. Sie war im tiefsten Negligee, und darum um so mehr in der allergrößten Verlegenheit. Ueber das früher

bleiche, leidende Antlitz hatte sich eine dunkle, fieberhafte Röthe gelagert, während die langen, schattigen Wimpern mühsam die Thränen zurückzudrängen suchten, die ihr der Wechsel von Empfindungen aus der stürmisch wogenden Brust wohl auspressen mochte.

Alexander brach das peinliche, minutenlange Schweigen zuerst mit der Frage, wo das zu vermiethende Zimmer sei.

Kaum hörbar lispelte das bleiche Mädchen: Es ist hier, mein Herr! und wies auf eine kleine Seitenthür.

Alexander öffnete diese, prallte aber fast zurück, als er ein Todesröcheln heraus ertönen, und dazwischen mit heiserer, matter Stimme den Namen „Marie!“ rufen hörte.

Was ist das? fragte Alexander, auf das Heftigste bewegt und aufgeregt.

Es ist meine arme Mutter, die schon wochenlang krank darniederliegt! —

Und diese Kammer, in der sie mit dem Tode ringt, wollen Sie vermiethen? Unglückliche, was fällt Ihnen bei?

Was die Noth gebietet, Herr, kann der Verstand, kann das Gefühl nicht ändern. Meine einzige Hoffnung einer Linderung unseres Elends beruht auf dem Vermiethen dieses Zimmers. Ich werde mich mit der Mutter schon im ersten zu behelfen wissen. —

Haben Sie denn Niemand, der Sie unterstützt, keine Verwandten; von was leben Sie?

Das Mädchen beantwortete die Frage nicht, doch ein schmerzlich wehmüthiges, bitteres Lächeln spielte um den schönen Mund, und die dunkle Röthe, die sich wieder während des Gespräches von ihren Wangen verloren hatte, trat noch einmal in das edel geformte Antlitz.

Nehmen Sie gütig das Wenige einstweilen als provisorische Miethe von mir, rief Alexander tief bewegt, und drückte ihr seine Börse in die Hand, während er mich beim Arme faßte, und wir dann Beide, tief erschüttert uns entfernend, die verwirrt und verschämt Dastehende allein ließen.

Auf der Gasse wieder angekommen, drückte ich meinem Freunde die Hand, sprechen konnte ich ja beinahe nicht, er aber meinte, bleich und bewegt, wie ich ihn selten sah: Lassen wir die Zimmerschau für heute sein, mein Freund! Ich habe für dießmal genug an Salon, Kabinet und Zimmer.

# Industrielles.

## Galvanoplastik — und galvanoplastisch-artistische Anstalt der Herren Theyer und Waidele in Wien.

Das jetzige, nur immer nach Erneuerungen und Erfindungen jagende Jahrhundert forcirt selbst die Natur; — es legt sie gleichsam auf die Folterbank, um ihr nur alle, selbst die verborgensten Geheimnisse, abzulocken. Ja, der nimmer ruhende Erfindungsgeist ließ selbst todte Körper nicht ruhen, und suchte solchen noch nach dem Tode einige Zuckungen zu erpressen. Gerade solche Versuche, welche der italienische Arzt Galvani mit todten Thieren anstellte, führten zu einer der ausgezeichnetsten Erfindungen neuester Zeit. Galvani fand nämlich bei Versuchen mit todten Fröschen, daß in den Muskeln Zuckungen entstehen, wenn sie zwei in Verbindung stehende Metalle berührten, woraus er schloß, daß bei Berührung zweier verschiedener Metalle unter sich, Elektrizität erregt werden müsse. Herr Hofrath Dr. M. H. Jacobi in Petersburg war der erste, welcher die Wichtigkeit dieser Idee auffaßte, und diese einfache Wahrnehmung als den Keim von unendlichen Folgen, Wirkungen, Schlüssen, Anwendungen u. s. w. erkannte. Jacobi's Versuche begannen im Jahre 1837. Mit rastlosem Eifer verfolgte er die neu entdeckten Eigenschaften der galvanischen Strömungen, so daß er schon im Jahre 1840 die Resultate seiner Arbeiten in einer, in demselben Jahre in Petersburg erschienenen Broschüre veröffentlichte, und dadurch den Schleier über das bis dahin geheimnißvolle Dunkel der Galvanoplastik geliefert hat. Seit dieser Zeit haben sich beide Kunstverständige mit Galvanoplastik beschäftiget, und es erschienen immer mehr und mehr befriedigende Resultate. Es ist bereits über Galvanoplastik mit allen ihren Verzweigungen so viel geschrieben und gedruckt worden, daß wir uns füglich jeder näheren Erörterung hierüber enthalten können; — es ist auch keineswegs unsere Absicht, einen detaillirten, belehrenden Aufsatz über Galvanoplastik zu

schreiben, noch der Vortheile oder Nachtheile derselben zu beleuchten, — nein, unser Streben geht nur dahin, zu zeigen und zu veröffentlichen, wie weit die bei uns gemachten Versuche gelungen, und was bei uns in diesem Fache geleistet wird.

Hier sind die Herren Theyer, öffentlicher Handlungsgesellschafter, und Waidele, Dr. der Medizin, die materiellen und geistigen Kräfte, welche als Anwalte des galvanischen Prozesses öffentlich aufgetreten sind, und diesen Prozeß bisher mit dem glücklichsten Erfolge geführt haben.

Diese Herren beschäftigen sich nun bereits seit einem Jahre mit Versuchen über die praktische Anwendung der Galvanoplastik auf artistische Zwecke, und haben es bereits dahin gebracht, diese Erfindung mit voller Sicherheit des Verfahrens selbst im Großen anzuwenden und auszuarbeiten. Sie haben auch bereits eine eigene, galvanoplastisch-artistische Anstalt, in der Josephstadt Nr. 215, etablirt, in welchem sich außer zahlreichen Versuchen über die Verwendung der Galvanoplastik für Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens, so wie namentlich über Plattirung, vorzüglich mit den drei Hauptpunkten, und zwar:

1. Mit der Erzeugung einer glatten Platte für Kupferstiche jeder Art.

2. Mit Vervielfältigung von gestochenen Original-Kupferplatten von jeder beliebigen Manier des Striches, so wie mit Vervielfältigung von Platten zu Pressen und Guillochirungen, und endlich

3. mit der sogenannten Galvanographie beschäftiget wird.

Rücksichtlich der Vervielfältigung gestochener Original-Kupferplatten von jeder beliebigen Manier, hat diese Anstalt nicht allein in der vollkommensten Gleichheit der Copien mit der Originalplatte, sondern auch rücksichtlich einer gewissen Sicherheit in der Manipulation, und der daraus entspringenden Schnelligkeit des zu liefernden Objektes, die bewunderungswürdigsten Proben gegeben.

Es war vor einigen Monaten einer Nummer des „allgemeinen Wiener polytechnischen Journals“ als Kunstbeilage ein Abdruck einer von Passini gestochenen Platte, und zur Seite ein Abdruck der auf galvanischem Wege in dieser Anstalt vervielfältigten Platte, beigegeben. Beide Abdrücke sind bis auf den kleinsten, kaum merkbaren Punkt, so

ähnlich, daß selbst der Sachkundigste den einen von dem andern nicht erkannt haben würde, wenn es nicht darunter geschrieben gewesen wäre.

Eben jetzt hat die Anstalt die Prozedur mit der Vervielfältigung zweier Platten, von zwei ausgezeichneten, vaterländischen Künstlern, beendiget.

Die eine dieser beiden Platten — größeren Formats, 16 Zoll Länge und 13 Zoll Breite, mithin 208 □. Zoll — ist der bekannte Blumen-Altar nach J. D. de Heem's Original-Gemälde, gestochen von dem rühmlichst bekannten Herrn Joseph Stöber. Die zweite ist ein Votiv-Gemälde nach Paolo Veronese, gez. von Perger, und gestochen von dem ebenfalls ausgezeichneten Meister der Radirnadel und des Grabstichels, Herrn J. Axmann.

Der löbl. Magistrat hat die Abdrücke dieser beiden Kunstpiecen als Enthebungskarten vom Glückwünschen zum neuen Jahre bestimmt, und die Vervielfältigung dieser beiden Piecen durch diese Anstalt auf galvanischem Wege, bewerkstelligen lassen.

Von der Original-Platte des Blumenaltars hat man 4 Hochplatten gezogen, und von jeder derselben mehrere Tief- oder Druckplatten (es sind diejenigen, von welchen eigentlich die Abdrücke geschehen), und zwar:

| | | |
|---|---|---|
| Von der 1. gezogenen Hochplatte . | 6 | Tief- oder Druckplatten |
| " " 2. " " . | 4 | detto |
| " " 3. u. 4. gez. " von jeder 3, zusammen . . . . . | 6 | detto |
| mithin wurden im Ganzen von der Originalplatte . . . . . . . . . . | 16 | Tief- oder Druckplatten |

erzeugt.

Es ist gewiß, daß man von einer einzigen Hochplatte alle sechzehn Tief- oder Druckplatten hätte machen können, allein dieses würde etwas länger gedauert haben, und da es sich hier um Zeit und Schnelligkeit handelte mußte man den kürzeren Weg wählen, und vier Hochplatten nehmen, um schneller zu den übrigen Druckplatten zu gelangen.

Noch eine andere, vom Professor Rahl gestochene Kupferplatte von schon sehr großem Format (20⅓ Zoll Länge und 27 Zoll Breite, mithin 568⅓ □. Zoll) hat dieses Etablissement auf galvanischem Wege vervielfältiget. Von dieser wurde nur eine Hoch- und eine Tiefplatte

genommen, da nicht mehr Abdrücke nöthig waren. Die Copien entsprechen bei der vollkommensten Gleichheit mit der Originalplatte allen Anforderungen, welche rücksichtlich des Druckes, an eine Kupferplatte gemacht werden können.

Auf dieselbe Art wie bei den gravirten Platten, läßt sich auch die Vervielfältigung glatter Platten, nämlich solcher, die zum Stich vorbereitet sind, anwenden. Je schöner und reiner eine solche glatte Platte geschliffen ist, desto schöner werden die Copien. Es wird dadurch nicht nur die so beschwerliche Arbeit des Schleifens und Polirens beseitiget, sondern der Hauptvortheil solcher Platten besteht darin, daß selbe gänzlich frei von Asche, Blattern und Schiefer sind, und in dem galvanischen Prozeß, bei gehöriger Operation, sich wirklich ganz reines Kupfer erzeugen läßt. Auf dieselbe Art und nach denselben Prinzipien lassen sich auch Basreliefs, halb erhobene und ganz runde Gegenstände erzeugen, unedle Metalle mit edlen überziehen — wohin das Versilbern, Vergolden, Verplattiniren, Ueberkupfern ꝛc., gehört. Auch kann auf dieselbe Art ein Gegenstand ohne alle Löthung hermetisch eingeschlossen werden. Bei Basreliefs nimmt sich die natürliche Farbe des Kupfers besonders hübsch aus. So sahen wir z. B. das Brustbild weiland Sr. Maj. des Kaisers Franz auf diese Art galvanisirt, nach einem bleiernen Modell mehrere Male in Kupfer abgegossen. Von allen diesen Modulationen in der Anwendung der Galvanoplastik, haben wir die verschiedensten Gegenstände und Leistungen, lauter einzelne Beweise der gemachten Fortschritte gesehen, welche alle anzuführen, der Raum dieses Heftes nicht erlaubt.

Schließlich kommen wir noch auf eine wesentliche Anwendung der Galvanoplastik, nämlich auf das Malen auf solchen Platten, und das Vervielfältigen solcher Gemälde — oder der Galvanographie.

Die Galvanographie besteht darin, auf einer glatten Kupferplatte mit einer passenden, eigens hierzu präparirten Oelfarbe in Tuschmanier so zu malen, daß das Gemälde sogleich abgedruckt werden kann. Da die zartesten Tinten am schwächsten, die Schattentöne hingegen nach Erforderniß immer stärker aufgetragen werden, so entsteht gewisser Maßen ein Reliefbild, und die über eine solche gemalte Zeichnung gegossene Kupferplatte, welche die Erhöhungen der Farbenlagen vertieft darstellet, ist sogleich die Druckplatte, womit man

alsogleich Abdrücke machen kann. In dem Maße, nach welchem die Tinten mehr oder weniger hoch auf der Originalplatte aufgetragen sind, entstehen auf der Copie die Vertiefungen. Solche getuschte oder gemalte Platten haben das Ansehen, als wenn sie geschabt, oder als ob sie in Tuschmanier ausgeführt wären.

Die wärmsten Töne, vom gelben Grau an bis zu dem tiefsten Sammtschwarz, sind in dieser Manier vortrefflich zu erreichen.

Auch hierin unterhält diese Anstalt fortwährend Versuche, welchen die ergiebigsten Fortschritte folgen, so daß sie jetzt hauptsächlich durch die Erzielung der Bestimmtheit der Umrisse, woran es größtentheils allenthalben noch fehlte, alles bisher Geleistete überflügelt hat.

Der letzte Versuch in dieser Manier ist ein Gemälde von Loos, die alte Prälatur in Klosterneuburg darstellend, welche sehr gelungen ist.

Zum gänzlichen Schlusse wollen wir nur noch der beiden Herren Theyer und Waidele, als den ersten, welche in Wien sich dieser so wichtigen Erfindung, deren Ausdehnung und Einfluß auf Wissenschaften, Künste, Industrie und Gewerbe bisher noch unberechenbar ist, vorzugsweise angenommen, sie gepflegt, und sie zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht, dessen nur wir uns rühmen dürfen, die Kronen des Verdienstes, welche Journalisten bieten können, nämlich die öffentliche Anerkennung und Würdigung darbringen, und Ihnen für die in einer so wichtigen Angelegenheit gemachten Vorschritte ein herzliches „Bravo! Bravissimo!“ zurufen. Karl.

---

# Die zwölf raren unterennsischen Ehemänner,

als Fortsetzung der im Septemberhefte erschienenen „Stadt- und Landfiguren aus Oesterreich.“

Geschildert von Franz Vincenz Schindler.

Mehrere unbefangene Unterennser, meine biederen und charmanten Landsleute, denen ihre Heimat mit ihren Eigenthümlichkeiten und komischen Charakteren, mit ihren drolligen Fastnachtsgeschichtchen und polterhaften Sagen, mit ihren großen und kleinen Gespenstern lieb und werth ist, wie sie jedem Unterennser sein soll, meinten, ich sollte noch einige andere, noch weniger bekannte, ja beinahe aus dem Sprachgebrauche gemärzte Figuren aus meinem Portativ-Zettel und Notirkasten holen, um das Inland mit seinen stereotypen Individualitäten, das Ausland aber mit dem Charakterkolorite der stehenden, unterennsischen Volksmasken bekannt zu machen. Weil meine liebwerthen Landsleute also meinten, so sei es gethan in Gottes Namen, und der lieben Frawen Willen, wie mein mittelalterlicher Landsmann aus dem 15. Jahrhundert im Eingange seines Meisterliedes sagt, ohne Federlesen und zum Frommen gethan, wenn auch manche Glacehandschuhritter und belorgnetirten Laufinslands schon meinen ersten Artikel als undelikat, unzart, ja, wenn ich recht gehört habe, gar gemein gefunden haben.

Ist meinen schönen Leserinnen mit den Schwanenbusen und Rosenfingern, mit den Gazellenaugen und Liliennacken, im Waidenrain und auf der Graswiese, oder auf einem ihrer lieben Lebenswege noch kein Hodidl vorgekommen? Meine schöne Leserin winkt verneinend mit ihrem moschusduftigen Lockenhaupte, als wollte sie sagen: „Ich habe nie in meinem Leben einen Hodidl gesehen!“ Wie steht es mit dem Dappschädl und dem Bachsimperl? Hat die schöne Leserin es noch niemals auf dem Wege des für Frauen bearbeiteten Hegelianismus dahingebracht, zu ahnen, daß es auf dem lieben weiten Erdenrunde, von der Leitha und March bis an die Enns hinauf, trotzdem Schelling Vorlesungen in Berlin gibt, noch einen Schußpartel, einen Haspel, einen Lehrnl, ja sogar, was das Außerordentlichste ist, einen Lahnmian (Lehnmichau), einen Hahnenpampel, einen Maunler und Trendsa, oder eine Ledfeigen gebe? — Ja so ist es, und mit Einrechnung des wohlbekannten Simandls sind diese zwölf Adamiten die raren Ehe-

männer der Unterennserinnen, die glücklichen und unglücklichen Acquisitionen für eine unterennsische Mariage, je nachdem man es immer nehmen mag. Fern von der Absicht, einem soliden Ehemann, oder (was uns ganz unlieb wäre), einem unserer Pränumeranten etwa nahe treten zu wollen, oder ihn sabinerartig um den Besitz einer unserer schönen Leserinnen bringen zu wollen, liefern wir nachstehende Porträte der zwölf raren unterennsischen Ehemänner in der festen Ueberzeugung, daß man gar bald manchen guten, und oftmals unrichtig rangirten, alten Bekannten treffen wird.

Was wohl Hodidl eigentlich heißen mag? — Die Filologen verlieren kein Wörtchen darüber; auch Rotteck erwähnt nichts von jenem Geschlechte, wenn man von den Noachiden bis auf Napoleon rückwärts blättert. Hodidl ist einmal eine Bezeichnung, und eben so treffend, als das niederösterreichische „gottigkeit,“ welches das lateinische quasi nicht besser wiedergeben könnte. Der Hodidl ist ein ins Unterennsischderbe übersetzter, zimperlicher und ängstelnder (nicht ängstlicher) Traumichnicht, der auf alle Dinge nicht, wie jeder andere, mit geradem Schritte und gesunden Verstande, sondern im trippelnden Gange und mit befangenem Sinne losgeht, der den Finger vor das Fenster in die freie Luft hinaushält, dabei aber unter Grimassen zuckt und thut, als hielte er ihn in's Feuer. Ueberall gibt es für ihn Bedenklichkeiten, und überall Gefahr für ihn, dem Manne m t dem Weiberrocke, oder wenn man ihn besser bezeichnen will, dem unterennsischen Sardanapal, und unzertrennlich von seiner Heimat kommt ihm bald das Natürliche so fremdartig vor, daß er es gleich eben so gut für ein Märchen hält, als die Geschichte, daß der Mond unter dem Kaiser Septimius Severus zeisiggrün gewesen, und unter Friedrich Barbarossa erst kanariengelb geworden sei. Der Hodidl ist zwar mehr oder weniger läppisch, aber demungeachtet ist er in seinem Sardanapalismus von der Art geschäftig, die man im niederösterreichischen Idiome Bas'lereien nennt. Er verfertigt Vogelbauer mit grünen Thürmchen und zinnoberrothen Dächern, Springkäfige für Eichkätzchen, und gläserne Pavillons mit grünen, angepflanzten Weizenspalieren für Laubfrösche und zirpende Grillen. Dabei trippelt er in seiner läppischen Unschuld, mit zurückgeschobener roth- und weißgestreifter Schlafmütze, einem dampfenden Knasterkopf in dem linken Mundwinkel, geduckt und zusammengeschoben, barock und ungelenk, von einer Ecke der Stube in die andere, wenn er sich eine solche Arbeit in den Kopf gesetzt; noch mehr aber, wenn seine theure Ehehälfte noch ihr Morgenschläfchen hält, wo er dann dem „Simandl,“ dem bekannten Kremserbürger, am Aehnlichsten wird, und den Imbiß sammt Hausrath besorgt. Die Freunde des Hodidls und des Simandls, und zwar die intimsten, sind der Dappschädl, das Bachsimperl, der Hahnenpampel und die Ledfeigen. Warum gerade Krems der Stationsplatz der Simandlfigur ist, konnte

ich bei meinem Aufenthalte alldort nicht eruiren. Eine höchst vasie Sage aus der Schwedenzeit, und einige verschiedenartig lautende Stadtgeschichtchen ist das Ganze, was ich hierüber erfahren. So viel aber weiß ich, daß noch gegenwärtig in Krems die sogenannten Simandlbriefe verkauft werden, welche die Statuten dieser ehrbaren Zunft enthalten, und daß, wenigstens noch zu meiner Zeit, in einer Weinschenke (die Schildaufschrift ist mir entfallen), alljährlich das sogenannt Simandlfest gefeiert wurde. Der Dappschädl ist das Seitenstück des im Septemberhefte geschilderten Bamschabels; er ist der Mann, der Sonne, Mond, Sterne, zwölf Baßgeigen und einen Schulmeister zusammenwürfelt, aber die größte Resignation in allen seinen Aussprüchen besitzt. Er kümmert sich um kein Recht und keine Convenienz, um seine eigenen Interessen geltend zu machen; ja macht man ihn nach einer solchen Resignation darauf aufmerksam, so entschuldigt er sich mit dem Nichtwissen und mit dem Nichtsdarangelegensein. Ledfaigen und Bachsimperl sind dem Grundtypus nach ziemlich homogen. Ledfeigen ist der Mann ohne Antheil und ohne Interesse, ja der Mann, welcher nicht einmal die Einsicht und die Courage zu einem Antheil oder zu einer Interessennehmung in sich trägt. Alles Feuer ist in ihm erloschen, statt warmem Blut rollt kaltes Wasser durch seine Adern, er ist die Muthlosigkeit in höchster Potenz. Er unternimmt nichts, und was Andere unternommen haben, das nur ein wenig mit dem Kolorite des Kühnen behaftet ist, zerstört er gewiß, indem er bald auf halbem Wege wieder umkehrt. Das Bachsimperl ist die Unschuld vom Lande in männlicher Gestalt, mit allzuviel Gutmüthigkeit, mit allzugroßer Nachgiebigkeit, und mit allzugroßer Passivität. Es steht bei allen Entschlüssen, wie das Kind bei'm Bache; es findet keine Mittel, obwol es sich solche vollends vorgenommen. Es studirt und denkt, zuletzt verschwimmt auch dieser Entschluß, auf Mittel zum Zwecke zu denken, und er ergibt sich einem bewußtlosen Hinstarren ohne Farbe und ohne Ziel. Der Hahnenpampel im Gegentheile ist eine diesen vorausgegangenen Figuren ganz und gar kontrastirende Erscheinung. Er ist die dumme Nocken in Mannskleidern, der Mann mit der unterennsischen Grandezza, der sich einbildet, nur allzuviel Gutmüthigkeit zu besitzen, um nicht schon lange die ganze Welt löffelweise verschlungen zu haben. Sein waltender Egoismus macht ihn zum größten Machthaber; er fühlt in sich die Kraft, ihm zu Liebe würde die Rose ein Haubenstock, der Schmetterling ein Mond, die Sonne ein Parapluimacher, und der Dorfmagister ein blauatlasenes Kanapee zu werden im Stande sein, wenn er nur wollte. Diese sechs wären nun das erste halbe Dutzend der erlauchten unterennsischen Ritterschaft, und wir wollen aus dieser ziemlich gleichgesinnten Halbdutzendsocietät noch einige von der anderen Zwölfhälfte in dieselbe einführen. Mit der Ledfaigen und dem Bachsimperl stehen beinahe auf einer Glanzstufe der Lahn-

mian, der Maunler und der Trendsa. Ersterer scheint das Seitenstück des obderennsischen Pickan zu sein, welchen Stelzhammer in seinen obderennsischen Liedern so trefflich behandelt hat. Der Pickan ist freilich mehr ein Trunkenbold, der mit seinem lustigen Fuhrwerk zu Markte fahren soll, allein vor keiner Schenke passiren kann, ohne in dieselbe in dieselbe hineinzustürzen; dem es unter seinen Zechbrüdern dann von keiner erheblichen Wirkung mehr ist, wenn er erfährt, daß ihm die Rosse sammt dem Wagen durchgegangen, und über Stock und Stein gefahren wären. Was bei'm Pickan Natur ist, das wird zum Bilde, wenn man ihn mit dem Lahnmian parallelisirt, daher die obige Detaillirung des Pickan mehr als bildliche Folie bei der Charakterschilderung des Lahnmian dienen möge, welche, in Kürze gesagt, einen Menschen umfaßt, der keine Energie, keine Thätigkeit besitzt, der bei der Barriere sein Lebenlang verweilen möchte, an die man ihn in seinem Flegelkleide gestellt. Der Lahnmian ist ein guter Wachposten; er desertirt gewiß nicht, aber schläft desto sicherer im Schilderhause ein. Der Maunler und der Trendsa sind zwei Figuren, wovon keine der anderen wegen Uebereilung die Leviten zu lesen braucht, während gerade der Schußpartel und der Haspel die Männer mit der schwachen Ueberlegung sind. Der Maunler ist der Laborant, der alle Umwege zu seiner Entreprise macht, die nur menschlich denkbar sind; der so zu sagen, das Pferd bei'm Schweife aufzäumt, der Kleinigkeiten oder Nebendinge unternimmt, die nur in ichwachem Rapporte mit dem gegenwärtigen Fragepunkte stehen. Jahrtausende genügen ihm nicht, um din Ideechen zu realisiren, denn er ist die personificirte Umständlichkeit mit dem ewigen qui pro quo an der Seite. Der Maunler sowohl, als auch der Trendsa, verdienen sich sehr wenig, kaum so viel, dem Stadtgardisten seinen Maibusch, oder den Himmelträgern ihren Martinitrunk bezahlen zu können. Der Maunler arbeitet beständig in seinem Nebel und Dunstkreise fort, während der Trendsa seine Saumseligkeit systematisch betreibt, und die Intervalle zwischen den Stunden der Aktivität gerade also zu postiren weiß, daß heute ein Stückchen von der Entreprise unternommen, und nach einer Methusalemsperiode wieder ein Stückchen realisirt werde. Seine Thätigkeit ist immer getheilt, während der Maunler in beständiger Aktivität sich befindet. Fängt er aber an, auch in diesem Punkte mit dem Maunler zu harmoniren, so geschieht es gewiß nach seiner Weise. Er bleibt dann bei dem Gange einer Idee nicht fix, sondern ergreift bald hier einen Lappen, bald dort einen Lappen, beginnt bald hier eine Partielle, und bald dort eine Partielle, ohne eine klare Uebersicht über die Eigenschaft des Ganzen zu erhalten. Bei'm Maunler kann die Ahnl zehnmal aus der Kirche kommen, bis er mit einer winzigen Angelegenheit, z B. mit dem Lichtputzen und dem Uhraufziehen fertig geworden. Bei'm Trendsa hingegen

erlebt es die Ahnl gar nicht; sie wird in den mit künstlichen Blumen geschmückten Schrein gelegt, sie wird in das Grab gesenkt, kommt dann in den Himmel, und ist dann lang, lang noch im Himmel — u. s. w., und der Trendsa ist noch auf dem Punkte, wo die Ahnl war, als sie mit dem Herrn Gottlieb, ihrem seligen Gemahl, das erste Anziehen der beblümten, neuen seidenen Bordenweste gefeiert hatte. Und also haben wir die zwölf raren unterennsischen Ehemänner abgehandelt, ein Paar unschuldige Porträte aus der Volksthümlichkeit, vielleicht auch mehlig und geläß, als ob man Haberstroh esse, — aber Jeder thut, was er kann.

---

## Lokal-Homonymen.

1.

König in einem Reich,
Bekannter Arzt zugleich,
Bin ich zuweilen Arzt, nach meiner Künstlerpflicht,
Ich werd' gerufen oft, und ordinire nicht.

2.

Ich bin das Gold, das man genießen kann,
Ich bin der Staub, der Mauern niederstürzt,
Bin euer Liebling, ein berühmter Mann,
Der euch durch seine Kunst viel Abende gewürzt.

Jg. G — d.

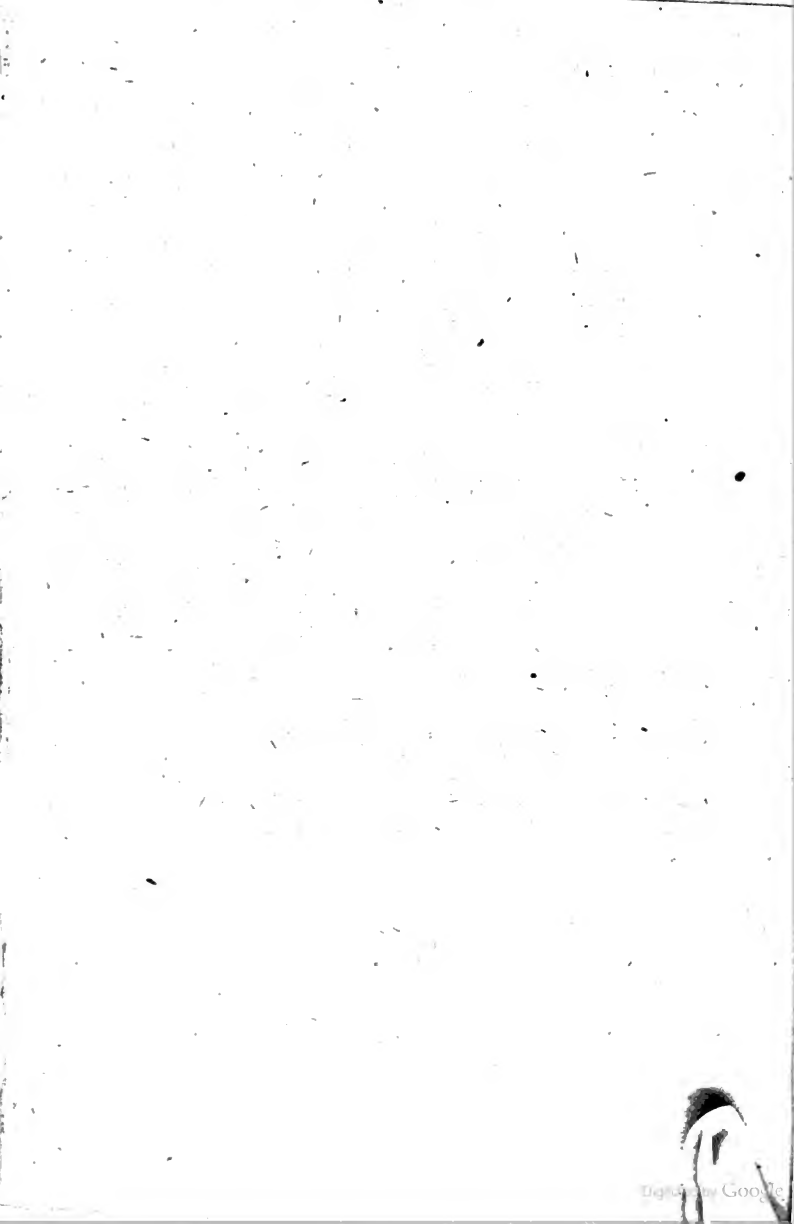
Die Auflösungen folgen im nächsten Hefte.

## Auflösung

der Lokal-Charade im 11. Hefte des „Wiener Volksgartens“:

Brunn im Gebirge.





Date Due

| | | | |
|---|---|---|---|
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |